



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

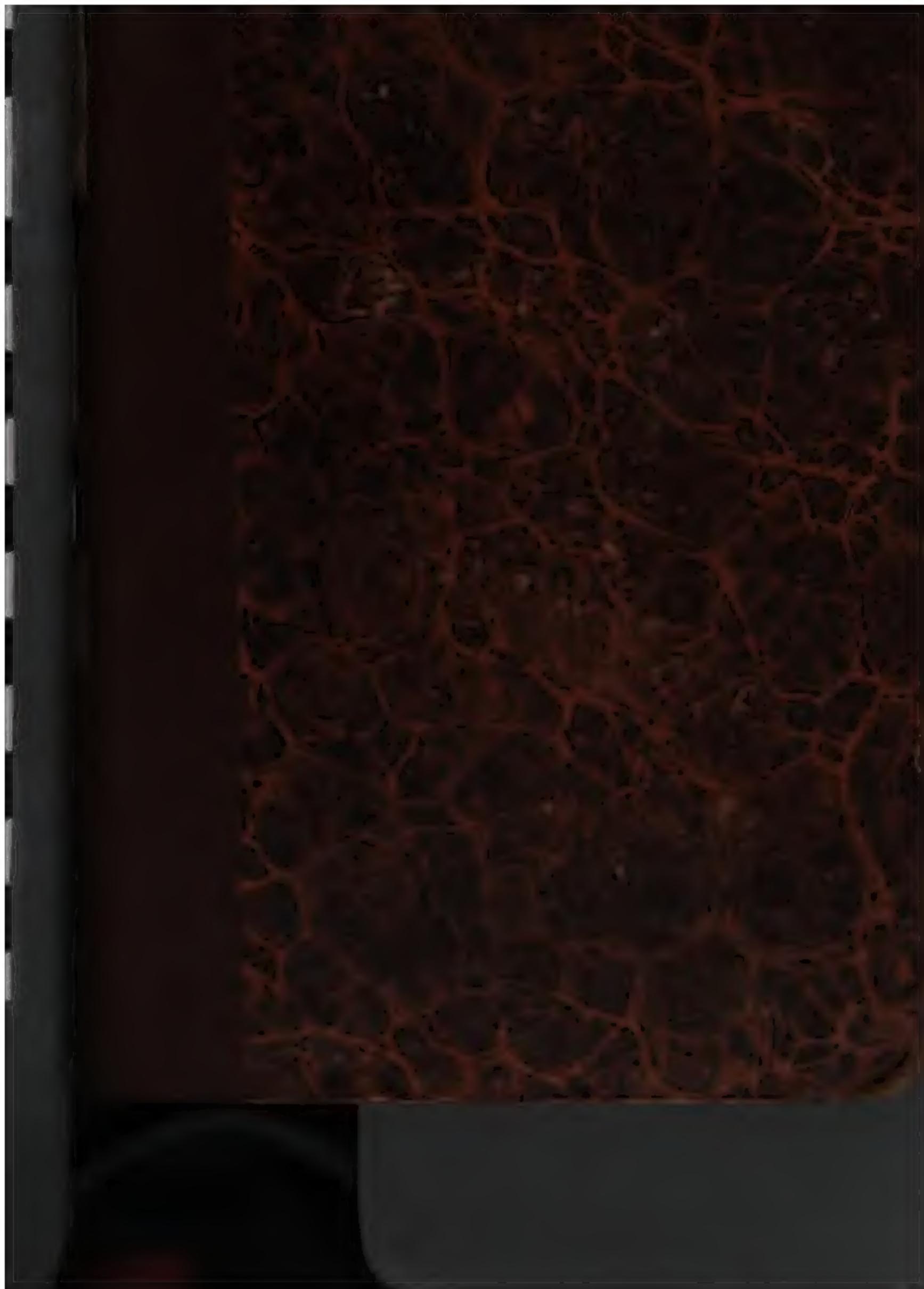
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





Das  
umgebung  
der

II Sprache,

und

und Beredsamkeit

ausführlich dargestellt

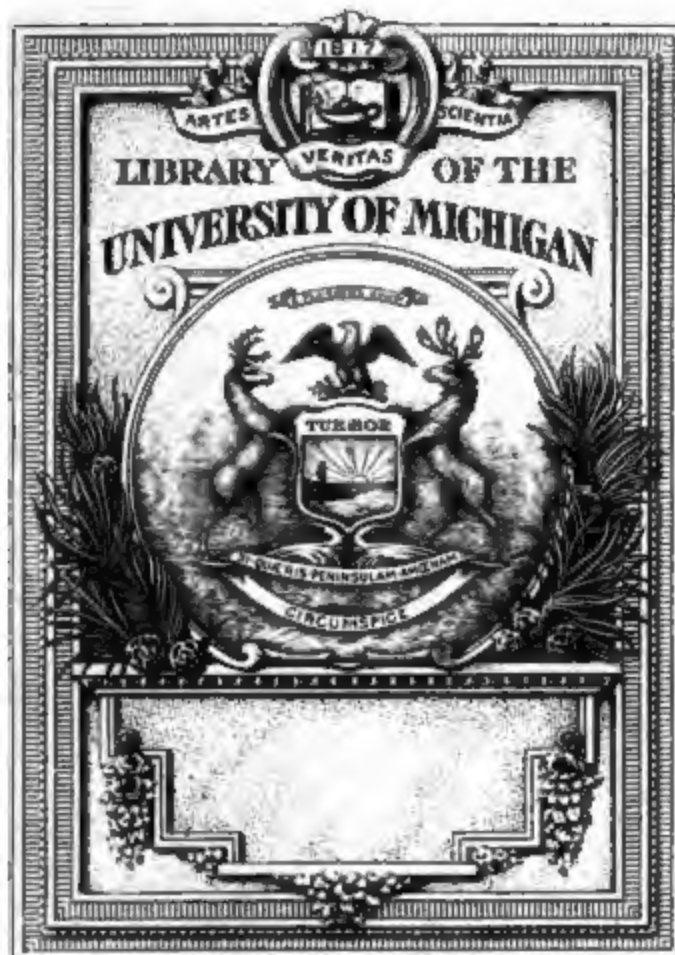
von J. Pölitz.

1800.

Leipzig.

Verlag.





000  
P74

10

Das  
Gesamtgebiet  
der  
deutschen Sprache,

nach  
Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit  
theoretisch und practisch dargestellt

von  
Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

---

Dritter Band.  
Sprache der Dichtkunst.

---

Leipzig, 1825.  
J. E. Hinrichssche Buchhandlung.





## Inhalt des dritten Theiles.

### Das Gesamtgebiet der Sprache der Dicht- kunst.

#### Einleitung.

1. Vorbereitende Begriffe. . . . .	S. 1
2. Der eigenthümliche Charakter der Sprache der Dichtkunst. . . . .	4
3. a) Verhältniß des Gefühlsvermögens zur Spra- che der Dichtkunst. . . . .	6
4. Fortsetzung. . . . .	7
5. b) Verhältniß der Einbildungskraft zur Sprache der Dichtkunst. . . . .	11
6. Fortsetzung. . . . .	14
7. c) Die Technik der dichterischen Form. . . . .	18
8. Fortsetzung. . . . .	21
9. Fortsetzung. Ueber Prosodie in der deutschen Sprache. . . . .	23
10. Fortsetzung. Ueber den Reim. . . . .	28
11. Eintheilung der Dichtungsarten. . . . .	31
12. Die drei Schreibarten in der Sprache der Dicht- kunst. . . . .	34

7-9-36 m FP

1)	Die lyrische Form der Dichtkunst.	
13.	Charakter und einzelne Theile der lyrischen Dicht-	
	kunst. . . . .	S. 36
14. a)	Das Lied. . . . .	39
15.	Beispiele des religiösen Liedes, von Luther, Opitz, Spee, Dach, v. Cronest, der Gottschedin, Joh. Andr. Cramer, Sturm, Fr. Leop. Graf zu Stolberg, v. Matthiesson, Wahlmann, Tiedge. .	42
16.	Beispiele des weltlichen Liedes vom Kaiser Heinrich 6, Markgrafen Otto mit dem Pfeile, Joh. Valent. Andrea, Andr. Escher- ning, v. Canitz, J. Ebstn. Günther, Lessing, Gleim, Weiße, v. Halem, v. Salis, Boß, Ludw. Tieck, Ruhn, v. Houwald, und Grafen v. Löben (Isi- dorus Orientalis). . . . .	58
17. b)	Die Ode. . . . .	79
18.	Beispiele der Ode von Paul Fleming, Klop- stock, v. Gerstenberg, Eulog. Schneider, Niemeyer, Heydenreich, v. Herder, v. Sonnenberg, Starke, Boß und einem Ungenannten. . . . .	85
19. c)	Die Hymne. . . . .	108
20.	Beispiele der Hymne von Eschering, Uz, Gleim, Mor. Aug. v. Thümmel, Lava- ter, Fr. Leop. Graf zu Stolberg, Rose- garten, Seume. . . . .	110
21. d)	Die Dithyrambe. . . . .	130
22.	Beispiele der Dithyrambe von Willamov, Blum, Ruhn. . . . .	132
23. e)	Die Rhapsodie. . . . .	139
24.	Beispiele der Rhapsodie von Namler und Rosegarten. . . . .	140



# Inhalt.



25. f) Die Elegie. . . . .	S. 143
26. Beispiele der Elegie von Drollinger, Albr. v. Haller, Höltz, v. Herder, J. Geo. Jacobi, Manso, v. Matthiſſon, Mahl- mann, Kuhn, Roſegarten. . . . .	147
27. g) Die Heroide. . . . .	166
28. Beispiel der Heroide von Wieland. . . . .	170
29. h) Die Cantate. . . . .	175
30. Beispiele der Cantate von Gottſched, Karl Gfr. Rüttner, Fr. Leop. Graß zu Stol- berg, Ramlers. . . . .	183
31. i) Das Sonett. . . . .	193
32. Beispiele des Sonetts von Paul Flemming, Katharina v. Greiffenberg, Andr. Gry- phius, v. Hoffmannswaldau, Schie- beler, Bürger, Aug. Wilh. v. Schle- gel, Baggeſen. . . . .	195
33. k) Das Madrigal, Rondeau und Triolet. . . . .	203
34. Beispiele zu dieſen Formen von v. Hage- dorn, Leſſing, Tiebge, Gleim, Klamor Schmidt, Ernſt Schulze, Haug, v. Reinhard, Schneider, und einigen Un- genannten. . . . .	204

## 2) Die didactiſche Form der Dichtkunſt.

35. Charakter der didactiſchen Form der Dichtkunſt.	209
36. Beispiele aus dem Lehrgedichte von Opitz, Bernik, Duſch, Wirthoſ, Heydenreich, v. Schiller, v. Noſtiß und Jänckendorf (Arthur vom Nordſtern), Manso, Conz, Chriſt. Schreiber, Tiebge, Pöliß. . . . .	218

## 3) Die epische Form der Dichtkunſt.

37. Charakter und einzelne Theile der epischen Form der Dichtkunſt. . . . .	248
--	-----

38.	Fortsetzung. . . . .	S. 252
39.	a) Das ernste Heldengedicht. . . . .	255
40.	Beispiele desselben von v. Schnaich, Klopstock, Bodmer, v. Sonnenberg, Fr. Aug. Müller. . . . .	262
41.	b) Das komische Heldengedicht. . . . .	284
42.	Beispiele desselben von Kollenhagen und v. Thümmel. . . . .	286
43.	c) Die Romanze und Ballade. . . . .	297
44.	Beispiele von Seume, Wilh. Aug. v. Schlegel, Luise Brachmann, v. Steigentesch. . . . .	301
45.	d) Die Legende. . . . .	318
46.	Beispiele von v. Herder, v. Göthe, Langbein. . . . .	319
47.	e) Die poetische Erzählung. . . . .	327
48.	Beispiele von Burcard Waldis, Hans Sachs, Eschering, Bernik, Götter, v. Thümmel, Pfeffel, v. Götingk, Aloys Schreiber. . . . .	330
49.	f) Die Fabel. . . . .	344
50.	Beispiele von Bonerius, Burcard Waldis, v. Hagedorn, J. Benj. Michaelis, Lessing, Pfeffel, Gleim, v. Kleist, Burmann, J. Nic. Gök, Tiedge, Zink, Krummacher. . . . .	347

#### 4) Die dramatische Form der Dichtkunst.

51.	Charakter und einzelne Theile der dramatischen Form der Dichtkunst. . . . .	363
52.	Fortsetzung. . . . .	365
53.	Fortsetzung. . . . .	371
54.	a) Das Trauerspiel. . . . .	377
55.	b) Das Lustspiel. . . . .	383
56.	c) Das Schauspiel. . . . .	387

57. d) Das Singspiel. . . . .	S. 390
1) Melodrama.	
58. Fortsetzung. . . . .	393
2) Oper. 3) Operette.	
5) Die Ergänzungsklasse der vier Haupt- formen der Dichtkunst.	
59. Begriff und einzelne Formen der Ergänzungsklasse der Dichtkunst. . . . .	397
60. a) Die Idylle. . . . .	399
61. Beispiele derselben von Sal. Geßner, Ne- ckert, Blum, Bronner. . . . .	401
62. b) Die poetische Epistel. . . . .	410
63. Beispiele von v. Ziegler und Klipphausen, Ehstn. Gryphius, v. Cronest, Blu- maner, Just, v. Thümmel, Tiedge, Mächler, Schink. . . . .	412
64. c) Die dichterische Schilderung. . . . .	426
65. Beispiele von Schwieger, Schottel, v. Hoffmannswaldau, v. Lohenstein, Joh. Nic. Gbß, Gotter, Schubart, Jean Paul, Dehlenschläger, Tiedt, Schink. . . . .	428
66. d) Die Parabel und Paramythie. . . . .	442
67. Beispiele von Krummacher, Hamann, v. Herder. . . . .	444
68. e) Der Dialog und Monolog. . . . .	448
69. Beispiele von Rosgarten, v. Schiller, Heydenreich. . . . .	451
70. f) Die Satyre. . . . .	457
71. Beispiele von Rachel, Neukirch, Rabener, Falk. . . . .	549
72. g) Die Parodie und Travestirung. . . . .	471
73. Beispiele von Gittermann, Bretschnei-	



der, Mächler, Blumauer und zwei Un-	
genannten. . . . .	S. 475
74. b) Der Roman, das Märchen und die Novelle.	482
75. Fortsetzung. . . . .	487
76. Schluß. . . . .	490
77. i) Das Sinngedicht und Epigramm. . . .	491
78. Beispiele von v. Logau, Heydenreich, Conz, J. Geo. Jacobi, v. Schiller, Pfeffel, Kam. Schmidt, Klinkicht, Mnioch, Flemming, Chfn. Gryphius, Wernike, Lessing, Bürger, Kretsch- mann, Haug, Buddens, Herflots, Weißer, Bouterwet, v. Ryaw und ei- nigen Ungenannten. . . . .	493
79. k) Das Räthsel, die Charade, der Logogryph und das Anagramm. . . . .	499
80. Beispiele von Mächler, Langhein, Kind, Heyne und einigen Ungenannten. . . .	501

---

### Berichtigungen.

- S. 88 Z. 18 v. o. l. meinen.  
 — — Z. 6 v. u. l. 3 statt 2.  
 S. 100 Z. 11 v. o. l. 1805.  
 S. 176 Z. 1 v. u. l. durch diese.
-

---

# Das Gesamtgebiet der Sprache der Dicht- kunst.

---

## E i n l e i t u n g.

### 1.

#### Vorbereitende Begriffe.

Die Begründung und Entwicklung des selbstständigen Charakters der Sprache der Dichtkunst, nach der ursprünglichen, im Wesen des menschlichen Geistes selbst enthaltenen, Verschiedenheit derselben von der Sprache der Prosa und der Beredsamkeit, ist nur vermittelt der Philosophie der Sprache möglich, inwiefern diese von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes ausgehet, und in den Thatsachen des Bewußtseyns die Ankündigung der drei selbstständigen Vermögen desselben — des Vorstellungsvermögens, des Gefühls- und des Bestrebungsvermögens — nachweist. Denn, wenn gleich im Allgemeinen jeder Darstellung durch Sprache zunächst die Vorstellung des dargestellten Gegenstandes, und also eine Thätigkeit des Vorstellungsvermögens vorausgehen muß; so stammen doch die verschiedenarti-

gen Stoffe der Sprachdarstellung nicht bloß aus dem Vorstellungsvermögen. Es sind vielmehr das Gefühls- und das Bestrebungsvermögen eben so, wie das Vorstellungsvermögen, ursprüngliche Quellen des Stoffes, der durch Sprache dargestellt wird. Weil aber das Gefühl und die Bestrebung nicht unmittelbar als Gefühl und Bestrebung in der Sprache dargestellt werden können, sondern nur mittelbar durch Vorstellungen, in welche die Gefühle und Bestrebungen aufgelöst werden müssen, bevor sie in den Kreis der Sprachdarstellung übergehen können; so ergiebt sich auch daraus von selbst, weshalb der Ursprung der Sprache der Dichtkunst aus dem tiefbewegten menschlichen Gefühlsvermögen und der Ursprung der Sprache der Beredsamkeit aus den zu dem Bewußtseyn gelangten einzelnen Zuständen des menschlichen Bestrebungsvermögens so häufig verkannt werden konnte, woraus die unrichtige Auffassung der Eigenthümlichkeit und des Grundcharakters der Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit für Theorie und Praxis von selbst hervorging.

Nur erst, nachdem in der Philosophie selbst die drei geistigen Vermögen nach ihrer ursprünglichen Selbstständigkeit, nach ihrer Eigenthümlichkeit, nach ihrer Verschiedenheit von einander, und nach ihrer Gleichordnung (Coordination) in Beziehung auf die Ankündigung ihrer Thätigkeit im Bewußtseyn wissenschaftlich durchgeführt worden waren, konnte auch in der Philosophie der Sprache (Th. I. S. 146 ff.) die ursprüngliche Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit — in Angemessenheit zu der im Bewußtseyn vorausgehenden Thätigkeit des Vor-



stellungs-, Gefühls- und Beſtrebungsvermögens — wiſſenſchaftlich entwickelt, und eben ſo die weſentliche Verſchiedenheit der äußern Ankündigung dieſer drei Sprachen, wie die Gleichordnung derſelben in Beziehung auf den durch ſie vermittelten wörtlichen Ausdruck der innern Zuſtände des Bewußtſeyns durch Sprache, nachgewieſen werden. Denn ſo nahe auch im Kreiſe der Wirklichkeit die einzelnen Gebiete der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit an einander grenzen; ſo muß doch die Philoſophie der Sprache zwiſchen dieſen Sprachgebieten eben ſo ſcharf unterſcheiden, und eben ſo genau ihren Umfang ausmeſſen, ihre Grenzen bezeichnen und ihren Inhalt angeben, wie die Philoſophie, in ihrem theoretiſchen Theile, den eigenthümlichen Charakter jedes der drei geiſtigen Vermögen nach ſeiner Ankündigung und nach ſeiner Verſchiedenheit von den beiden andern Vermögen aufſtellt, obgleich alle drei Vermögen Einem und demſelben geiſtigen Subjecte angehören, und in Einem und demſelben Bewußtſeyn wahrgenommen werden. So wie aber die Wirksamkeit jedes der drei geiſtigen Vermögen, nach ſeiner Ankündigung im Bewußtſeyn, in der Wiſſenſchaft als ein in ſich zuſammenhängendes und abgeſchloſſenes Ganzes dargeſtellt werden kann und dargeſtellt werden muß, ſo nahe übrigens dieſe drei geiſtigen Vermögen einander verwandt ſind und ſo oft die Zuſtände derſelben in einander verſchmelzen; ſo muß auch jedes einzelne Gebiet der Sprache der Proſa, der Dichtkunſt und der Beredſamkeit als ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes, nach allen ſeinen Gattungen, Arten und Formen, wiſſenſchaftlich aufgeſtellt und durchgeführt werden, wenn gleich im Umfange der Sprache ſelbſt dieſe Gebiete genau an

einander grenzen und sich nicht selten gegenseitig berühren.

## 2.

### Der eigenthümliche Charakter der Sprache der Dichtkunst.

Wenn der eigenthümliche Charakter der Prosa auf der Darstellung der unmittelbaren Zustände des menschlichen Vorstellungsvermögens, und der eigenthümliche Charakter der Beredsamkeit auf der Darstellung der einzelnen Zustände des menschlichen Bestrebungsvermögens mittelst der Sprache beruht, so beruht der eigenthümliche Charakter der Sprache der Dichtkunst auf der Darstellung der individuellen Gefühle mittelst der Sprache, unter der Bedingung der Idealisierung dieser Gefühle durch die Selbstthätigkeit der Einbildungskraft.

Nach dieser Begriffsbestimmung gehört daher zum Wesen des Dichters zuerst ein lebendiges, tiefes, sorgfältig und gleichmäßig gebildetes Gefühl, weil weder der Ausdruck bloßer Vorstellungen, noch bloßer Bestrebungen das Gepräge der Dichtkunst tragen kann; sodann eine selbstthätige Einbildungskraft, welche die individuellen Gefühle zu idealisiren vermag, weil nur derjenige Dichter ist, der die ihm einwohnenden individuellen Gefühle im Lichte des Ideals darzustellen im Stande ist; und endlich eine Form der Sprache, unter welcher der idealisirte Ausdruck der individuellen Gefühle nicht nur sogleich erkannt werden kann, sondern die auch wegen ihrer vollendeten äußern (technischen) Schönheit um ihrer selbst willen gefällt.

Wenn also der eigenthümliche Charakter der Dichtkunst theoretisch begründet und wissenschaftlich durchgeführt werden soll; so müssen drei Hauptgegenstände in kurzen Umrissen erläutert werden, wovon die beiden ersten das innere Wesen der Dichtkunst, nach ihrer Verschiedenheit von dem ursprünglichen Wesen der Prosa und Beredsamkeit im menschlichen Geiste bezeichnen, der dritte aber die äußere Ankündigung der Dichtkunst in dem Kreise der Sprache betrifft. Denn wenn, nach der hier aufgestellten Theorie, ein reiches, tiefes und vielseitig gebildetes Gefühlsvermögen die unachlässliche Grundbedingung des eigenthümlichen Charakters und des Wesens der Dichtkunst bildet; so kann doch nur der als Dichter gelten, dessen Einbildungskraft so reich, so kräftig und so ausgebildet ist, daß er seine individuellen Gefühle zu idealisiren und unter der Hülle des Ideals in der Sprache darzustellen vermag. Soll aber das Letzte ihm gelingen; so muß er auch über die Sprache nach ihrem ganzen Umfange gebieten, damit unter der von ihm geschaffenen Form der Sprache die Ursprünglichkeit seines dargestellten Gefühls und die Idealisirung desselben vermittelst der Einbildungskraft bestimmt hervortrete. Denn nicht bloß Sylbenmaas oder Reim, sondern die unverkennbare Ankündigung eines individuellen, durch die Einbildungskraft idealisirten, Gefühls vermittelst der Form der Sprache, entscheidet über die äußere (technische) Vollkommenheit der dichterischen Darstellung, während — im entgegengesetzten Sinne — bei erlangter Fertigkeit in prosodischer Ankündigung rhythmischer Reihen, das, was nach seinem ursprünglichen Wesen nur Prosa ist, und durchaus nicht in das Gebiet der Sprache der Dichtkunst ge-

hört, unter der äußern Hülle von Sylbenmaas und Reim sich ankündigen kann.

## 3.

a) Verhältniß des Gefühlsvermögens zur Sprache der Dichtkunst.

Gäbe es im menschlichen Geiste kein selbstständiges, vom Vorstellungs- und Bestrebungsvermögen verschiedenes, Gefühlsvermögen; so gäbe es auch im Gesamtgebiete der menschlichen Sprache keine selbstständige, von Prosa und Beredsamkeit ursprünglich verschiedene, Sprache der Dichtkunst. Die Selbstständigkeit und der eigenthümliche Charakter der Sprache der Dichtkunst steht und fällt daher mit der ursprünglichen Selbstständigkeit und mit der ursprünglichen Eigenthümlichkeit des menschlichen Gefühlsvermögens nach seiner Ankündigung im Bewußtseyn. Denn so unentbehrlich die Thätigkeit der Einbildungskraft zur Vollendung einer dichterischen Form bleibt; so liegt doch der im Gedichte darzustellende Stoff nicht im Kreise der Einbildungskraft, sondern im Kreise des Gefühlsvermögens. Forschen wir daher nach allen gelungenen dichterischen Gebilden vom Homer an bis auf Goethe und Schiller; so mußte der Stoff der Dichtungen aus ihren Gefühlen stammen, obgleich die Einbildungskraft dieser Dichter den Stoff zu der Form gestaltete, unter welcher der im Gefühlsvermögen gehöhrne Stoff, als vollendete Form, in den Kreis der äußern Sprachdarstellung eintrat.

Bei keinem Vermögen des menschlichen Geistes ist es aber so schwierig, wie bei dem Gefühlsvermögen, das Ursprüngliche und Eigenthümliche desselben

aufzusuchen, dasselbe von dem Ursprünglichen der beiden andern Vermögen in ihren Ankündigungen innerhalb des Bewußtseyns scharf zu unterscheiden, und jenes Ursprüngliche und Eigenthümliche durch Sprache bestimmt zu bezeichnen. Denn sobald der an sich ursprüngliche Zustand des Gefühlsvermögens durch Sprache bezeichnet wird; sobald hat er auch bereits den Charakter seiner Ursprünglichkeit verloren, weil er nur dann in der Sprache durch Worte ausgedrückt werden kann, wenn er vorher Vorstellung geworden, mithin das Gefühl in Vorstellung — in den Zustand eines andern geistigen Vermögens — übergegangen ist. So viel aber auch von der im Bewußtseyn sich ursprünglich ankündigenden Innigkeit, Tiefe und Gluth der Gefühle bei ihrem Uebergange in Vorstellungen, verloren gehen mag; so wohnt doch diesen aus dem Gefühlsvermögen stammenden Stoffen für die Sprachdarstellung noch immer so viel Innigkeit und Wärme bei, daß sie, nach ihrem Ursprunge, nicht mit den unmittelbaren Zuständen des Vorstellungsvermögens verwechselt werden können, sondern auf ihre Quelle, auf das dem menschlichen Geiste zukommende selbstständige Gefühlsvermögen, zurückgeführt werden müssen.

## 4.

## F o r t s e t z u n g.

Soll das Gefühlsvermögen, völlig gleichmäßig mit dem Vorstellungs- und Bestrebungsvermögen, in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des geistigen Wesens begründet seyn (Th. 1. S. 152 ff.); so muß ihm, wie diesen, theils eine ursprüngliche eigenthümliche Ankündigung seiner Thätigkeit, theils

hört, unter der äußern Hülle von Sylbenmaas und Reim sich ankündigen kann.

## 3.

a) Verhältniß des Gefühlsvermögens zur Sprache der Dichtkunst.

Gäbe es im menschlichen Geiste kein selbstständiges, vom Vorstellungs- und Bestrebungsvermögen verschiedenes, Gefühlsvermögen; so gäbe es auch im Gesamtgebiete der menschlichen Sprache keine selbstständige, von Prosa und Beredsamkeit ursprünglich verschiedene, Sprache der Dichtkunst. Die Selbstständigkeit und der eigenthümliche Charakter der Sprache der Dichtkunst steht und fällt daher mit der ursprünglichen Selbstständigkeit und mit der ursprünglichen Eigenthümlichkeit des menschlichen Gefühlsvermögens nach seiner Ankündigung im Bewußtseyn. Denn so unentbehrlich die Thätigkeit der Einbildungskraft zur Vollendung einer dichterischen Form bleibt; so liegt doch der im Gedichte darzustellende Stoff nicht im Kreise der Einbildungskraft, sondern im Kreise des Gefühlsvermögens. Forschen wir daher nach allen gelungenen dichterischen Gebilden vom Homer an bis auf Göthe und Schiller; so mußte der Stoff der Dichtungen aus ihren Gefühlen stammen, obgleich die Einbildungskraft dieser Dichter den Stoff zu der Form gestaltete, unter welcher der im Gefühlsvermögen gehobrne Stoff, als vollendete Form, in den Kreis der äußern Sprachdarstellung eintrat.

Bei keinem Vermögen des menschlichen Geistes ist es aber so schwierig, wie bei dem Gefühlsvermögen, das Ursprüngliche und Eigenthümliche desselben

aufzusuchen, dasselbe von dem Ursprünglichen der beiden andern Vermögen in ihren Ankündigungen innerhalb des Bewußtseyns scharf zu unterscheiden, und jenes Ursprüngliche und Eigenthümliche durch Sprache bestimmt zu bezeichnen. Denn sobald der an sich ursprüngliche Zustand des Gefühlsvermögens durch Sprache bezeichnet wird; sobald hat er auch bereits den Charakter seiner Ursprünglichkeit verloren, weil er nur dann in der Sprache durch Worte ausgedrückt werden kann, wenn er vorher Vorstellung geworden, mithin das Gefühl in Vorstellung — in den Zustand eines andern geistigen Vermögens — übergegangen ist. So viel aber auch von der im Bewußtseyn sich ursprünglich ankündigenden Innigkeit, Tiefe und Gluth der Gefühle bei ihrem Uebergange in Vorstellungen, verloren gehen mag; so wohnt doch diesen aus dem Gefühlsvermögen stammenden Stoffen für die Sprachdarstellung noch immer so viel Innigkeit und Wärme bei, daß sie, nach ihrem Ursprunge, nicht mit den unmittelbaren Zuständen des Vorstellungsvermögens verwechselt werden können, sondern auf ihre Quelle, auf das dem menschlichen Geiste zukommende selbstständige Gefühlsvermögen, zurückgeführt werden müssen.

## 4.

## F o r t s e t z u n g.

Soll das Gefühlsvermögen, völlig gleichmäßig mit dem Vorstellungs- und Bestrebungsvermögen, in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des geistigen Wesens begründet seyn (Th. 1. S. 152 ff.); so muß ihm, wie diesen, theils eine ursprüngliche eigenthümliche Ankündigung seiner Thätigkeit, theils

Die zweite Grundbedingung der dichterischen Darstellung beruht daher darauf, daß der aus dem Gefühlsvermögen stammende Stoff für jedes dichterische Erzeugniß, nach seinem Uebergange ins Vorstellungsvermögen, vermittelt der Einbildungskraft eine idealisch-Bekleidung erhalte, und, mit dieser Ausstattung, eintrete ins Gebiet der Sprache; denn nur das Idealische trägt in der Sprachdarstellung den Charakter der Dichtkunst. Der bloße Begriff des Verstandes, und wäre er noch so abgeglättet in Sylbenmaas und Reim gekleidet, kann nie als Erzeugniß der Dichtkunst erscheinen; denn ihm fehlt eben so die Abstammung aus dem Gefühlsvermögen, wie er der idealischen Haltung durch die Thätigkeit der Einbildungskraft ermangelt. (So wird z. B. Kästners Lehrgedicht von den Römern nie als Gedicht gelten, ob es gleich im abgemessenen Sylbenmaase sich bewegt; dagegen sind viele Erzeugnisse Jean Pauls echt dichterische Formen, ob sie gleich des Sylbenmaases und Reimes ermangeln.)

Unter allen Urbildern (Idealen) der Einbildungskraft sind aber die Ideale des Wahren, des Schönen und des Guten die drei höchsten, die sie hervorbringt, und welchen sie jede einzelne idealische Form unterordnet. Wenn das Ideal des Wahren der höchste Zielpunct für alle durch das Vorstellungsvermögen vermittelte Erkenntniß, so wie das Ideal des Sittlich-Guten der höchste Zielpunct für alle durch das Bestrebungsvermögen hervorzubringende freie Handlungen bleibt; so ist das Ideal des Schönen der höchste Zielpunct für die gesamte Thätigkeit des Gefühlsvermögens. Denn, was das Gefühlsvermögen rühren und er



scheidet sich dadurch wesentlich von dem Verstande und der Vernunft, daß sie nicht das in der Anschauung gegebene Mannigfaltige zur Einheit des Begriffes verbindet, oder solche Vorstellungen hervorbringt, die wir, weil ihnen kein sinnlicher und erkennbarer Gegenstand entspricht, Ideen nennen; sie erzeugt vielmehr, nach ihrer ursprünglichen Gesetzmäßigkeit, Bilder, die sie als vollendete Ganze dem innern Sinne vorhält. So wie aber die Einbildungskraft, nach ihrer eigenthümlichen Thätigkeit, Begriffe des Verstandes und Ideen der Vernunft in Bilder zu verwandeln, und diese als Ideale darzustellen vermag, welche durch freie Handlungen verwirklicht werden sollen; so vermag sie auch den ursprünglichen Gefühlen, welche, bevor sie durch Sprache dargestellt werden können, als Vorstellungen zum Bewußtseyn gelangen müssen, die idealische Versinnlichung zu geben, wodurch sie in der eigenthümlichen und selbstständigen Sprache der Dichtkunst sich ankündigen. Denn eben diese Form und dieser Charakter des Idealischen in der Sprache der Dichtkunst stammt zunächst aus der eigenthümlichen Wirksamkeit der Einbildungskraft, doch so, daß, nach der Unermeßlichkeit und Ueberschwenglichkeit jedes wahren Gefühls, den vermittelst der Einbildungskraft identisirten Gefühlen ein höherer Grad der Innigkeit und Wärme innerhalb der Sprachdarstellung zukommt, als den durch die Einbildungskraft versinnlichten Begriffen des Verstandes und Ideen der Vernunft, obgleich nicht zu verkennen ist, daß die idealisirte Darstellung der ursprünglichen Gefühle der idealisirten Darstellung der Ideen der Vernunft näher steht, als der idealisirten Darstellung der Begriffe des Verstandes.

ben, das, unerklärbar nach seinem Ursprunge, nach seiner Unkündigung aber in einer gleichmäßigen Thätigkeit des Gefühlsvermögens und der Einbildungskraft besteht, ist die Bedingung der äußern dichterischen Darstellung vermittelt der Sprache. Wo jenes innere dichterische Leben fehlt; da kann die Sprachform, — sogar bei aller technischen Vollkommenheit, — den dichterischen Charakter nicht an sich tragen; allein eben so wenig darf auch der dichterischen Darstellung, wenn sie aus jener Fülle des innern Lebens entsprungen ist, die äußere Vollen- dung der Form fehlen, weil sie nur nach dieser unter das höchste Gesetz für alle stylistische Darstel- lung, unter das Gesetz der Form (Rh. 1, S. 224), gebracht werden kann. — Der Charakter eines dichterischen Kunstwerkes beruht also darauf, daß in demselben, als Stoff, reine und unmittelbare Gefühle versinnlicht, diese aber, vermit- telt der schöpferischen Thätigkeit der Einbildungs- kraft, zu einer idealischen Form für die innere Anschauung, und, in Angemessenheit zu diesem dem Dichter im Bewußtseyn vorschwebenden Urbil- de, sodann in der Sprachdarstellung zu einer vollendeten äußern Form erhoben werden. Indem auf diese Weise das dichterische Erzeugniß entsteht, erscheint es, wie jedes andere Kunstwerk, als die Versinnlichung eines im Bewußtseyn ver- gegenwärtigten Ideals, als unmittelbare Folge der vorhergegangenen hohen Rührung und Bewegung des Gefühlsvermögens, und als selbstthätiges Er- zeugniß der Einbildungskraft.

Durch diese Eigenthümlichkeit unterscheidet sich aber auch der wahre Dichter von dem Prosaiker, welcher seine unmittelbaren Begriffe und Ideen dar-

stellt, und von dem Redner, welcher durch die rednerischen Formen unmittelbar auf den Willen wirken und denselben zu Handlungen bestimmen will. Beide Zwecke liegen außer dem Kreise des Dichters; denn der Dichter folgt ausschließlich dem unermesslichen Drange seiner Gefühle und der, nach ihrem Zusammenhange mit dem Gefühlsvermögen unerklärbaren, Wirksamkeit seiner Einbildungskraft. In dem Augenblicke seines Erzeugnisses denkt der Dichter nicht an die Wirkung, die er hervorbringen wird, und beabsichtigt keine solche Wirkung; allein indem sein gebildeter Geist eine dichterische Form ins Daseyn ruft, erhält dieselbe auch sogleich, durch den erreichten hohen Grad seiner individuelle Reife, diejenige Gediegenheit, wodurch sie unwiderstehlich auf Gefühl und Einbildungskraft zu wirken vermag.

Am Wesentlichsten unterscheidet sich aber der Dichter dadurch von dem Prosailer und dem Redner, daß, ob er gleich nur zunächst seine individuellen Gefühle unter der dichterischen Form darstellt, er doch dadurch als Repräsentant seines ganzen Geschlechts erscheint. Denn die Gefühle, welche in ihm angeregt waren und die Vollendung des Kunstwerkes bewirkten, entspringen aus den Idealen, welche ein Gemeingut der ganzen gebildeten Menschheit sind \*). Er versinnlicht daher die reine

---

\*) Derselben Meinung ist Schiller in s. Recension von Bürgers Gedichten; vgl. s. kl. pros. Schriften, Th. 4. S. 193 ff. „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth seyn, vor Welt und Nachwelt angesetzt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinauf zu läutern, ist sein erstes und wich-

Menschheit in der Unendlichkeit ihrer Gefühle; seine Begeisterung erhebt ihn über die Schranken des Individuellen, und stellt ihn in den Mittelpunkt seines ganzen Geschlechts. Zu diesem spricht er; in dem Charakter und in dem Namen desselben schildert er; so wie er fühlt, können und sollen alle Individuen seiner Gattung fühlen; denn in ihnen allen ist dieselbe Unermeßlichkeit des Gefühlsvermögens, und dieselbe Richtung der Einbildungskraft auf das Idealische begründet. Mag daher immer das Idealische unerreichbar bleiben für die Verwirklichung desselben in freien guten Handlungen; so wird es doch nach seiner Unermeßlichkeit im Gefühle wahrgenommen, und unter der möglichst höchsten Versinnlichung in der vollendeten schönen Sprachform dargestellt.

Beruhet, nach dieser Ansicht, das Wesen der Dichtkunst auf den aufgestellten Grundbedingungen; so ergibt sich daraus die scharfe Grenzbestimmung derselben gegen Prosa und Beredsamkeit von selbst, und wie fehlerhaft es ist, wenn der ursprüngliche Charakter der Dichtkunst mit den beiden letztern vermischt wird. Dies kann aber auf zweifache Weise geschehen. Sind nämlich die individuellen Gefühle nicht innig und stark, oder ist die Einbildungskraft nicht thätig genug, um jene Gefühle nach ihrer Un-

---

tigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Vom Aesthetischen gilt eben das, was vom Moralischen. Wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte ausdrücken kann; so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt."

ermesslichkeit und im Glanze des Ideals darzustellen; so mischt sich der zergliedernde Verstand in die Darstellung, und die Form trägt das Gepräge einer Zwittergattung und Mißgeburt: es entsteht die sogenannte poetische Prosa. Eben so entspringt eine andere Mißgeburt, die rhetorisirende Dichtkunst, aus der Vermischung und Verwechselung von Gefühlen und Bestrebungen innerhalb der dichterischen Darstellung. Es behauptet daher nur dann die dichterische Form ihren eigenthümlichen, von der Sprache der Prosa und Beredsamkeit wesentlich verschiedenen Charakter, und erhebt sich zum vollendeten (ästhetischen) Gepräge der Schönheit, wenn sie das Idealische in den Zuständen des Gefühlsvermögens nach seiner ganzen Reinheit, Kraft und Unermesslichkeit darstellt, und durch die Sprache so vergegenwärtigt, daß, vermittelt der Anschauung der vollendeten dichterischen Form, eine, der dichterischen Begeisterung verwandte, Stimmung und Rührung des Gefühlsvermögens und ein ähnliches freies Spiel der Einbildungskraft bei Andern bewirkt wird, in welches sich weder eine Thätigkeit des Vorstellungsvermögens, das dargestellte Idealische als Gegenstand des Erkenntnißvermögens zu behandeln und zu zergliedern, noch ein Trieb des Bestrebungsvermögens, dasselbe durch Handlungen zu verwirklichen, einmischt.

## 7.

## c) Die Technik der dichterischen Form.

Soll aber die dichterische Form das Gepräge der Vollendung an sich tragen; so muß zu den beiden ersten wesentlichen Erfordernissen derselben, zu

der Abstammung des dichterischen Stoffes aus dem Reichthume und der Fülle des Gefühlsvermögens und zu der idealischen Gestaltung dieses Stoffes für den innern Sinn durch die schöpferische Thätigkeit der Einbildungskraft, noch ein drittes hinzukommen: die gediegene äußere dichterische Form in der Sprachdarstellung. Bereits oben ward erinnert, daß über das Erkennen und Wahrnehmen des Dichterischen in der äußern Sprachform durchaus nicht allein und zunächst Sylbenmaas und Reim, daß vielmehr die wahrgenommene Darstellung individueller Gefühle unter einer idealischen Haltung und Umgebung über den dichterischen Charakter eines stylistischen Erzeugnisses entscheidet. Allein diese innere Vollendung des dichterischen Geistes und Wesens muß auch auf die äußere Gediegenheit der Form in der Sprachdarstellung übergehen, damit das Gedicht, nach seiner innern und äußern Classicität, ein unauf lösliches vollendetes Ganzes bilde. Denn wenn gleich die technische Vollkommenheit eines dichterischen Erzeugnisses den Mangel des Gefühls und des Idealischen in demselben nicht ersetzen kann; so kann doch auch nur dasjenige Gedicht als vollendet gelten, in welchem mit dem innern wahrhaft dichterischen Leben des Gefühls und der Einbildungskraft die äußere Vollkommenheit der Form zusammentrifft.

Die Grundbedingung der technischen Vollendung der Form ist der Wohlklang, welcher Melodie und Harmonie in sich einschließt. Auf ihm beruht der musikalische Charakter eines Gedichts. Denn wie in der Tonkunst der Wohlklang auf der Melodie und Harmonie der unarticulirten Töne beruht; so in der Sprache auf der Melodie und Harmonie

der articulirten Töne. Wenn daher das Wesen der Tonkunst in der versinnlichten und veredelten Darstellung des jedem Gefühle eigenthümlichen Tones oder lautwerdenden Ausdruckes besteht; so hängt auch die technische Vollendung des Dichters davon ab, für die in seinem Bewußtseyn unter einer idealischen Haltung vergegenwärtigten Gefühle in der Sprache den rechten Ton zu finden, und die äußere Vollkommenheit seines Gedichts nach den Gesetzen der Melodie und Harmonie zu gestalten.

Die Melodie besteht aber in der Tonkunst in dem, von dem Tonkünstler frei dargestellten, Verhältnisse der Aufeinanderfolge der Töne des in ihm angeregten Hauptgefühls; so wie die Harmonie die gleichzeitige Vereinigung verschiedener Töne, und die mit dem Flusse der Melodie fortschreitende Folge dieser Vereinigung, nach den unveränderlichen, in der Natur und in den Verhältnissen der Töne selbst begründeten, Regeln ihrer Verbindung zum Gleichgewichte unter sich selbst und zur Vollendung des musikalischen Ganzen als einer ästhetischen Einheit, bezeichnet. Wird dies von der Tonkunst auf die Darstellung articulirter Töne durch die Sprache übertragen; so beruht in derselben die Melodie auf dem von dem Dichter gewählten Verhältnisse der Aufeinanderfolge der einzelnen Wörter nach rhythmischen Gesetzen, und die Harmonie auf dem, theils in den einzelnen größern Abschnitten, theils in der ganzen abgeschlossenen äußern Form des Gedichts erkennbaren, Gleichgewichte der einzelnen rhythmischen Theile und Wortreihen zur technischen Vollendung der Einheit des Ganzen. Der Wohlklang in der Sprach-



Darstellung wird daher eben so von den gewählten einzelnen Wörtern, wie von der Stellung, Aufeinanderfolge und Verbindung derselben zu Perioden abhängen. Dieser Wohlklang heißt in der Sprache der Prosa und Beredsamkeit *Numerus*, hingegen in der Sprache der Dichtkunst *Rhythmus*, der in einer noch höhern Beziehung, als der *Numerus*, den musikalischen Charakter an sich trägt, so wie auch der Gebrauch des *Rhythmus* ausschließend den Erzeugnissen der Dichtkunst vorbehalten, und in dem Sprachgebiete der Prosa und Beredsamkeit fehlerhaft ist. Denn wenn der *Numerus* sich als denjenigen Wohlklang in der Sprachdarstellung ankündigt, der von der Ausdehnung der Melodie der einzelnen Laute und Töne auf die Folge und Verbindung ganzer Sätze und Perioden, und von der Berechnung des musikalischen Verhältnisses der Vorder- und Nachsätze gegen einander abhängt; so steht dagegen der *Rhythmus* unter den Gesetzen des *Metrum*s.

8.

F o r t s e t z u n g.

Wenn gleich das Gesetz der Form auch für die äußere Sprachdarstellung der höchste Maasstab bleibt; so ist doch der mehr oder minder musikalische Charakter der einzelnen Sprachen ein Ergebniß der Erfahrung, und die Sprachen des Erdbodens sind, in musikalischer Hinsicht, sehr wesentlich von einander verschieden. Im Allgemeinen gilt aber als Grundsatz, daß, je musikalischer ein Volk überhaupt ist, und je früher bei demselben der Sinn für Tonkunst geweckt und genährt wird, auch die Sprache desselben um so musikalischer sich ausbildet. Allein



zu dieser musikalischen Fortbildung der Sprache trägt ebenfalls unverkennbar viel bei, ob das Volk, das dieselbe spricht, an sich lebhaft und für Tonkunst empfänglich ist; ob es in der mündlichen geselligen Unterhaltung (Conversation) und in dem Jugendunterrichte Werth auf richtige Betonung legt; ob seine Classiker Sinn für die musikalische Vollendung der Sprache und gründliche Kenntniß der Lehre von der Harmonie (vom Generalbasse) besitzen; ob bei dem Volke, neben der geistlichen Beredsamkeit, eine politische Beredsamkeit (z. B. in stellvertretenden Versammlungen, beim mündlichen gerichtlichen Verfahren) sich entwickelt, und namentlich ob seinen Rednern (auf Ratheder und Kanzel) musikalische Kenntniß und Bildung zukommt. Für den Kenner der Regeln der Tonkunst ist es nicht schwer, bei Prosaisern, Dichtern und Rednern, aus der Art und Weise der Wahl, der Bildung, der Stellung und der Verbindung der Wörter zu Perioden und zu größern stylistischen Ganzen auf die Bekanntschaft derselben mit den Gesetzen der Tonkunst, und auf die Anwendung der letzten zurück zu schließen.

Der Rhythmus, nach seiner Verschiedenheit von dem Numerus in der Sprache der Prosa und Beredsamkeit, und nach seiner Bestimmung, den Wohlklang der Sprache in einem Erzeugnisse der Dichtkunst zu vermitteln, beruht auf der Abtheilung eines dichterischen Ganzen in seine Glieder, und auf dem zwischen diesen Gliedern bestehenden Verhältnisse der Hebung und Senkung. So wird der Rhythmus die Grundbedingung des Metrums, unter welchem eine aus abwechselnden Zeitfüßen in bestimmt abgemessenen Schritten geordnete Folge und Bewegung der einzelnen Wörter und Wort-

reihen innerhalb eines dichterischen Ganzen verstanden wird.

Alle gebildete Sprachen des Alterthums und der neuern Zeit können, in Hinsicht des Rhythmus, in quantitirende oder accentuirte eingetheilt werden. Der Grundcharakter dieser Verschiedenheit beruht darauf, daß in quantitirenden Sprachen, die gewöhnlich unter dem Einflusse der Tonkunst sich weiter ausbilden, der Accent zu Gunsten des Rhythmus von seinem Sitze auf der Sylbe verdrängt werden kann, so daß in diesen Sprachen der Rhythmus die Grundbedingung des Accents ist. Dagegen wird in den accentuirten Sprachen der Sitz des Accents durch den Sinn und die Bedeutung der Sylben und der Wörter unwiderruflich bestimmt; folglich ist in ihnen der Accent die Grundbedingung für den Rhythmus. Zu den quantitirenden Sprachen gehören die Sprachen des Alterthums, und namentlich die gebildetste unter allen, die griechische; zu den accentuirten Sprachen aber die Sprachen der jüngern abendländischen Völker, und namentlich die deutsche.

## 9.

**Fortsetzung. Ueber Prosodie in der deutschen Sprache.**

Die Sylbenmessung der Griechen erhielt unter dem Einflusse der Tonkunst ihre bestimmten Formen und ihren bezaubernden Wohlklang; sie bildete sich unter dem Einflusse des allgemein herrschenden Hexameters. Gewiß würde die ganze Prosodie der Griechen sich anders gestaltet haben, wenn nicht der Hexameter, sondern z. B. der Jambus das älteste

künstliche Maas ihrer Sprache gewesen wäre, welches die begeisterten Laute der Dichter dargestellt hätte. Die Länge und die Kürze der Sylben darzustellen, ward daher der Zweck, und zugleich der Charakter der ältern Prosodie. Mit dem Geiste jener Völker verschwand aber, seit dem Zeitalter der Völkerwanderung, die höhere Blüthe ihrer Sprachen, die Harmonie ihrer Dichtkunst, und der darauf gegründete rhythmische Mechanismus ihrer Prosodie. Die Sprachen der in den Stürmen des Mittelalters siegreichen germanischen Völker waren entfernt von aller innern und äußern Ausbildung, und blos das Mittel der gegenseitigen Verständigung, welche von dem Accente, ohne Rücksicht auf den Wohlklang, geleitet ward. Diese Herrschaft des Accents blieb aber selbst in den spätern Zeiten, wo die Sprachen der germanischen Völker zur höhern Reife fortgebildet wurden. Der wesentliche Unterschied der neuern abendländischen Sprachen beruht also darauf, daß ihre Prosodie nicht von der Quantität der Sylben, sondern zunächst von dem Accente ausging, wodurch zugleich die Dichtkunst der jüngern abendländischen Völker ihren eigenthümlichen äußern Charakter erhielt.

Allein für den, der teutschen Sprache versagten, Wohlklang der quantificirenden Sprachen fanden ihre Dichter einen Ersatz in dem Gleichklange der Sylben, mit welchem die einzelnen Zeilen sich schlossen. Dies ist der Reim in seiner ursprünglichen Gestalt, der nicht erst, wie Mehrere behaupteten, von den Arabern zu den Teutschen kam, sondern viel früher bereits von den Teutschen gebraucht ward, bevor der Einfluß der Araber auf Europa begann, wenn gleich das erste auf unsre Zeit gekom-

mene gereimte teutsche Gedicht, — die evangelische Geschichte des Weissenburger Mönchs Otfried, — ins neunte Jahrhundert gehört. Der Reim ist in der Natur der teutschen Sprache selbst gegründet, und bereits die Kirchenväter des vierten Jahrhunderts \*) reimten, nach Art der neuern Völker, lateinische Lieder. Allein die altsächsische Dichtkunst, welche von Holstein nach England gebracht ward, kannte so wenig den Reim, als die Dichtersprache des skandinavischen Nordens, in welcher nur die Alliteration (der Gleichklang in den Anfangsbuchstaben der Wörter) getroffen wird.

Wenn also auch der Reim einzelnen teutschen Völkerschaften bereits bekannt war; so verbreitete sich doch sein allgemeiner Gebrauch erst später mit der sogenannten Ritterpoesie über Teutschland, welche von den Arabern zu den Franzosen ins südliche Frankreich, wo sie die Troubadours ausbildeten, und von diesen zu den Teutschen kam, die seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts mit glücklichem Erfolge in derselben sich versuchten. In geschichtlicher Hinsicht darf dabei nicht übersehen werden, daß die Provence zum burgundischen Reiche gehörte, das bereits im Jahre 1032, als Nebenreich, mit Teutschland unter Einem Regenten vereinigt ward.

Allein der Reim im Mittelalter, so viel auch durch die Iyrischen und epischen Dichter im Zeitalter der Minnesänger für ihn geschah, konnte im Ganzen nicht vollkommener seyn, als die Sprache selbst damals war. Seine freiere und mannig-

---

\*) Vgl. Grotfend's Anfangsgründe der teutschen Prosodie (Gießen, 1815. 8.) S. 163 ff.

faltigere Gestaltung mußte nothwendig von der höhern Reife der Sprache selbst abhängen, und nur nach seiner Ankündigung in diesem spätern und gereiftern Zeitalter kann über ihn entschieden werden, wenn man nicht ungerecht über diese eigenthümliche äußere Form der deutschen Dichtkunst absprechen will. Denn allerdings war die Accentuation der deutschen Sprache, als prosodischer Charakter derselben, bereits bestimmt, bevor die ersten Gesänge deutscher Dichter ertönten. Diese Dichter waren daher, sogleich bei ihrem ersten Auftreten in der Mitte des Volkes, in Hinsicht der Länge und Kürze der Sylben an die vorgefundene Herrschaft des Accents gebunden, wodurch zugleich die Prosodie der deutschen Sprache, in ihrer damaligen Gestalt, von der Prosodie der quantitirenden Sprachen wesentlich sich unterscheiden mußte.

Nach dem geschichtlichen Charakter der deutschen Sprache, als einer accentuirten, sind aber, in der Prosodie derselben, accentuirte Sylben lange, und accentlose Sylben kurze Sylben. Der Zeit nach füllen die ersten zwei Theile aus, während den letzten nur ein Theil zukommt, so daß für eine jede lange Sylbe zwei kurze, und für zwei kurze eine lange stehen können. Zugleich erscheint, nach dem prosodischen Verhältnisse, die rhythmisch accentuirte Sylbe als Grund, die rhythmisch accentlose als Folge, und durch die Verbindung beider in der Rede entsteht eine rhythmische Sylbenreihe. Weil aber, ihrem Grundcharakter nach, in der deutschen Sprache der Accent nur auf Sylben gelegt wird, welchen die Bezeichnung des Sinnes in der Rede zukommt; so hängt auch in der deutschen Sprache das Verhältniß der accentuirten und accentlosen

Sylben, oder der Rhythmus, ganz von dem Wortverstande ab, so daß in derselben der Wortaccent nie dem rhythmischen aufgeopfert werden darf. Es stehen aber zwischen den langen und kurzen Sylben in der Sprache gewisse Sylben gleichsam in der Mitte, die, unter gewissen Umständen, entweder gedehnt, oder beschleunigt werden, und deshalb mittelzeitige heißen. Zweizeitige (*ancipites*) werden sie nur im Allgemeinen genannt, weil sie, bei ihrem Gebrauche, jedesmal sogleich entweder lang oder kurz sind.

Ist aber in der teutschen Sprache der Rhythmus abhängig von dem Accente; so ist auch das Metrum (das Versmaas) davon abhängig; denn das Metrum besteht (§. 8) in einem rhythmischen Ganzen aus abwechselnden Zeitfüßen, die zu einem bestimmten Schritte verbunden werden, und dessen Umfang, wenn er nicht zu klein ist, in Absätze und Einschnitte (*Cæsura*) getheilt, und durch einen sinnlich hervortretenden Schlußfall geendigt wird. Vermittelt des Rhythmus wird also ein dichterisches Ganzes, nach der Ankündigung seiner äußern Glieder, abgetheilt, und in dieser Abtheilung das Verhältniß der Hebung und Senkung der einzelnen Glieder festgehalten; denn Hebung oder Senkung, Steigen oder Fallen in abwechselnden Verhältnissen, ist der allgemeinste Charakter des Sylbenmaases. So einfach dieser Grundsatz an sich ist; so viele Mannigfaltigkeit und Abwechselung erhält er doch in der Anwendung auf die Darstellung der Versfüße. Jede Zusammensetzung mehrerer Sylben muß sich nämlich entweder mehr zum Falle, oder mehr zum Sprunge neigen. Zum Falle neigt sie sich, wenn das Lange vorangeht

und das Kurze nachtönt (Trochäus); zum Sprunge, wenn das Kurze vorangeht und das Lange nachtönt (Jambus). Selbst zwei lange Sylben neigen sich, wegen ihrer Langsamkeit, mehr zum Falle, als zum Sprunge (Spondeus); zwei kurze Sylben hingegen neigen sich, ihrer Schnelligkeit wegen, mehr zum Sprunge, als zum Falle (Pyrrhichius), ob sie gleich in Hinsicht ihrer Dauer völlig gleich sind.

## 10.

## Fortsetzung. Ueber den Reim.

Der Reim, als geschichtliche Erscheinung, ist ein ausschließendes Eigenthum der jüngern abendländischen Sprachen, die sämmtlich accentuirte Sprachen sind. Diese Sprachen bedurften eines Ersatzes für den ihnen ursprünglich fehlenden quantitativen Rhythmus, und dieser Ersatz liegt in dem Reime. Da aber der Accent die Bedeutung der Begriffe und Ideen bezeichnet; so würde man bei der Begriffsbestimmung des Reimes nicht ausreichen, wenn man ihn bloß in dem Gleichflange zweier Sylben am Ende zweier Verse suchen wollte. Mit diesem Formellen des Reims muß vielmehr etwas Materielles, das von den dichterisch dargestellten Vorstellungen abhängt, die in dem Gleichflange des Reims verbunden werden, vereinigt seyn; neben seiner äußern Natur muß ihm auch noch eine innere zukommen. Das Wesen des Reimes besteht daher darin: eine Reihe von Vorstellungen so zu ordnen, daß, mit Festhaltung gewisser Ruhepunkte, bestimmte Sylbenreihen mit solchen Vorstellungen schließen, die im wörtlichen Ausdrucke

eine sinnlich-gleiche Gestalt annehmen (d. h. im Gleichflange stehen) können. Der Reim ist also nichts anders, als das Versinnlichen zweier verschiedenen Vorstellungen in zwei gleichklingenden Wörtern, und reimen heißt demnach: zu zwei verschiedenen Vorstellungen zwei gleichklingende Wörter auffinden, oder das in der Vorstellung Verschiedene unter gleichen Klang in sinnliche Einheit bringen. Soll der Reim ästhetisch wirken; so muß auf diesem Gleichflange der Wörter, welche verschiedene Vorstellungen zu einer sinnlichen Einheit verbinden, die äußere und zufällige (erfahrungsmäßige) Schönheit der Form beruhen, welche eben so, durch den Wohlklang der zusammengestellten articulirten Töne, ein reines Wohlgefallen bewirkt, wie die unter der Hülle der äußern Laute versinnlichten und idealisirten Gefühle. Denn nur auf diese Weise kann der innere und äußere Charakter eines dichterischen Erzeugnisses als Einheit zusammentreffen, und das Wohlgefallen an der dichterischen Form durch die Wahrnehmung gleichmäßiger Haltung und Durchführung beider Theile bewirkt werden.

Die teutsche Sprache kannte zwar, nach ihrem ursprünglichen Charakter als accentuirte Sprache, bloß den Reim als äußere Form ihrer dichterischen Erzeugnisse; allein bei der hohen Bildsamkeit derselben war es möglich, auch die griechischen Sylbenmaße in die Mitte derselben zu verpflanzen. Die ersten Versuche deshalb geschahen bereits im siebenzehnten Jahrhunderte; doch war es zunächst Klopstock, welcher, mit tiefer Erforschung der Technik der griechischen und der teutschen Sprache, die gelungene Anwendung derselben im Großen durchführte. Er fand viele Nachahmer, von welchen



manche, aus Reiz der Neuheit und aus Vorliebe für die fremdher entlehnten Sylbenmaase, den Reim völlig aus der teutschen Dichtkunst verdrängen wollten, den doch Klopstock selbst im religiösen Liede beibehalten hatte. So wenig diese Absicht gelang; so führte doch der freiere Anbau der neuen Sylbenmaase zu einer bis dahin nicht geahneten Erweiterung der teutschen Prosodie. Unverkennbar hat die teutsche Dichtkunst selbst, so wie die Prosodie, dadurch an Mannigfaltigkeit, Abwechselung und Reichthum bedeutend gewonnen; auch ist aus dem fortgesetzten höhern Anbaue beider, des der teutschen Sprache ursprünglich einheimischen Reims und der entlehnten und eingebürgerten fremden Sylbenmaase, so wie aus dem frühern Kampfe beider mit einander, das allgemeine Ergebniß hervorgegangen: daß beide neben einander bestehen können und bestehen werden; daß durch die Anwendung beider der Reichthum der äußern Sprachformen vermehrt und eine größere Mannigfaltigkeit dieser Formen bewirkt worden ist; daß aber für gewisse Formen der dichterischen Darstellung mehr der Reim, und für andere wieder mehr die entlehnten Sylbenmaase sich eignen. Denn so gewiß das religiöse Lied, das Volkslied, die Cantate, die Romanze, und mehrere andere dichterische Erzeugnisse, des Reims nicht entbehren können; so gewiß hat doch z. B. die Elegie, so wie die epische und die dramatische Dichtkunst durch die Anwendung der fremden Sylbenmaase gewonnen. Bei einer unpartheiischen Würdigung des Charakters und der Fortschritte der teutschen Dichtkunst seit den letzten siebenzig Jahren wird man daher gewiß die Ueberzeugung erlangen, daß weder dem Reime ein Vorzug vor den fremden Sylbenmaasen, noch den letztern ein

Vorzug vor dem Reime beigelegt werden darf, weil überhaupt beide nur die äußere und zufällige Schönheit der Form, nicht aber das wahre Wesen der Dichtkunst selbst bezeichnen, und der ästhetische Gehalt der äußern und zufälligen Schönheit der Form zunächst von dem innern Geiste des Gedichts, und von dem Verhältnisse des innern dichterischen Lebens zu der äußern technischen Form abhängt, unter welcher dasselbe erscheint.

## 11.

## Eintheilung der Dichtungsarten.

Wenn der Stoff jeder dichterischen Darstellung aus den individuellen Gefühlen des Dichters stammt; so müssen gleichartige und verwandte Gefühle, die in dem Gemüthe des Dichters auf das genaueste verbunden sind, auch in der dichterischen Darstellung einander ähnlich und verwandt seyn. Darauf beruht der Grundsatz für die Eintheilung der verschiedenen Dichtungsarten.

Unter einer Dichtungsort verstehen wir nämlich eine Klasse von Werken der Dichtkunst, deren gemeinsamer Charakter aus einer verwandten individuellen Stimmung im Gefühlsvermögen des Dichters hervorgehet. Alle in den besondern Gattungen zusammengestellte einzelne dichterische Formen. (z. B. in der lyrischen Gattung das Lied, die Elegie, die Ode u. s. w.) müssen daher auf eine ähnliche Bewegung und Rührung des Gefühlsvermögens, und auf die Fähigkeit des Dichters sich zurückführen lassen, sein individuelles Gefühl durch die schöpferische Thätigkeit der Einbildungskraft zur Einheit der Form zu erheben. Nach dieser Ansicht muß es so viele verschiedene Klassen von Dichtungsarten geben, als

es verschiedene Grundtöne des Gefühls für die ästhetische Darstellung giebt.

- 1) Diejenigen dichterischen Formen, in welchen das im Gemüthe des Dichters aufgeregte Gefühl der Freude und des Entzückens, oder der Wehmuth und Traurigkeit, als solches, in der idealisirten Darstellung zur Einheit der Form erhoben wird, so daß die Darstellung den unmittelbaren Ton und Ausdruck des Gefühls wiedergiebt, bilden den Umfang der lyrischen Dichtkunst.
- 2) Der Charakter der didactischen Dichtkunst hingegen beruht darauf, daß die ästhetische Form gewisse allgemeine Begriffe und Ideen der Vernunft versinnlicht, die, durch ihre Verbindung und Vergesellschaftung mit bestimmten Gefühlen, eine höhere Bewegung des Gefühlsvermögens und ein freies Spiel der Einbildungskraft hervorbringen, so wie sie vermittelt der dichterischen Form als ästhetische Einheit erscheinen.
- 3) Die dichterische Darstellung kann ferner einzelne Handlungen, Thatfachen und Individuen, so wie den Zusammenhang der menschlichen Handlungen innerhalb des bestimmt abgeschlossenen Kreises der menschlichen Freiheit versinnlichen, diese freie Wirksamkeit der handelnden Wesen idealisiren, und die hohe Bewegung des Gefühls, hervorgebracht durch die Vergegenwärtigung der Wirkungen der menschlichen Freiheit, vermittelt einer vollendeten ästhetischen Form bezeichnen. Dies ist der Charakter der epischen Dichtkunst.

- 4) Der Charakter der dramatischen Dichtkunst besteht darin, daß der Zusammenhang der freien menschlichen Thätigkeit, vermittelt der ästhetischen Form, durch die dargestellten handelnden Personen selbst (ohne Wahrnehmung der Individualität des Dichters) vor unsrer Anschauung erscheint. Doch ist es Grundbedingung bei allen Formen der dramatischen Dichtkunst, daß das Wesen jedes einzelnen dramatischen Kunstwerkes nur durch die künstlerische Darstellung desselben auf der Bühne erschöpft und vollendet werde.
- 5) Endlich giebt es gewisse dichterische Kunstwerke, deren Charakter zwar bald der einen, bald der andern der vier aufgestellten Hauptklassen dichterischer Formen sich nähert, bald aber auch aus dem Verschmelzen der Eigenthümlichkeit mehrerer Klassen hervorgehet. Wenn denn nun auch in dem ersten Falle das einzelne Gedicht bisweilen unter eine der vier aufgestellten Klassen gebracht werden könnte; so wäre dies in dem zweiten Falle ohne Zwang nicht möglich, und bald würde die einzelne poetische Epistel, die einzelne Idylle u. s. w. zur lyrischen, bald zur epischen Dichtungsart gehören. Es ist daher zweckmäßiger, weil die schöpferische Thätigkeit der Einbildungskraft nicht nach den in der Theorie aufgestellten Klassen von Dichtungsarten sich richtet, diese Dichtungsarten vielmehr nach der Wirksamkeit der Einbildungskraft aufgestellt und geordnet werden müssen, jene gemischten Formen der Dichtkunst in einer besondern Ergänzungsklasse anzuführen.

## 12.

## Die drei Schreibarten in der Sprache der Dichtkunst.

So wie in der Sprache der Prosa und Beredsamkeit jedes einzelne stylistische Erzeugniß, das auf den Charakter der Classicität Anspruch macht, einer der drei Schreibarten — entweder der niedern, oder der mittlern, oder der höhern — (Th. 1. S. 474 ff.) bestimmt angehören muß; so auch in der Sprache der Dichtkunst. Jedes einzelne Gedicht, es sey Lied oder Elegie, es sey Ode oder Hymne, es sey Fabel oder Epos, es sey Idylle oder Epigramm, muß entweder in der niedern, oder in der mittlern, oder in der höhern Schreibart gehalten seyn, über welche Wahl der Schreibart zunächst, als innere Ursache, die Individualität des Schriftstellers, nicht selten aber auch, als äußere Ursache, bald der Charakter des darzustellenden Stoffes, bald der Zweck entscheidet, für welchen die stylistische Darstellung berechnet ist. Denn so wie Gellerts Individualität, in allen seinen dichterischen Erzeugnissen, ihn zunächst zur Anwendung der niedern und bisweilen der mittlern Schreibart führte, die höhere aber ganz ausschloß; so eignete sich wieder die Individualität von Joh. Andr. Cramer, von Klopstock, von Leopold Graf zu Stolberg, von Rosegarten, mehr zur mittlern und selbst zur höhern Schreibart, als zur niedern. Dazu kommt, daß selbst die äußern Ursachen bei der Wahl einer der drei Schreibarten in den meisten Fällen durch die innere Ursache, d. h. durch die Individualität des Dichters bedingt sind, weil die dichterische Individualität, — nach

den in dieser Einleitung aufgestellten Grundsätzen, — auf der unerklärbaren innern Wechselwirkung des Gefühlsvermögens und der selbstthätigen Einbildungskraft beruht, so daß, wenn dem Dichter, durch diese innern Ursachen, der Stoff zu einer Messiasode zugeführt wird, er von selbst für diese die mittlere Schreibart wählt. Dagegen wird er, wenn er ein religiöses, oder ein weltliches Volkslied beabsichtigt, in den meisten Fällen die niedere, und nur bisweilen die mittlere Schreibart für seine Darstellung, in der Hymne aber nie die niedere, sondern die mittlere, ja selbst die höhere Schreibart wählen.

Es ist übrigens von Wichtigkeit sowohl für die Theorie und Praxis der Dichtkunst, als auch für die Kritik der vorhandenen dichterischen Erzeugnisse, den in jedem vorhandenen dichterischen Erzeugnisse vorherrschenden Charakter der einen oder der andern Schreibart auszumitteln, weil nicht blos das Urtheil über die zweckmäßige Auswahl der Schreibart für den dargestellten Stoff, sondern auch das Urtheil über die Festhaltung und Durchführung der gewählten Schreibart zur Einheit und Classicität der stylistischen Form, davon abhängt.

Was endlich die sogenannte Manier des Dichters betrifft; so wird darunter, im guten Sinne, die erkennbare Individualität desselben an allen seinen stylistischen Erzeugnissen (selbst den anonymen) verstanden, inwiefern sie in gewissen, eben nur diesem Schriftsteller eigenthümlichen, Gefühlen, Ideen, Bildern, Wendungen, Zusammenstellungen und einzelnen Ausdrücken, in der ganzen Anlage, dem Baue und der Vollendung der stylistischen Form besteht. In dieser Beziehung lassen sich die einzelnen Er-

zeugnisse von Luther, Klopstock, Göthe, Schiller, Rosegarten, Matthiſſon u. a. ſogleich erkennen und von jedem andern Schriftſteller unterſcheiden. Allein fehlerhaft wird die Manier, wenn ſie nicht aus der Individualität des Schriftſtellers ſelbſt hervorgeht, ſondern auf der bloßen Nachahmung eines originellen Dichters beruht. Deshalb ſind denn auch die Nachäffungen der eigenthümlichen Manier von Göthe, Schiller, Matthiſſon und andern ſo widerlich, während wir dem ſelbſtſtändigen Dichter gern die Wiederkehr von Formen verzeihen, die er einmal aus ſeiner Eigenthümlichkeit ausgeprägt und den meiſten ſeiner Werke ertheilt hat.

---

## 1) Die lyriſche Form der Dichtkunſt.

### 13.

#### Charakter und einzelne Theile der lyriſchen Dichtkunſt.

Der Charakter der lyriſchen Dichtkunſt beſteht nicht, wie einige Theoretiker wollen, in der Erregung, ſondern in der idealisirten Darſtellung (Objectivisirung) beſtimmter individueller Gefühle unter der Einheit einer vollendeten äſthetiſchen Form. Bei allen einzelnen Erzeugniſſen der lyriſchen Dichtkunſt beruht daher der dargeſtellte Stoff auf den ſubjectiven Gefühlen des Dichters, welche durch ſeine ſelbſthätige Einbildungskraft unter einer idealiſchen Umgebung aufgefaßt, und nach dieſer idea-

lischen Haltung vermittelt einer stylistischen Form dargestellt werden, die dem Gesetze der Form vollkommen entspricht, und, als vollendete Einheit, Richtigkeit und Schönheit der Form unausflöschlich verbindet.

Ob nun gleich die von dem Lyrischen Dichter als Stoff dargestellten Gefühle ihm ganz individuell angehören, so daß sie, nach dieser Gestaltung und Ankündigung, in keinem andern menschlichen Gemüthe entstehen konnten; so erscheinen sie doch, unter der Einheit der dichterischen Form, nach ihrem Zusammenhange mit den höchsten Idealen der Menschheit, als so geläuterte und rein menschliche Gefühle, daß jedes gebildete Wesen unsrer Gattung in denselben, als in seinen eigenen, sich wieder erkennt.

Je verschiedener aber die menschlichen Gefühle theils an sich nach ihrer Quelle als sinnliche, intellectuelle, ästhetische und sittliche Gefühle, theils nach dem Grade ihrer individuellen Stärke seyn können; desto verschiedener ist auch der Charakter der einzelnen Lyrischen Gedichte, so wie die Stärke des Tones und der ästhetischen Farbengebung in denselben. Denn anders äußert sich das sinnliche Gefühl bei dem Genuße der Liebe und des Weins, als das intellectuelle Gefühl bei der Wahrnehmung der Unermeßlichkeit des Weltalls, und das sittliche Gefühl bei der Vergegenwärtigung unsrer individuellen Fehler und Verirrungen, oder bei der dichterischen Darstellung des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit. Wenn daher auch der gemeinsame Charakter aller Lyrischen Gedichte darauf beruht, daß sie unmittelbare Gefühle unter einer idealischen Darstellung in einer vollendeten stylistischen Form



schildern; so muß doch, bei der nähern Beurtheilung der einzelnen Erzeugnisse der lyrischen Dichtkunst, zunächst dasjenige Gefühl aufgesucht werden, welches als Stoff dem Gedichte zum Grunde liegt, und sodann der im Gedichte enthaltene Ton dieses Gefühls, der, innerhalb der Form, bald als Ton der Freude, gesteigert bis zur höchsten Stufe derselben, bis zum Ausdrucke des Entzückens, — bald als Ton der Trauer, bis zur höchsten Steigerung derselben in der tiefsten Wehmuth, nach sehr verschiedenen Graden der Stärke und der Fülle des Gefühls schattirt, erscheinen kann. Jene Verschiedenheit in dem ursprünglichen Charakter der zum Bewußtseyn des Dichters gelangten individuellen Gefühle, und diese Schattirungen in dem Tone der dargestellten Gefühle, entscheiden über die Verschiedenheit des Charakters und des Tones in den einzelnen Untergattungen der lyrischen Form der Dichtkunst.

Diese Untergattungen sind:

- a) das Lied;
- b) die Ode;
- c) die Hymne;
- d) die Dithyrambe;
- e) die Rhapsodie;
- f) die Elegie;
- g) die Heroide;
- h) die Cantate;
- i) das Sonett;
- k) das Madrigal, das Rondeau und Triolet.

14.

a) Das Lied.

Der Charakter des Liedes beruht auf der Darstellung nur Eines, aber eines bestimmten Gefühls, welches zum deutlichen Bewußtseyn gelangt, unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. Im Tone des Liedes steht das zum Bewußtseyn gelangte und durch Sprache dargestellte Gefühl mit sich selbst im Ebenmaße. Dadurch unterscheidet sich das Lied von den übrigen einzelnen Formen der lyrischen Dichtkunst, namentlich von der Ode, der Hymne und der Dithyrambe, welche, im höhern Schwünge der dichterischen Begeisterung, das im Gefühle sich ankündigende Unendliche, bei gleichstarker Vergewärtigung der Schranken der Endlichkeit, darstellen.

Im sich ist der Ton des Liedes ein Ton reiner Freude, Beruhigung und Hoffnung. Dieser Ton wird angeregt durch die Richtung des Gefühls auf ein Gut, nach welchem das Gemäth sich sehnt, oder dessen Besitz und Genuß das Gefühl ergreift und erhebt, oder das im Allgemeinen dem Gefühle und der Einbildungskraft lebhaft vorschwebt. Denn dadurch unterscheidet sich das Lied von der Elegie und der Heroide, daß der in denselben herrschende Ton der Freude durch keine Beimischung eines Gefühls der Wehmuth verdunkelt wird.

Das Lied wird eingetheilt in das religiöse (geistliche) und weltliche Lied.

Das religiöse Lied enthält den Ausdruck und die Darstellung der erhabenen Nüchternheit, die den Menschen bei der im Gefühle wahrgenommenen Allvollkommenheit Gottes, seiner Allheiligkeit und Allseligkeit, und bei der Vergewärtigung seiner Ver-

hältnisse zu uns und unserer Verhältnisse zu ihm ergreift, die für uns die wohlthueendsten und beseligendsten sind, und die unser ganzes gegenwärtiges und künftiges Daseyn umschließen. Das religiöse Lied erscheint, je nachdem ein bestimmtes Gefühl sich in uns ausgebildet hat, bald als Ausdruck des Dankes gegen Gott, bald als Ton der Bewunderung desselben, der Demuth und der Pflichten gegen ihn, der Hoffnung auf ihn, und der Vergegenwärtigung unsers Abstandes zu ihm. Zugleich liegt der ganze Kreis der Lehren der positiven Religion im Umfange des religiösen Liedes. — Doch muß genau zwischen dem religiösen Liede und der religiösen (geistlichen) Dichtkunst überhaupt unterschieden werden. Denn die letzte beschränkt sich nicht bloß auf das geistliche Lied, wenn gleich von jeher innerhalb des Gebiets der geistlichen Dichtungen der Anbau des religiösen Liedes am reichsten, vielseitigsten und mannigfaltigsten gewesen ist. Zur sogenannten geistlichen Dichtkunst gehören aber, außer dem Liede, auch die religiöse Ode und Hymne, und die religiöse Elegie. Denn viele religiöse Gedichte von J. Andr. Cramer, Klopstock, Balth. Münter und andern unterscheiden sich von dem Tone und der Farbengebung des Liedes so, daß sie, der Form nach, als religiöse Hymnen aufgestellt werden müssen; auf gleiche Weise gehören alle, zur ästhetischen Einheit erhobene, Bußlieder in den Kreis der religiösen Elegie. Besonders sind viele Gedichte, bestimmt für die Feier der christlichen Feste, nicht bloß religiöse Lieder, sondern Hymnen im eigentlichen Sinne, worin die Erscheinung des Erlösers in der Welt, sein irdisches Werk, seine Auferstehung und seine Himmelfahrt verherrlicht wird; so wie viele soge-

nannte Passionslieder, sobald ihre ästhetische Form classisch ausgeprägt ist, zu den gelungensten Elegieen gehören.

Im Gegensatz des religiösen Liedes, enthält das weltliche Lied die Darstellung eines bestimmten individuellen Gefühls, das durch die Zustände und Vorgänge des wirklichen Lebens angeregt wird, unter der vollendeten Einheit einer ästhetischen Form. Das weltliche Lied schildert als Lied der Liebe die Innigkeit, Stärke und Glut des Gefühls, das durch ein geliebtes weibliches Wesen bewirkt wird. Als Trinklied stellt es die Freuden sinnlich vollkommen dar, die der Wein gewährt. Als Gelegenheitsgedicht bezieht es sich auf eine denkwürdige Begebenheit des häuslichen oder öffentlichen Lebens, welche das Gefühlsvermögen auspricht und bewegt. Zu diesen Gelegenheitsgedichten gehören die Geburts-, Hochzeits-, Neujahrs- und Trauergedichte u. a., die nur deshalb so selten gelingen, und unter einer vollendeten Form erscheinen, weil nur selten das Ereigniß, das sie feiern sollen, ein wahres und inniges Gefühl in dem Gemüthe des Dichters aufregt. Denn wo diese Bewegung des Gefühlsvermögens fehlt; da wird auch das Gelegenheitsgedicht gerade des Dichterischen ermangeln, das nur aus dem Gefühlsvermögen stammen und dann unter der, von der Einbildungskraft geschaffenen, idealisirten Form erscheinen kann. — Es können aber auch Naturgegenstände und andere Vorgänge des Lebens, sobald sie den Zustand eines bestimmten Gefühls in dem Dichter zum Bewußtseyn erheben, den Stoff zum weltlichen Liede enthalten. — Volkslied nennt man das weltliche Lied dann, wenn die Darstellung desselben, durch das allgemeine

Interesse seines Stoffes, so wie durch die höchste Einfachheit des Ausdruckes, unbeschadet der klassischen Vollendung der Form, für alle Stände und Klassen des Volkes verständlich, genießbar und anziehend wird.

## 15.

## Beispiele des religiösen Liedes.

## 1) von Luther († 1546).

[Nach der Originalausgabe.]

Eine feste Burg ist unser Gott,  
Ein gute wehr unnd waffen;  
Er hilfft uns frey auß aller not,  
Die unss jetzt hat betroffen;  
Der alt böse Feindt  
Mit ernst ers jetzt meint,  
Groß macht und vil list  
Sein grausam rüstung ist,  
Auff Erd ist nicht seins gleichen.

Mit unser macht ist nichts gethan,  
Wir sind gar bald verloren.  
Es streit für uns der rechte Man,  
Den Got hat selbs erkoren;  
Fragst du, wer er ist?  
Er heist Jesus Christ,  
Der Herr Zebaoth,  
Und ist kein ander Gott,  
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die welt voll Teuffel wer,  
Und wolt unns gar verschlingen;  
So fürchten wir unns nicht so sehr,  
Es soll unns doch gelingen.

Der Fürst dieser welt,  
Wie saur er sich stelt,  
Thut er uns doch nicht,  
Das macht, er ist gericht,  
Ein wörtlein kan ihn fellen.

Das Wort sie sollen lassen kan;  
Und kein Dank darzu haben,  
Er ist bey uns wol auff dem plan  
Mit seinem geist und gaben;  
Nemen sie den leib  
Gut, ehr, Rind und Weib,  
Laß faren dahin,  
Sie habens kein gewin,  
Das Reich muß uns doch bleiben.

2) von Martin Opitz († 1639).

### Morgenlied.

O Licht, geboren aus dem Lichte,  
O Sonne der Gerechtigkeit,  
Du schickst uns wieder zu Gesichte  
Die angenehme Morgenzeit.  
Drum will uns gehören  
Dankbarlich zu ehren  
Solche deine Gunst.  
Gieb auch unsern Sinnen,  
Daß sie sehen können  
Deiner Liebe Brunst.

Laß deines Geistes Morgenröthe  
In unsern dunkeln Herzen seyn,  
Daß sie mit ihren Stralen tödte  
Der eitlen Werke kalten Schein.  
Siehe, Herr, wir warten;

Thun und auch Gedanken  
 Gehn auf falscher Bahn.  
 Du wollst unserm Leben  
 Deine Sonne geben,  
 Daß es wandeln kann.

Verknüpfe mit des Friedens Bande  
 Der armen Kirche schwache Schaar;  
 Nimm weg von unserm Vaterlande  
 Verfolgung, Trübsal und Gefahr!  
 Laß uns ruhig bleiben,  
 Unsern Lauf zu treiben  
 Diese kleine Zeit,  
 Bis du uns wirst bringen,  
 Wo man dir soll singen  
 Lob in Ewigkeit.

### 3) von dem Jesuiten Friedrich Spee († 1635).

Lob Gottes  
 aus Beschreibung der fröhlichen Sommerzeit.  
 (aus seiner Truknachtigall — abgefürzt.)

Jetzt wicklet sich der Himmel auf  
 Jetzt b'wegen sich die Räder;  
 Der Frühling rüstet sich zum Lauf,  
 Umgürt't mit Rosensfeder.  
 O wie so schön, wie frisch und kraus!  
 Wie glänzend Elementen!  
 Mit mögens gnügsam streichen aus  
 Noch Redner, noch Scribenten.

O Gott, ich sing von Herzen mein,  
 Gelobet muß der Schöpfer seyn,

O reines Jahr! o schöner Tag!  
 O spiegelklare Zeiten!

Zur Sommerlust nach Winterklag  
Der Frühling uns wird leiten.  
In Luft ich hör die Musik schon,  
Wie sich mit Ernst bereite,  
Daß uns empfang mit süßern Ton,  
Und lieblich hin begleite.

O Gott, ich sing von Herzen mein,  
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Für uns die schöne Nachtigall  
Den Sommer laut begrüßet,  
Ihr Stimmlein über Berg und Thal  
Den ganzen Luft versüßet.  
Die Vöglein zart in großer Meng  
Busch, Heck und Feld durchstreifen,  
Die Nester schon seyndt ihn zu eng,  
Die Luft klingt voller Pfeifen.

O Gott, ich sing von Herzen mein,  
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wer legt nun ihn'n den Ton in Mund  
Dann laut und dann so leise?  
Wer zirkelt ihn'n so rein und rund  
So mannigfaltig Weise?  
Wer misset ihn'n den Athem zu,  
Daß mögens vollentführen  
Den ganzen Tag fast ohne Ruh  
So freudigs Tütelüren?

O Gott, ich sing von Herzen mein,  
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Jetzt öffnet sich der Erdenschoos,  
Die Brunnlein fröhlich springen;  
Jetzt Laub und Gras sich geben blos,  
Die Pflänzlein anher bringen.  
Wer wird die Kräuter mannigfalt



In Zahl und Ziffer zwingen,  
 Welch uns der Sommer mit Gewalt  
 Ans Licht wird stündlich bringen?  
 O Gott, ich sing von Herzen mein,  
 Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Mein! saget an ihr Blümlein zart,  
 Und laßt michs je doch wissen,  
 Weil ihr an euch kein Farb gespart,  
 Wer hat euch vorgerissen?  
 Wo nahmet ihr das Muster her,  
 Davon ihr euch copieet?  
 Das Vorbild wollt ich schauen ger',  
 Welchs ihr habt conterfeiet.

O Gott, ich sing von Herzen mein,  
 Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wo nur das Aug man wendet hin,  
 Mit Lüsten wirds ergehet;  
 Ergehet wird fast jeder Sinn,  
 Und alles Wunder schähet:  
 Ohn Maas ist alle Welt geschmückt,  
 Wer Künstler möches erdenken?  
 Wers recht bedenkt, wird gar verückt,  
 Das Haupt thut niedersinken.

O Gott, ich sing von Herzen mein,  
 Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Drum lobet ihn ihr Menschenkind,  
 Bei nun so schönen Zeiten;  
 All Traurigkeit nun schütt't in Wind,  
 Spannt auf die besten Saiten.  
 Auf Harf und Lauten tastet frei,  
 Schneid't aus die süßen Geigen,  
 Mit reiner Stimm' und Orgelschrei  
 Thut ihm all Ehr' erzeigen.

O Gott, ich sing von Herzen mein,  
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

4) von Simon Dach  
(† 1659 als Prof. in Königsberg).

Begräbnißlied.

O wie selig seyd ihr doch, ihr Frommen,  
Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen!  
Ihr seyd entgangen  
Aller Noth, die uns noch hält gefangen.

Muß man hier doch wie im Kerker leben,  
Da nur Sorge, Furcht und Schrecken schweben;  
Was wir hie kennen,  
Ist nur Müh' und Herzeleid zu nennen.

Ihr hergegen ruht in eurer Kammer  
Sicher und befreit von allem Jammer;  
Kein Kreuz und Leiden  
Ist euch hinderlich in euern Freuden.

Christus wisset ab euch alle Thränen;  
Ihr habt schon, wornach wir uns erst sehnen;  
Euch wird gesungen,  
Was durch Keines Ohr allhier gedrungen.

Ach, wer wollte denn nicht gerne sterben,  
Und den Himmel für die Welt ererben?  
Wer wollt' hier bleiben,  
Sich den Jammer länger lassen treiben?

Komm, o Christe, komm, uns auszuspannen!  
Löf' uns auf, und führ' uns bald von dannen!  
Bei dir, o Sonne,  
Ist der frommen Seelen Freud' und Bonne!

## 5) von v. Cronest († 1758).

## Der auferstandene Heiland.

Das Grab zerbricht und Gottes Sohn  
Verläßt der Todten Gräfte.

Es dringt ein lauter Jubelton  
Siegprangend durch die Lüfte.  
Du, den der Engel Loblied preist,  
Entreiß, Vater, meinen Geist,  
Daß er dir heilig werde,  
Den Neigungen der Erde.

Die Menschheit, Herr, erlaubt mir nicht,  
Mit dir empor zu steigen,  
Bis meines Körpers Grab zerbricht,  
Bis sich mein Haupt wird neigen.  
Alsdann nimm, nach vollbrachtem Lauf,  
Erstandener Heiland, nimm mich auf.  
Herr, nimm bei meinem Ende  
Den Geist in deine Hände.

Mensch, willst du Gott in seinem Reich  
Nach deinem Tode sehen;  
So mußt du, deinem Heiland gleich,  
Von Todten auferstehen.  
Der lebt nicht, den die Lust der Welt,  
Den ihre Pracht gefesselt hält;  
Nach Gott und Tugend streben,  
Nur das heißt wirklich leben.

Wohl dir, wenn du das Laster fliehst,  
Dem Frevler dich entziehst,  
Und liebst den Gott, den du nicht siehst,  
Im Menschen, den du siehest!  
Als schon die nahe Stunde kam,  
Als der Erlöser Abschied nahm,

Da sprach er zu den Seinen:  
Hört, Kinder, auf zu weinen!

Ich geh zum Vater in das Reich,  
Das auch für euch beschieden.  
Geht! meinen Frieden laß ich euch,  
Ich geb' euch meinen Frieden.  
Nicht geb' ich, wie die Welt ihn giebt;  
Daran, daß ihr einander liebt,  
Daran will ich erkennen,  
Ob ihr auch mein zu nennen.

Erretter! Heiland! Menschenfreund!  
Erweck' in mir die Triebe  
Durch die man sich mit dir vereint,  
Den Glauben und die Liebe!  
Mein Leben weih' sich dir allein;  
Laß mich dem Nächsten nützlich seyn!  
Gieb selbstest Geist und Kräfte  
Zu jeglichem Geschäfte!

So kann ich leben als ein Christ,  
Und als ein Christ erblaffen.  
Ich weiß, daß du mein Heiland bist,  
Ich will von dir nicht lassen.  
Herr, segne mich! zu seiner Zeit  
Laß mich zu deiner Ewigkeit  
Vom Grab empor mich schwingen,  
Und heilig! heilig! singen.

6) von der Professorin Gottsched (geb. Kul-  
mus), († 1762) — abgefürzt —

### Die Ewigkeit.

O Gott! du warst von Ewigkeit,  
Bevor noch Himmel, Erd' und Zeit  
Dritter Theil.

Auf deinen Wink entstanden.  
Eh noch dein Wink dem Sonnenstrahl  
Der Welt zu leuchten anbefahl,  
Warst du bereits vorhanden;  
Und stürzt einmal der Weltkreis ein,  
Wirst du nicht minder ewig seyn.  
Der Stunden Dauer scheint uns lang,  
Wenn wir voll Kummer, matt und krank,  
Fast Augenblicke zählen.  
Der Tageslauf verzehrt das Herz,  
Wenn wir bei ungewohntem Schmerz  
Uns unaufhörlich quälen.  
Dann dünkt uns ja die bittere Pein,  
Ein ganz Jahrhundert lang zu seyn.  
Doch, ach! wie kurz ist unser Lauf,  
Mit wenig Jahren hört er auf,  
Als wären's so viel Stunden.  
Und wärest du Methusalah,  
Der nah bei tausend Jahren sah,  
Wie schnell sind sie verschwunden!  
Vor dir, o Herr, ist's nur ein Tag,  
Ein kurzer Puls- und Herzensschlag.  
Der ganzen Welt bestimmte Zeit,  
Seitdem die Sonne weit und breit  
Luft, Berg und Thal verkläret;  
So lange Mond und Sterne sind,  
So lange hier ein Adamskind  
Und dieser Erdball währet:  
Was ist sie gegen dich, o Gott?  
Ein kurzes Nun, ein Nichts, ein Spott.  
Unendlicher, du alterst nicht,  
Dein ewig heitres Angesicht,  
Zeigt stets der Jugend Stärke.

Dein Arm, der alle Wesen schafft,  
Bleibt ungeschwächt bei gleicher Kraft,  
Wirkt immer größte Werke.  
Der Mensch verschleißt wie ein Gewand;  
Dein ewig Thun hat stets Bestand.

Könnst' jeder Tropfen in dem See  
Und jede Flocke von dem Schnee  
Und jedes Blatt auf Erden,  
Könnst' jeder Staub von Berg und Thal  
Und jeder Stern am Himmelsaal  
Ein ganz Jahrhundert werden;  
So wäre doch die lange Zeit  
Kein Punct von deiner Ewigkeit.

Was ist denn, Herr, vor deinem Thron  
Das Menschenkind, der Erdensohn,  
Der Staub, der Wurm, die Made?  
Ein Augenblick bringt ihn zur Welt,  
Ein Augenblick hat ihn gefällt;  
Gebricht ihm deine Gnade.  
Ja füllt sein Lauf den weit'sten Raum,  
Ist doch sein Leben nur ein Traum.

Das wahre Leben ist in dir;  
Dein Seyn, o Gott, dau'r't für und für,  
Dein Wesen nimmt kein Ende.  
Drum reiß' mich aus der Eitelkeit,  
Und scheid' ich einst aus dieser Zeit,  
Nimm mich in deine Hände.  
So werd' ich ewig vor dir stehn,  
Und, frei vom Tode, dich erhöh'n!

7) von Joh. Andr. Cramer († 1788).

### Der erste Psalm.

Heil, Heil dem Manne, der dem Rath  
Der Frevler sich entzieht;  
Dem Manne, der den krummen Pfad  
Der Uebertreter flieht!

Der, wo der Gottheit Spötter lacht,  
Die fromme Seel' entfernt;  
Sich Gottes Recht zur Freude macht,  
Und Tag und Nacht es lernt.

Er grünet, wie am Bach ein Baum  
Von seinem Segen schwillt,  
Sich hebt, und einen weiten Raum  
Mit seinem Wipfel füllt.

Er trägt, wann seine Zeit kommt, Frucht,  
Stets unentlaubt und grün;  
Er tröstet den, der Schatten sucht,  
Der Wanderer segnet ihn.

Das ist der Fromme! Was er macht,  
Wird Segen und erfreut.  
Der Sünder ist, der seiner lacht,  
Spreu, die der Wind zerstreut.

Der, der sich gegen Gott empört,  
Besteht nicht im Gericht,  
Und wo ein Volk ist, das Gott ehrt,  
Blühn die Verbrecher nicht.

Der Herr verklärt die edle Bahn,  
Die der Gerechte geht.

Er schaut im Zorn den Sünder an:  
Des Sünders Weg vergeht.

8) von Sturm († 1786).

Bruchstück aus einem Weihnachtsliede.

— Kommt, laßt uns niederfallen  
Vor unserm Mittler Jesu Christ,  
Ihm danken, daß er Allen  
Erretter, Freund und Bruder ist.  
Er, gleich der Morgenfonne  
Mit ihrem ersten Strahl,  
Verbreitet Licht und Wonne  
Und Segen überall.  
Durch ihn kommt Heil und Gnade  
Auf diese Welt herab;  
Er segnet unsre Pfade  
Durchs Leben bis zum Grab.

O du, dem jetzt die Menge  
Der Engel und Verklärten singt,  
Empfang die Lobgesänge,  
Die dir dein Volk im Staube bringt.  
Auch du warst einst auf Erden,  
Was deine Brüder sind,  
Ein Dulder der Beschwerden,  
Ein schwaches Menschenkind.  
Was du jetzt bist, das werden  
Einst deine Brüder seyn,  
Wann sie, entrückt der Erden,  
Sich deines Anschauens freun.

Bald sind wir zu dem Lohne  
Der Himmelsbürger dort erhöht;  
Nah sind wir dann dem Throne,  
Und schauen deine Majestät.  
Nicht mehr aus dünkler Ferne  
Schallt dann der Dank zu dir;



Weit über Sonn' und Sterne  
 Erhaben danken wir.  
 Und dann durch jede Sphäre  
 Schallt unser Lobgesang:  
 Dem Ewigen sey Ehre,  
 Dem Menschgewordenen Dank!

9) vom Grafen Friedr. Leop. zu Stolberg  
 († 1819).

### Danklied (abgekürzt).

Daß unser Gott uns Leben gab,  
 Deß wollen wir uns freuen,  
 Und von der Wiege bis ans Grab  
 Ihm unsern Dank erneuen;  
 Denn auch zur Freude gab uns Gott  
 Auf dieser Welt das Leben,  
 Und hat verheißen, nach dem Tod  
 Der Bönne mehr zu geben.

Wie fromme Kinder können wir  
 In froher Einfalt leben;  
 Drum hat der Vater schon allhier  
 Ein Eden uns gegeben,  
 Die Frühlingswärme haucht sein Mund,  
 Und Kühlung wehn die Bogen;  
 Am Himmel zeugt von seinem Bund  
 Der schöne Regenbogen.

Und Auen, Berge, Feld und Wald  
 Verkünden seine Gnade,  
 Und seines Namens Größe schallt  
 Am hallenden Gestade.  
 Ihn singt die kleine Nachtigall.  
 O, laßt mit ihr uns singen!

Laßt mit der frohen Lerche Schall  
Auch unser Lied erklingen!

Aus freier Gnade hieß der Herr  
So schön die Erde werden.  
Bedarf zu seinem Wohlsfeyn Er  
Der Früchte dieser Erden?  
Drum wollen wir auch geben gern,  
Wie wir von ihm vernommen,  
Und ähnlich werden unserm Herrn,  
Und seyn, wie er, vollkommen.

Wie Ältern ihrem zarten Sohn  
Die Frühlinsblumen weisen;  
So zeigt uns Gott auf Erden schon,  
Wie seine Sterne kreisen.  
Wir schaun die Wunder seiner Hand  
Aus unsern tiefen Fernen,  
Und wissen, unser Vaterland  
Sey über jenen Sternen.

Auf unserm Leben schwimmt, wie Schaum,  
Ein wenig Müß und Kummer;  
Das Leben ist ein Morgentraum,  
Der Tod ein kurzer Schlummer.  
Wir sinken freudig in den Staub,  
Der unsre Väter decket,  
Und gönnen Würmern ihren Raub,  
Weil Gott uns auferwecket.

Es töne zu der Saiten Klang,  
So lange wir hier wallen,  
Sein Lobgesang; und Lobgesang  
Soll schon das Kindlein lassen!  
Und wenn's nach seinem Namen fragt;  
So drückt mit beiden Armen  
Das Kindlein fest ans Herz, und sagt:  
Sein Name heißt Erbarmen!

## 10) von v. Matthiſſon.

## Heiliges Lied.

Dich preißt, Allmächtiger, der Sterne Jubelklang!  
 Dich preißt, Allgütiger, der Seraphim Gefang!  
 Die ganze Schöpfung ſchwebt in ewigen Harmonieen,  
 So weit ſich Welten drehn und Sonnenheere glühen.

Dein Tempel, die Natur, wie deiner Herrlichkeit,  
 Wie deiner Milde voll! Des Lenzes Blumenkleid,  
 Des Sommers Aehrenmeer, des Herbstes Traubenhügel,  
 Des Winters Silberhöhn, ſind deiner Allmacht Spiegel!

Was bin ich, Herr, vor dir? Seit geſtern athm'  
 ich kaum!

Es trennt vom Todtenkreuz mich nur ein Spannenraum!  
 Wohl dennoch mir! Wer ſanft entſchläſt in Watersarmen,  
 Darf dem Erweckungswort vertraun! Es heiſt: Erbarmen!

## 11) von Mahlmann.

## Lied des Troſtes.

Was grämſt du dich?  
 Noch wenig trübe Stunden,  
 Dann heilen deine Wunden;  
 Dann blickt dein Auge hell und klar!  
 Dein Geiſt, ſo feſt gekettet,  
 Fliegt dann empor, und rettet  
 Zum Lande ſeiner Heimath ſich!  
 Was grämſt du dich?

Der große Geiſt,  
 Um den die Welten ſchweben,  
 Sieht unſer kleines Leben  
 Und unſern Kummer er gnädig an.  
 Er zählt die T ~~...~~

Er stillt des Herzens Klopfen.  
Er ist es, der uns Trost verheißt,  
Der große Geist!

Verzage nicht!  
Blick' auf in jene Ferne,  
Da glänzen tausend Sterne;  
Wie groß ist deines Vaters Haus!  
Ach dort, ach dort erwärmen  
An seiner Brust wir Armen!  
Drum, wenn dein Herz in Thränen bricht;  
Verzage nicht!

## 12) von Liedge.

### Vertrauen auf Gott. (abgekürzt)

Groß ist der Herr! Die Berge zittern  
Vor seiner Gottesmajestät,  
Wann er in dunkeln Ungewittern,  
Der Heilige, vorübergeht;  
Doch Liebe strömt aus seiner Hand,  
In finstern Wolken auf das Land.

Vom Raum, wo sich der Halm entfaltet,  
Bis zu der letzten Sonn' hinaus,  
Herrscht sein Gesetz; als Vater waltet  
Er durch das große Weltenhaus,  
Der Leben giebt und Freuden schafft;  
Mit Liebe waltet er und Kraft.

Was dich auch drückt, mein Herz: er rettet!  
Vertraun zu ihm ist deine Pflicht!  
Er, der dem Wurm ein Lager bettet,  
Der Gott verläßt den Menschen nicht,  
Der so viel giebt, und mehr verheißt —  
Erhebe dankend ihn, mein Geist!

## 10) von v. Matthisson.

## Heiliges Lied.

Dich preißt, Allmächtiger, der Sterne Jubelklang!  
 Dich preißt, Allgütiger, der Seraphim Gesang!  
 Die ganze Schöpfung schwebt in ewgen Harmonieen,  
 So weit sich Welten drehn und Sonnenheere glähen.

Dein Tempel, die Natur, wie deiner Herrlichkeit,  
 Wie deiner Milde voll! Des Lenzes Blumenkleid,  
 Des Sommers Aehrenmeer, des Herbstes Traubenhügel,  
 Des Winters Silberhöhn, sind deiner Allmacht Spiegel!

Was bin ich, Herr, vor dir? Seit gestern athm'  
 ich kaum!

Es trennt vom Todtenkreuz mich nur ein Spannenraum!  
 Wohl dennoch mir! Wer sanft entschläft in Watersarmen,  
 Darf dem Erweckungswort vertraun! Es heißt: Erbarmen!

## 11) von Mahlmann.

## Lied des Trostes.

Was grämst du dich?  
 Noch wenig trübe Stunden,  
 Dann heilen deine Wunden;  
 Dann blickt dein Auge hell und klar!  
 Dein Geist, so fest gekettet,  
 Fliegt dann empor, und rettet  
 Zum Lande seiner Heimath sich!  
 Was grämst du dich?

Der große Geist,  
 Um den die Welten schweben,  
 Sieht unser kleines Leben  
 Und unsern Kummer gnädig an,  
 Er zählt die Thränentropfen;

Er stillt des Herzens Klopfen.  
Er ist es, der uns Trost verheißt,  
Der große Geist!

Verzage nicht!  
Blick' auf in jene Ferne,  
Da glänzen tausend Sterne;  
Wie groß ist deines Vaters Haus!  
Ach dort, ach dort erwärmen  
An seiner Brust wir Armen!  
Drum, wenn dein Herz in Thränen bricht;  
Verzage nicht!

## 12) von Tiedge.

### Vertrauen auf Gott. (abgekürzt)

Groß ist der Herr! Die Berge zittern  
Vor seiner Gottesmajestät,  
Wann er in dunkeln Ungewittern,  
Der Heilige, vorübergeht;  
Doch Liebe strömt aus seiner Hand,  
In finstern Wolken auf das Land.

Vom Raum, wo sich der Halm entfaltet,  
Bis zu der letzten Sonn' hinaus,  
Herrscht sein Gesetz; als Vater waltet  
Er durch das große Weltenhaus,  
Der Leben giebt und Freuden schafft;  
Mit Liebe waltet er und Kraft.

Was dich auch drückt, mein Herz: er rettet!  
Vertraun zu ihm ist deine Pflicht!  
Er, der dem Wurm ein Lager bettet,  
Der Gott verläßt den Menschen nicht,  
Der so viel giebt, und mehr verheißt —  
Erhebe dankend ihn, mein Geist!

Wir thun in allem unsre Pflicht;  
 Mehr kann man nicht von uns verlangen.  
 Auslöschen wollet ihr das angesteckte Licht,  
 Ihr heuchlerischen Klapperschlangen,  
 Ihr Raken! ihr wollt uns wie dumme Mäuse fangen,  
 Ihr fangt uns ganz gewiß, wie dumme Mäuse, nicht!

Wir lieben unsern lieben Gott,  
 Und unsern lieben guten König;  
 Die beiden schützen uns: wir werden Hottentot  
 Und Dumrian so wenig,  
 Als ihr vernünftigen Gesetzen unterthänig,  
 Gegeben durch Vernunft von unserm lieben Gott!

Vernünftige Gesetze sind,  
 Daß wir einander lieben sollen,  
 Wie eine Mutter ihr gebohrnes erstes Kind,  
 Und daß wir, wie wir wollen  
 Anbeten den, um welchen Donner rollen,  
 Und sanfte Winde wehn, und brausen Sturm und Wind.

Der ist uns eine feste Burg!  
 Dem werden sie schon unterliegen!  
 Der hilft durch ihre Macht mit seiner Macht uns durch,  
 Sie mögen heucheln, lügen, trügen!  
 Das angesteckte Licht wird Finsterniß besiegen!  
 Gott, aller Götter Gott, ist unsre feste Burg!

9) von Weiße († 1804).

### Schuhflickerlied.

„Minister flicken am Staat;  
 Die Schöppen flicken am Rath;  
 Die Priester an dem Gewissen;  
 Die Aerzte an Händen und Füßen.“

„O Jabsen! was flickest denn du?“  
 „Ich flicke den Herren Ministern,  
 Den Schöppen, den Aerzten, den Priestern,  
 Zerrißne Schuh.“

„Sie flicken, und flicken nicht recht;  
 Sie flicken, und flicken oft schlecht,  
 Und reißen unter dem Flicken  
 Das Gute wieder in Stücken.“

„O Jabsen! wie flickest denn du?“  
 „Ich flicke den Herren Ministern,  
 Den Schöppen, den Aerzten, den Priestern,  
 Zerrißne Schuh  
 Recht dichte zu.“

10) von v. Halem († 1819).

### Trinklied.

Das Leben gleicht der Blume!  
 So sagen die Weisen. Wohlan!  
 Das lasset uns, Freunde, bedenken,  
 Und klüglich mit Weine sie tränken;  
 Denn frischer blühet sie dann!

Das Leben gleicht der Reise!  
 So sagen die Weisen. Wohlan!  
 Füllt, Freunde, die Gläser! Ich meine,  
 Wir sprengen die Wege mit Weine;  
 Viel lustiger reiset sichs dann.

Das Leben gleicht dem Traume!  
 So sagen die Weisen. Wohlan!  
 Schon will es mich selber so dünken.  
 Zum Glase! zum Glase! Wir trinken!  
 Viel herrlicher träumt es sich dann!



## 11) von v. Salis.

## Das Grab.

Das Grab ist tief und stille,  
 Und schauerhaft sein Rand.  
 Es deckt mit seiner Hülle  
 Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen  
 Tönt nicht in seinen Schoos,  
 Der Freundschaft Rosen fallen  
 Nur auf des Hügels Moos.

Verlassne Bräute ringen  
 Umsonst die Hände wund;  
 Der Waisen Klagen dringen  
 Nicht in der Tiefe Grund.

Doch sonst an keinem Orte  
 Bohnt die ersehnte Ruh;  
 Nur durch die dunkle Pforte  
 Geht man der Heimath zu.

Das arme Herz hienieden,  
 Von manchem Gram bewegt,  
 Erlangt den wahren Frieden  
 Nur, wo es nicht mehr schlägt.

## 12) von Voß.

## Gesang der Teutschen.

Der Geisteswildheit Nacht voll Grauen  
 Lag ob' auf Teutschlands dumpfen Gauen;  
 Da wandte Gott sein Angesicht,  
 Und rief herab: Es werde Licht!  
 Die Nacht verdimmert; Dämmerung schwindet;  
 Der Wild', ein kaum belebter Klotz,

Wird Mensch, blickt um sich und empfindet,  
Was wahr und edel ist und groß.

Chor.

Wir alle! wir alle!

Wir heben Herz und Hand!

Es rufe Mann und Weib, das Kind am Busen lalle;  
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!

Vernunft, durch Willkühr erst befehdet,  
Doch kühn und kühner, singt und redet  
Von Menschenrecht, von Bürgerbund,  
Von aller Säkung Zweck und Grund!  
In Zauberschrift umher geschwungen,  
Fliegt tausendfach der weise Schall,  
Hat bald des Volkes Herz durchdrungen,  
Und schafft Gemeinſinn überall.

Wir alle 2c.

Nicht herrscht durch fremder Formeln Däster  
Hinfort Gerichtsherr oder Priester;  
Das Volksgesetz wägt grad' und gleich  
Gerechtigkeit für Arm und Reich.  
Nicht mehr verfolgt wird Lehr' und Meinung,  
Nicht gilt für Gottesdienst ein Brauch.  
Nur Lieb' ist aller Herzen Einung,  
Der Tempel und Moscheen auch.

Wir alle 2c.

Nur Tugend, nicht Geburt, giebt Würde;  
Vertheilt nach Kraft ist Amt und Bürde;  
Der bauet Kunst, Gewerb' und Saat,  
Der schmückt den Geist, der Heer und Staat;  
Der, gegen Feind' und Unterdrücker,  
Trägt Obermacht zu treuer Huth,  
Und giebt, des freien Volkes Beglucker,  
Ihm Rechenschaft von Hab' und Blut.

Wir alle 2c.

Was zittert ihr, der Staaten Wächter?  
 Beredelt strebt das Volk nicht schlechter;  
 Nur frei vom Mißbrauch wird der Thron,  
 Vom Wahne die Religion!  
 Die Fessel strengt ihr an? Vergebens!  
 Zur Freiheit ruft uns unser Gott!  
 Dem Geist im Vollgefühl des Sterbens  
 Ist aller Welten Macht ein Spott!  
 Wir alle ic.

### 13) von Ludw. Tieck.

#### An einen Liebenden im Frühlinge.

Bonne glänzt von allen Zweigen,  
 Muthig regt sich jedes Reiß,  
 Blumentränz' aus Bäumen steigen,  
 Purpurroth und silberweiß.

Und bewegt wie Harfensaiten  
 Ist die Welt ein Jubelklang,  
 Durch der Welten Dunkelheiten  
 Tönt der Nachtigall Gesang.

Warum leuchten so die Felder?  
 Nie hab' ich dies Grün gesehn.  
 Lustgesang dringt durch die Wälder,  
 Rauschend wie ein Sturmeswehn.

Sieg und Freiheit blühn die Bäume,  
 Heil dir Vaterland! erschallt  
 Jubelnd durch die grünen Räume;  
 Freiheit! braust der Eichenwald.

Hoch beglückt, ja hoch gesegnet,  
 Wem in diesem Lustgefilde  
 Liebesglück noch hold begegnet,  
 Und die letzte Sehnsucht stillt.

14) von Fr. Adolph Ruhn.

K u n d g e f a n g.

Durch Deutschlands Gauen schwebt der Rhein  
Wie Deutsche stark und frei.

Durch Felsen drängt sich bald der Fluß,  
Bald fliegt er schnell, mit leisem Ruß;  
Am Nebenland vorbei,

So war im alten Eichenhain  
Der Ahnen gut Geschlecht.

Wie Blitze traf ihr starker Arm;  
Sie waren noch für Freiheit warm,  
Und stolz auf Menschenrecht.

Ha, Jubel! wann der Haingesang  
Aus düstern Harfen scholl;  
Wann zu der Enkel schönem Steg  
Der Väter Chor aus Wolken stieg,  
Und Tod in Strömen quoll.

Das galt dir, stolzer Römerling!  
Der, selbst entnervt und Sklav,  
Der Despotieen morsches Band  
Um unsre freien Berge wand,  
Bis dich der Donner traf!

Da sank dein Zeus, dein Capitol,  
Vor Teuto's Heldenchor,  
Und unsrer Sprache Kraftgesang,  
Gezeugt bei Sturm und Schwerterklang,  
Flog Götterfrisch empor.

Ja Dank, ihr Väter, opfern wir,  
Ihr nahmt die Freiheit auf,  
Als sie von Völkern feiger Art  
Zur Bettlerin erniedrigt ward,  
Ihr schlugt Despotenlauf!

Daß nicht im bunten Römerkleid  
 Der Deutschen Sprache lallt,  
 Daß sie, von eigener Kraft gehegt,  
 Noch unsrer Väter Züge trägt,  
 Noch Deutsch in Liedern hallt;

Daß unsrer Bildung freien Strom  
 Kein enges Ufer zwingt;  
 Daß sich ein großer Genius  
 Mit freier Liebe freiem Gruß  
 Zu jedem Volke drängt;

Und daß ein gutes Vaterland  
 Reich, an Heroen reich,  
 Zur Schande nie dem braven Mann  
 Merone sog und säugen kann;  
 Das dankt der Enkel euch!

Zwar stürzten eure Eichen hin,  
 Und Wodans Dienst verklang;  
 Allein das Volk lebt immer noch,  
 Das, nie gebeugt ins Römer Joch,  
 Einst Legionen zwang.

Der Freiheit hohes Unterpfand,  
 Das eure Kraft uns gab,  
 Das erb' auf unsre Söhne hin,  
 Und weihe sie für deutschen Sinn,  
 Und für ein freies Grab!

15) von v. Houwald.

Trinklied bei dem akademischen Erinne-  
 rungsfeste der Niederlausitzer.

Ein Gaudeamus soll uns heut vereinen!  
 Ihr Juvenes der alten Zeit — herbei!

Doch bei des Festes Freude sollt' ich meinen,  
Ständ' auch dem Dichter eine Frage frei?

Ehor. Auf alles ist heute die Antwort bereit,  
Drum frag' er getrost, wir geben Bescheid!

Bringt ihr zur Lust, die aus dem Becher winket,  
Wie sonst, noch einen frohen, freien Geist?  
Begreift ihr jetzt, warum man: Schmollis trinket?  
Und was das tiefe Wort: Fiducit heißt?

Ehor. Ja, Schmollis dem ganzen Menschengeschlecht,  
Und dann Fiducit auf Gott und Recht!

Der Arm, der sonst den Hiebel rasch geschwungen,  
Daß er zum Kampf des Lebens sich gestählt,  
Hat er auch nun den rechten Kampf gerungen?  
Und ernst vertheidigt, was er treu gewählt?

Ehor. Wohl hat er gestritten mit Feder und Schwert,  
Und segnend und strafend die Kraft bewährt.

Das Burschenherz, im Lieben und im Hoffen,  
Bei Mangel selbst, so überselig doch,  
Blieb, arm und reich, es immer treu und offen?  
Glaubt es an Liebe und an Freundschaft noch?

Ehor. Wir fanden die Liebe, wir fanden den Freund,  
Wir haben nicht einsam gelacht und geweint.

Wohlan! so lebe denn im Saft der Reben,  
Wer die Dogmatik sich im Herzen fand!  
Wer Exegese aus Natur und Leben,  
Und Homiletik lernt' im Ehestand!

Ehor: Ja wer die Menschen zu Menschen erzog,  
Wer lehret und tröstet, der lebe hoch!

Es lebe, wer begriffen Kant und Fichte,  
Und wessen Herz Jacobi warm gehaucht;  
Wer bei dem Ausblick zu der Wahrheit Lichte  
Nicht schwarzgefärbte Augengläser braucht.

**Chor.** Es lebe, wer ahnet im stillen Gemäth,  
Was kein Verstand der Verständigen sieht,

Es lebe, wer da richtet ohne Binde,  
Wer Stadt und Land nur nach dem Landrecht mißt,  
Wer allerwegen, wo man auch ihn finde,  
Ganz durch und durch im Corpus juris ist.

**Chor.** Es lebe, wer, muthig aufs jus gestützt,  
Das Laster bestrafet, die Unschuld beschützt.

Es lebe, wer des Seyns geheimes Walten  
Und seiner Pulse stillen Wort vernimmt,  
Wer kühn mit Zaubertränken weiß zu schalten,  
Damit das Lebensflämmchen weiter glimmt.

**Chor.** Es lebe, wer Leben erquickt und erhält,  
Und rastlos dem Tode entgegen sich stellt!

Es lebe, wer, noch eingedenk der Musen,  
Für's Vaterland den Degen muthig schwingt.  
Es lebe, wer, Natur an deinem Busen,  
Sein friedliches: beatus ille singt!

**Chor.** Es lebe, wer nützt! das sey uns genug!  
Mit Wort und mit Feder, mit Schwert und  
mit Pflug!

Es lebe alles, was wir einst besessen,  
Was uns erfüllt, begeistert und geweckt!  
Es lebe, was das Herz nie wird vergessen,  
Obgleich es längst ein dunkler Schleier deckt!

**Chor.** Du holde Erinn'ung der seligen Zeit,  
Dir sey ein fröhlicher Becher geweiht!

Und daß wir jene Zeit in Ehren halten,  
So bleibe stets der Burschensinn in Kraft!  
Ein reines Herz, ein frohes, kräft'ges Walten,  
Das sey der Geist der alten Burschenschaft.

**Chor.** Und Schmollis ihr Brüder, dem Menschen-  
geschlecht!

Und nur Fiducit auf Gott und Recht!

16) vom Grafen v. Löben (Isidorus Orientalis) († 1825).

Gelegenheitsgedicht \*); zur Feier des Tages (6 März 1806), an welchem Professor Schröckh seine akademische Laufbahn vor 50 Jahren antrat.

Die Zeiten lösen, was die Zeiten banden,  
Und flüchtig braust die Lebensflut dahin,  
Die vollen Segel brechen, Schiffe stranden,  
Ein Meer umschließt des Steuernden Gewinn;  
Und die aufsteigend schon in Wolken schwanden,  
Ergreift der Tod im Flug' und stürzt sie hin.  
Wie weit ihr Ruf auch durch die Welt gedrungen,  
Bald ist der Tuba stolzer Gruß verklungen!

Doch wer, wenn Wellen sich auf Wellen gießen,  
Und rastlos wechselnd sich die Fluten drehn,  
Wer bleibt am Strand, zu dem die Strudel fließen,  
In immer gleicher Ruhe herrlich stehn,  
Und hält, die schönsten Perlen zu umschließen,  
Aus jenen Fluten, die zur Tiefe gehn,  
Die weite Urne still in zärtelt Händen,  
Dem Durst des Wandrers reich aus ihr zu spenden?

Du Muse bist's, Erfahrene vor allen!  
Du, der sein Herz der Herrliche geweiht,  
Dem heute, froh vereint, die Stimmen schallen,  
Dem sich ein schöner Frühlingstag erneut.  
Stets wird Sein Nam' in deinem Tempel hallen,

---

\*) Der Dichter studierte damals in Wittenberg, und schrieb dieses Gedicht im Namen sämtlicher Studierenden bei dieser feierlichen Gelegenheit. Damals hatte der Dichter sich noch nicht zum Mysticismus hingeneigt. Das Gedicht selbst ist nirgends abgedruckt worden, und damals in Quartformat einzeln erschienen.



Sein Ruhm verklärt sich in Unsterblichkeit —  
 Und jenen Kranz, mit dem Jhn Götter krönen,  
 Kann dieser stille Lorbeer nicht verschöner!

Doch magst Du nicht Dein Ohr dem Dank versagen,  
 Den Dir die Jugend, greiser Priester, bringt!  
 Und wenn die Lippen keinen Honig tragen,  
 Und wenn zu schwach der Sängers Stimme singt;  
 So mag der Glaub' an unser Herz Dir sagen,  
 Was zu verschweigen uns die Sprache zwingt,  
 Und fühl's, wie süß es sey, den Mann zu grüßen,  
 In dessen Brust sich Güt' und Weisheit küssen!

Weit war die Bahn — Heil Dir! — die Tagesfeier  
 Des Halbjahrhunderts, wonnebringend, bricht  
 Wie Abendroth vor aus der Zeiten Schleier,  
 Bis hieher führt' und weiter führt die Pflicht!  
 Und schön, wie Deines Lebens Morgenfeier  
 Sey dieser Abendröthe sanftes Licht,  
 Und der vergangnen Zeiten goldne Blüthe  
 Sie lächle dir im innersten Gemüthe.

Erhebend ist's, auf jener Bahn zu gehen,  
 Wo Luther fest, wo still Melanthon stand,  
 Die an der Wahrheit reinen Sonnenhöhen  
 Die Fackel ihres Glaubens angebrannt;  
 Erhebend, an dem heil'gen Quell zu stehen,  
 Dem sich der segensreiche Quell entwand:  
 Und was ihr Muth gepflanzt in jenen Stunden,  
 Hast Du um ihren Sarkophag gewunden!

Magst Du, auf dem der Beste der Monarchen  
 Noch jüngst mit kaiserlicher Huld \*) geruht,

---

\*) Als im November 1805, wenige Wochen vor der Schlacht von Austerlitz, der Kaiser Alexander von Rußland durch Wittenberg reiste, begrüßte ihn Schröckh

Wie die Erwählten einst auf sichern Archen,  
 Noch lange steuern auf der Lebensflut:  
 Denn, wie die Schaar sich drängt zum Patriarchen,  
 Sucht Dich der Blick, das Herz in frommer Blut.  
 Mag sich der Himmel unserm Flehen neigen!  
 Doch, — wo das Herz spricht, muß die Lippe schweigen.

17.

b) Die Ode.

So wie beim Liede, so ist auch bei der Ode ein aufgeregtes und zum deutlichen Bewußtseyn erhobenes individuelles Gefühl der Stoff des Gedichts. Allein die Bewegung und Erschütterung des Gefühlsvermögens durch dieses zum Bewußtseyn gebrachte Gefühl ist schon an sich, wegen der Stärke und Erhabenheit des der Ode zum Grunde liegenden Gefühls, mächtiger, als beim Liede, weshalb auch die idealische Form, unter welcher die Einbildungskraft diesen Stoff als vollendete Einheit darstellt, einen höhern dichterischen Charakter ankündigt, als das Lied. Dazu kommt, daß, zugleich mit dem Bewußtwerden dieses idealischen, im Gefühle sich ankündigenden Gegenstandes, der unermessliche Abstand des Endlichen von demselben im Gefühlsvermögen wahrgenommen wird und mit derselben Stärke zum Bewußtseyn gelangt, so daß zwei einander entgegengesetzte Gegenstände, das Unendliche und das Endliche, unter irgend einem bestimmten Stoffe gedacht, im Gefühlsvermögen die zwei einander entgegengesetzten Gefühle der Lust

---

im Namen der Universität, wobei der Kaiser sich erinnerte, daß er in seiner Jugend nach Schröckhs geschichtlichen Lehrbüchern unterrichtet worden wäre.

und der Unlust bewirken, die beide die Einbildungskraft des Dichters so mächtig ergreifen, daß sie beide, nach ihrem im Gefühle wahrgenommenen Gegenstande, in den Ton und die Farbengebung des Gedichts übergehen. Denn je stärker der Dichter von dem im Gefühle geahneten Unendlichen ergriffen und zur höchsten Versinnlichung dieses in der Wirklichkeit Unerreichbaren innerhalb der idealischen Form des Gedichts fortgerissen wird; desto mächtiger kündigt sich, in derselben Form der Darstellung, zugleich auch der im Bewußtseyn wahrgenommene Abstand des Endlichen vom Unendlichen und die gefühlte Unmöglichkeit an, den idealisch gedachten Gegenstand in der äußern freien Thätigkeit zu verwirklichen. Das im Ideale wahrgenommene Unendliche kann aber nur mit einem Gefühle der Lust vergesellschaftet seyn, so wie die im Bewußtseyn sich ankündigenden Schranken der Endlichkeit von einem Gefühle der Unlust begleitet sind. Die hohe Begeisterung nun, wo der Dichter seine endliche Kraft an die Unendlichkeit des ihm im Ideale vor-schwebenden Gegenstandes hält, und, von dessen Erhabenheit durchdrungen, das Unvermögen der endlichen Kraft fühlt, jenen idealisirten Gegenstand zu erreichen oder zu verwirklichen, denselben aber im höchsten Schwunge der Begeisterung durch Sprache darzustellen und zu versinnlichen sucht, bewirkt die Entstehung der Ode. Sie ist daher der Ausdruck der höchsten dichterischen Bewegung eines endlichen Geistes, und Hymne, Dithyrambe, so wie in einzelnen Schilderungen die epische und didactische Dichtkunst, können nur insofern der Ode sich nähern, inwiefern sie gleichfalls den Abstand des Endlichen vom Unendlichen versinnlichen:

Die Ode unterscheidet sich also, nach dieser Ansicht, dadurch wesentlich von dem Stoffe und dem Tone des Liedes, daß ihr ein gemischtes Gefühl der Lust und der Unlust zum Grunde liegt; das Gefühl der Lust, aufgeregt durch die Unendlichkeit des Gegenstandes und durch das Wohlgefallen an dem Schwunge der Einbildungskraft und des Gefühls, das Ideal in der dichterischen Darstellung zu verwirklichen; das Gefühl der Unlust, veranlaßt durch die Unmöglichkeit, das Ideal in der Wirklichkeit zu erstreben; doch so, daß bei dem Uebergewichte des Unendlichen über das Endliche im Gefühle, und bei der Wahrnehmung der vollendeten Versinnlichung des Idealischen mittelst der Darstellung, das Gefühl der Lust zuletzt das Gefühl der Unlust überwiegt, weil, durch den aufgeregten Schwung des Gefühlsvermögens und der Einbildungskraft der Gegensatz des Endlichen zu dem Unendlichen geschwächt und gleichsam verdunkelt, und das Bewußtseyn ausgefüllt wird von dem Entzücken über die Verwirklichung des Ideals in der dichterischen Darstellung. Ueber der ästhetischen Haltung und Durchführung der Ode vergift der menschliche Geist die Endlichkeit und Beschränktheit seines Willens in der Erstrebung eines unendlichen Ziels, weil das Gefühlsvermögen und die Einbildungskraft von der Unendlichkeit des idealischen Gegenstandes ergriffen werden. Dieses Gefühl des Unendlichen, und dieser Wiederschein des Idealischen ist es daher, was als Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust in jeder vollendeten Ode, die dieses Namens würdig ist, sich ankündigt. Weil aber in dem großen Augenblicke der wahren dichterischen Begeisterung der idealische Gegenstand,

der dem Dichter vorschwebt, weder logisch zergliedert, noch metaphysisch durchgeführt, sondern nur unter starken, ergreifenden Zügen geschildert, und das dem innern Sinne vorschwebende Bild in eine äußere Darstellung — in das dichterische Ganze einer Ode — verwandelt werden kann; so geht, schon aus dieser ästhetischen Bestimmung der Ode, ihre wesentliche Verschiedenheit von der philosophischen Behandlung desselben Gegenstandes hervor, der in der Metaphysik der Vernunft, in der Dichtkunst aber dem Gefühlsvermögen und der Einbildungskraft dargeboten wird.

Da der Charakter der Ode aus der innern hohen Bewegung des Gefühlsvermögens und aus der Versinnlichung des Gegensatzes des Endlichen mit dem im Ideale dargestellten Unendlichen entspringt; so ist es vergeblich, eine nähere Classification der vorhandenen Oden zu versuchen, und namentlich sie, mit einigen Theoretikern, in philosophische und heroische Oden einzutheilen, wenn gleich damit keineswegs abgeläugnet wird, daß eben so die höchsten Ideen der übersinnlichen Welt — Freiheit, Tugend, Unsterblichkeit, Gottheit, — wie die idealisirte Tapferkeit und die dem edlern Menschen möglichen Opfer der Entsagung und Aufopferung, als angemessene Gegenstände von dem Oden-dichter behandelt und unter einer vollendeten ästhetischen Einheit dargestellt werden können.

Viele der in der Philosophie der Sprache aufgestellten untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form (Zh. 1. S. 280): die freieste Versinnlichung des Stoffes, die Mannigfaltigkeit, die ästhetische Einheit, die Schattirung, die Vertheilung von Licht und Schatten, das Neue, die Kraft, das

Kühne, das Edle, Würdevolle und Große, besonders aber das Erhabene und Feierliche, gehören unmittelbar in den Umkreis der Ode, wenn sie eine hohe Wirkung auf Gefühlsvermögen und Einbildungskraft hervorbringen soll; doch wird das Unerwartete, das Pathetische, das Feierliche, selbst das Wunderbare nicht ganz von ihr ausgeschlossen.

Wenn übrigens die Ode, in Hinsicht der übrigen Formen der lyrischen Dichtkunst, von dem Liede durch Stoff und Stärke des Tones, und besonders durch das in ihr ausgedrückte gemischte Gefühl der Lust und Unlust sich unterscheidet; so hat sie zwar mit der Elegie diese Darstellung der gemischten Gefühle gemein, erhebt sich aber durch die höhere Stärke und Kraft des Ausdrucks über dieselbe. Von der Hymne, mit der sie am nächsten verwandt und die, streng genommen, nur eine Untergattung der Ode ist, unterscheidet sie sich dadurch, daß die Ode jeden als unendlich gedachten Gegenstand verfinlichen kann, der Gegenstand der Hymne aber ein als göttlich dargestelltes Wesen ist. Denn wenn einige Theoretiker der Hymne, im Gegensatze der Ode, einen stärkern lyrischen Ausdruck beilegen wollen; so widerstreitet die Praxis dieser Lehre, weil es Oden giebt, welche viele Hymnen an Kraft des dichterischen Tones übertreffen, während allerdings auch Hymnen vorhanden sind, die im höhern lyrischen Ergüsse dahin rauschen, als mehrere Oden. Nur selten wird, bei Ode, Hymne und Dithyrambe, die Stärke und Fülle des dichterischen Tones von dem gewählten Stoffe, in den meisten Fällen von der Individualität und dem innern Feuer des Gefühlsvermögens und der Einbildungskraft des Dichters abhängen.

Tragen wir dies über auf die teutsche Sprache; so giebt es, den Ueberschriften nach, bereits Oden unter den dichterischen Erzeugnissen mehrerer Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts; denn Opitz, Fleming, Tscherning, Günther u. a. haben einzelne Gedichte mit diesem Namen belegt. Allein halten wir den innern ästhetischen Charakter dieser ältern sogenannten Oden an den aufgestellten Maasstab; so hat die teutsche Literatur vor Albrecht v. Haller keinen eigentlichen Odendichter. Desto reicher ist aber ihre Zahl seit J. Andr. Cramer, Klopstock, v. Cronegk, v. Gerstenberg u. a. diese dichterische Form anbauen. — Der wesentliche Grund, daß bei den ältern teutschen Dichtern keine Oden in dem Sinne der Classiker späterer Zeit getroffen werden, liegt darin, daß keine Sprache gediegene Oden- und Hymnen-Dichter aufstellen kann, bevor nicht die Philosophie, und namentlich die Metaphysik, bei dem Volke, das diese Sprache spricht, bedeutende Fortschritte gemacht hat. Denn erst wenn der philosophische Geist in das Gebiet der übersinnlichen Welt einzudringen, und über die höchsten Ideen der Vernunft — über Daseyn überhaupt, über Seele, Welt und Gott, und über alles, was mit diesen Ideen zusammenhängt — sich zu verständigen gesucht hat, wie es bei den Teutschen in der Zeit der weitem Verbreitung der Leibniz-Wolfschen Philosophie der Fall war; erst dann kann auch von dieser höhern und lebendigern philosophischen Forschung eine freiere Beziehung auf die Behandlung idealischer Stoffe von den Dichtern und auf die kräftigere Farbengebung derselben in der Ode und Hymne übergehen. Daß dem so sey, erhellt sogar geschichtlich daraus, daß nur diejenigen

Völker, welche Philosophen im höhern Sinne des Wortes hatten, wie Griechen, Deutsche und Briten, reich im Anbaue des Gebietes der Ode sind, während andere Völker, ohne eigentliche Metaphysiker unter ihren Philosophen, mehr den Anbau der leichtern und gefälligeren dichterischen Formen, als der Ode und der Hymne, in dem Umfange ihrer dichterischen Literatur besitzen.

## 18.

## Beispiele von Oden.

## 1) von Paul Flemming \*) († 1640).

Eugend ist mein Leben,  
 Der hab' ich mich ergeben,  
 Den ganzen mich.  
 Eugend will ich ehren,  
 Eugend wird mich lehren,  
 Was sie selbst kann mehrern,  
 Sie wächst durch sich.

---

\*) Die mitgetheilte Ode von Flemming, der übrigens an dichterischem Schwunge die sogenannten schlesischen Dichter übertraf, wird als Beleg für die am Schlusse des vorigen §. aufgestellte Behauptung hinreichen. Wie man gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts den Begriff der Ode nahm, erhellt schon daraus, daß das an sich treffliche Flemmingische Kirchenlied: In allen meinen Thaten u. in seiner Gedichtsammlung mitten unter den Oden steht. — Außerdem gehört das Th. I. S. 380 f. aufgestellte Beispiel des Erhabenen von v. Haller ebenfalls hieher ins Gebiet der Ode, und zwar gewissermaßen als der erste gelungene Versuch einer Ode in der deutschen Literatur.



Nicht des Weges Länge,  
 Noch des Pfades Enge  
 Schreckt mich davon.  
 Laß dich Dornen stechen,  
 Füß' und Kleider brechen,  
 Sie wird alles rechnen  
 Durch ihren Lohn.

Alles andre alles  
 Hat die Art des Falles,  
 Der steigt und fällt.  
 Schätze haben Flügel,  
 Ehre läßt den Bügel,  
 Lust kommt aus dem Bügel.  
 Die Tugend hält.

Hab' ich Gott und Tugend;  
 So hat meine Jugend,  
 Was sie macht werth.  
 Die schönen Beide  
 Behren allem Leide,  
 Lieben alle Freude,  
 So man begehrt.

## 2) von Klopstock († 1803).

### Dem Erlöser.

Der Seraph stammelt, und die Unendlichkeit  
 Weht durch den Umkreis ihrer Gefilde nach  
 Dein hohes Lob, o Sohn! wer bin ich,  
 Daß ich mich auch in die Jubel dränge?

Vom Staube Staub! Doch wohnt ein Unsterblicher  
 Von hoher Abkunft in den Verwefungen!  
 Und denkt Gedanken, daß Entzückung  
 Durch die erschütterte Nerve schauert.

Auch du wirst einmal mehr wie Verwesung seyn,  
Der Seele Schatten, Hütte, von Erd' erbaut,  
Und andrer Schauer Trunkenheiten  
Werden dich dort, wo du 'schlummerst, wecken.

Der Leben Schauplaß, Feld, wo wir schlummerten,  
Wo Adams Enkel wird, was sein Vater war,  
Als er sich jekt der Schöpfung Armen  
Jauchzend entriß, und ein Leben dastand!

O Feld vom Ausgang bis, wo sie untergeht  
Der Sonnen letzte, heiliger Todten voll,  
Wann seh ich dich? wann weint mein Auge  
Unter den tausendmal tausend Thränen?

Des Schlafes Stunden, oder Jahrhunderte,  
Fließt schnell vorüber, fließt, daß ich aufersteh!  
Allein sie säumen, und ich bin noch  
Diesseits am Grabe! O helle Stunde,

Der Ruh Gespielin, Stunde des Todes, komm!  
O du Gefilde, wo der Unsterblichkeit  
Dies Leben reift, noch nie besuchter  
Acker für ewige Saat, wo bist du?

Laß mich dort hingehn, daß ich die Stätte seh!  
Mit hingesenkt'm trunkenen Blick sie seh!  
Der Ernte Blumen drüber streue,  
Unter die Blumen mich leg', und sterbe.

Wunsch großer Aussicht, aber nur Glücklichen,  
Wenn du die süße Stunde der Seligkeit,  
Da wir dich wünschen, kämst; wer gliche  
Dem, der alsdann mit dem Tode ränge?

Dann mischt' ich kühner unter den Throngesang  
Des Menschen Stimme, sänge dann heiliger  
Den meine Seele liebt! den Besten  
Aller gebornen, den Sohn des Vaters!

Doch laß mich leben, daß am erreichten Ziel  
 Ich sterbe! Daß erst, wenn es gesungen ist  
 Das Lied von dir, ich triumphirend  
 Ueber das Grab den erhabnen Weg geh!

O du mein Meister, der du gewaltiger  
 Die Gottheit lehrtest! zeige die Wege mir,  
 Die du da gingst! worauf die Seher,  
 Deine Verkündiger, Wonne sangen.

Dort ist es himmlisch! Ach, aus der Ferne Nacht,  
 Folg' ich der Spur nach, welche du wandeltest:  
 Doch fällt von deiner Stralenhöhe  
 Schimmer herab, und mein Auge sieht ihn,

Dann hebt mein Geist sich, dürstet nach Ewigkeit,  
 Nicht jener kurzen, die auf der Erde bleibt;  
 Nach Palmen ringt er, die im Himmel  
 Für der Unsterblichen Rechte sprossen.

Zeig mir die Laufbahn, wo an dem fernen Ziel  
 Die Palme wehet! Meinem erhabensten  
 Gedanken lehr' ihn Hoheit! führ' ihm  
 Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!

Daß ich den Nachhall derer, die's ewig sind,  
 Den Menschen singe! daß mein geweihter Arm,  
 Vom Altar Gottes Flammen nehme!  
 Flammen ins Herz der Erlösten ströme!

2) von v. Gerstenberg († 1823).

### Unsterblichkeit.

Er sprach's! und hervor aus der Tief und der Nacht  
 Entsprangen die Ordnungen alle,  
 Vom Wurme des Sumpfs bis zum ersten Aeon,  
 Vom Staube der Luft bis zur Sonne.

Unendlichkeit schied  
Von Raum sich und Zeit,  
Und von der Verwesung das Leben.

O du, die sich in mir ein Leben begreift,  
Und staunt, daß sie ist, und sich ahnet;  
Du ahnest Unsterblichkeit, Seele! Dein Traum  
Ist Lispel geheimen Erwachens.  
Nicht wirst du, mein Geist,  
Ein Hauch, der verweht,  
Deß leb' ich und sterb' ich, verwehen!

Wann Erden zertrümmern und Sonnen verglühn,  
Und Staub sich versammelt zum Staube,  
Unsterbliche! schwingst du dich über das Grab!  
Was Nacht war, wird Tag und Erwachen!  
Was Nacht war, wird Tag!  
Dem Schummer vermählt  
Sich Nacht, das Erwachen dem Tage.

Sieh auf! es entschwebet der Wagen des Lichts,  
Mit seinen geflügelten Rössen,  
Dem spähenden Blick ins Verborgene hinab,  
Von Bogen der Meere verschlungen;  
Am Morgen der Nacht  
Steigt purpurner auf  
Zur Feste die Fürstin des Tages.

#### 4) von v. Gerstenberg.

#### Schlachtgesang.

Feuerbraunes Angesichts,  
Ihr Auge blutroth, starr ihr Blick,  
So tanzen sie zum Todesreihn,  
Zum Todesreihn, zum Abenmahl,  
Die Donnergötter, rasch dahin.

Die Sonne steigt, und stiller wirds im Thal,  
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Gegenüber tritt hervor  
Aus Wald und Felsenluft der Feind,  
Hervor mit hohem Opferspiel,  
Zum Todesreihn, zum Rabenmahl,  
Hervor das Opfer, Mann und Roß.

Die Sonne steigt, und stiller wirds im Thal,  
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Brüllend wälzet sich die Schlacht,  
Von Heer zu Heer die Hyder fort.  
Und vom Gebrüll ertönt der Hain,  
Und der zerrißne Himmel tönt;  
Und Raben schweben näher her.

Die Sonne steigt, und stiller wirds im Thal,  
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Rosse brausen dumpf im Blut,  
Und ihre Reiter weinen laut,  
Ha! die zu Roß und die zu Fuß,  
Hinsturz! Verzweiflung! Wuthgeheul!  
Ha! Todesschaur ergreifen sie!

Die Sonne sinkt, und stiller wirds im Thal,  
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Auf Leichen und auf Sterbenden,  
Zerrissnen Gliedern seines Rumpfs,  
Schwankt noch einmal der Feind daher;  
Umsonst! umsonst! der Donner brüllt,  
Umsonst! umsonst! der Rabe schwebt.

Die Sonne sinkt, und stiller wirds im Thal,  
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Schleunig hebt er seine Schenkel,  
Bluttriefend flieht er durchs Gefilde,

Brüllt aus sein Leben aus der Wunde;  
 Und Donner rollen hinter ihm,  
 Und fernher tönt das Opferspiel.  
 Der Mond steigt auf, und Stille herrscht durchs Thal,  
 Und Raben lagern sich aufs Leichenfeld.

5) von Eulogius Schneider († 1793).

Ode auf Friedrichs (2) Tod.

Ein Denkmal dir, vergötterter Friedrich!  
 Unaufgefordert bau' ichs, und unbezahlt.  
 Die Nachwelt seh' es einst, und spreche:  
 Friedrichs Denkmal von Priesterhänden!  
 O, daß es würdig werde des Einzigen!  
 O, wie es tobt das Meer von Empfindungen  
 In diesem Busen! wie vor meinen  
 Augen der Riese der Menschheit dasteht!  
 Ihn schildern will ich. Sterbliche, seht Ihn,  
 Nicht eingehüllt in flimmernden Dichterschmuck!  
 In seiner Größe, wie er dasteht,  
 Will ich den Riesen der Menschheit schildern.  
 In seiner Rechten blinket das Sieges Schwert;  
 Die Wage unentweichter Gerechtigkeit  
 Hängt von der Linken; dies dem Schutze,  
 Diese der Ruhe der Brennen heilig.  
 Die Fürstenthüste zieret, vom Hofgeschmack  
 Nie aufgelöst, der Gürtel der Mäßigkeit;  
 Sein Schwert ist der Aberglaube  
 Und der zertretene Fanatismus.  
 Wer bebte nicht vor Friedrichs Thatenfaust?  
 Wer zählte die Trophäen, auf Galliens  
 Zermalmten Uebermuth gepflanzt,  
 Prangend auf modernden Sklaventrümmern?

Dort stehn sie am Ufer der Moldau, einst  
 Gestemmt mit Oestreichs Leichen, bei Lissa dort,  
 Und dort bei Mollwitz, Rossbach, Breslau  
 Und auf den Felsen zerstörter Festen.

Groß sind des Riesen Thaten! Mit Russenblut,  
 Mit Franzenblut, mit Schweden- und Ungarnblut,  
 Und, ach, mit teutschem aufgezeichnet,  
 Stehn sie flammend im Buch der Zeiten.

Doch — war er Held nur? war er nicht Menschenfreund?  
 Nicht Vater seiner Tausende? Strömte nicht,  
 Nachdem er ausgedonnert, Segen  
 Auf die Gefilde geschützter Brennen?

Sie aßen Brod, und hörten von ferne nur  
 Des Hungers Brüllen, der Alemanniens  
 Verdorrtten Winzer, und nach Kalchmehl  
 Lüfternen Pflüger begierig auffraß.

In Friedrichs Arme flüchtete sich, verbannt  
 Von heilig frommen Ländern, die Industrie,  
 Des Reichthums Mutter. Auf Morästen  
 Säet der Landmann, und Heerden blöken

Auf dürren Haiden. Griechischer Kunstgeschmack  
 Beseelt den Preußen. Seinen Anacreon  
 Und seinen Pindar hört Apollo  
 Staunend in nordischen Wäldern singen.

Aus tausend Quellen strubelt Friedrichs Gold;  
 In tausend Flüssen strömt es ihm wieder zu.  
 So rollet von und zu dem Herzen  
 Ab, und zurück, der Saft des Lebens.

Vertriehet euch, Despoten! Was schauet ihr  
 Ihm ins Gesicht? Er tränkte den Schmeichler nicht  
 Mit Waisenblut, und feile Dirnen  
 Mäster' er nicht mit dem Markt des Bürgers.

In seinem Kerker saulte der Denker nicht;  
 Sein Censor fraß nicht, gleich dem Getreidewurm,  
 Der Schriften Kern aus, daß die Hälften  
 Schmach tenden Lesern den Gaumen röhren.

Sein Glaube war nicht künstliches Wortgeweb',  
 Nach keines Burmes dreistem System geformt,  
 Nicht millionenfach durchflochten,  
 Einfach, wie Gott und die Wahrheit, war er.

Das Beste thun, war seine Religion;  
 Sein Opfer tastlos wirkende Thätigkeit;  
 Die Welt sein Tempel; seine Priester  
 Herzberg und Carmer, der Brennen Solott.

Sey Mensch, sey Bürger, sprach er, das Innere  
 Des Herzens und der Meinungen richte der,  
 Zu welchem Moses, Zoroaster,  
 Christus und Muhammed rufen: „Waher!“

Verheerte Friedrichs Jäger die Hoffnungen,  
 Des Landmanns, spottend? War nicht die höchste Lust  
 Des Weisen, in der dunkeln Wornelt  
 Tiefen bei nächtlicher Lampe graben?

Dort fand er dich, allmächtige Herrscherkunst,  
 Die auf das Wohl des Ganzen ihr eignes baut,  
 Bedächtlich eilt, und ihre Wunder,  
 Wie die Natur, in der Stille wirkt.

Groß sind die Wunder Friedrichs, groß und viel!  
 Wer rüttelte Europa ins Gleichgewicht?  
 Wer sagte zu dem Erstgebohrnen  
 Preußens: „Du herrschest dereinst am Rhnus?“

Wer schlug von deinem Busen, Bavarria,  
 Des nahen Vuhlers nervigen Arm zurück?  
 Wer schnitt Sarmatien in Stücke?  
 Deckte die Welchseel mit freien Segeln?



Nur fehlte die eiserne Kette, die  
 Er schlingen sollte um Almanniens  
 Getheilte Herrscher, daß sie schützten  
 Graue Gesetze, den Bojerzepter

Bewahrten den Absprößlingen Wittelsbachs,  
 Die, unbehaucht vom römischen Edlibat,  
 Dem Mörder deutscher Fürstenstämme,  
 Blühen am Ufer des Waters Rhenus.

Er schlang die Kette um Almanniens  
 Getheilte Herrscher. Als es Alwater sah,  
 Da sprach er aus: „Sie sind vollendet  
 Friedrichs Thaten, sie sind vollendet.“

Jetzt eilt der Engel Erster zu Friederich,  
 Und bringt ihm die Botschaft: „Alwater sprach:  
 Sie sind vollendet, deine Thaten,  
 Friedrich Brennus, sie sind vollendet!“

„Komm, wirf' in jenen höhern Gegenden,  
 Nicht mehr gehüllt ins hindernde Erdgewand,  
 Nicht mehr bestritten von der Dummheit,  
 Trotzend dem Gifthauch des blassen Meides!“

Dem Engel folgte Friederich, unverrückt  
 Die Miene, seines innern Gehalts gewiß,  
 Entschlossen, ewig fortzuwirken,  
 Ewig zu streben nach Thatengröße.

Jetzt kam er an. Sein harreten am Jasptsthor  
 Der graue Ziethen, und der getreue Reith  
 (Unsterblicher, als er hienieden  
 Hätte vermuthet), Schwerin und Bevern.

Ihm glänzt der Schwester Friederichs Sohn und Stolz,  
 Der Held der Liebe, Guelfiens Leopold  
 Entgegen; laut ertönt die Harfe  
 Kleffens, des Vorden mit hundert Narben.

Ein Chor verkürter Weisen, von Sokrates  
Herab bis zum tiefblickenden Mendelssohn,  
Umringet ihn; halblächend reicht ihm  
Wilhelm, der Strenge, die Vaterrechte.

So ziehen sie zum Throne Allvaters hin.  
Allvater krönt Friedrichs Haupt, und spricht:  
„Wirt' ewig! Bald bist Du den Göttern,  
Was Du den Söhnen der Erde warest!“

## 6) vom Kanzler Niemeyer.

### Der Sternenhimmel.

Wie gesät sind Tausendmaltausend ins Unermeßliche,  
Sonnen und Erden! Gott! Gott! wie herrlich!  
Steig' ich hinauf bis zu der Welten letzten,  
Dennoch erreicht' ich dich nicht! der Staub den  
Unendlichen!

Welches Jauchzen, welcher Triumph schallt, welches Thrä-  
nengebet

Dir aus den Welten! Hoch tönt's, wo Pole  
Schneller sich drehn, sanft, wo der Lüfte Säufeln  
Kühlungen weht und der Quell! — Wird mit  
Entzückungen

Einst vernehmen, staunend mein Ohr, Jubel der Him-  
mlischen?

Werd' ich euch kennen, Mitanbeter, euch?

Wallen zu euch sterblich nicht mehr? Feiern

Dort auf dem Siebengestirn, im Sirius, unter der

Goldnen Aehre Feste der Seligen, werdet, Himmlische,  
Unter die Lauben, die aus Himmels Sproß

Dort die Natur, ewig zu blühen, um euch schuf,

Ihr mich begleiten? Komm' ich mit den Gelieb-  
teren,

Nur fehlte die eherne Kette, die  
 Er schlingen sollte um Almanniens  
 Getheilte Herrscher, daß sie schützten  
 Graue Gesetze, den Bojerzepter  
 Bewahrten den Absprößlingen Wittelsbachs,  
 Die, unbehaucht vom römischen Edlibat,  
 Dem Mörder deutscher Fürstenstämme,  
 Blühen am Ufer des Waters Rhenus.

Er schlang die Kette um Almanniens  
 Getheilte Herrscher. Als es Alwater sah,  
 Da sprach er aus: „Sie sind vollendet  
 Friedrichs Thaten, sie sind vollendet.“

Jetzt eilt der Engel Erster zu Friederich,  
 Und bringt ihm die Botschaft: „Alwater sprach:  
 Sie sind vollendet, deine Thaten,  
 Friedrich Brennus, sie sind vollendet!“

„Komm, wirf' in jenen höhern Gegenden,  
 Nicht mehr gehüllt ins hindernde Erdgewand,  
 Nicht mehr bestritten von der Dummheit,  
 Trotzend dem Gifthauch des blassen Neides!“

Dem Engel folgte Friederich, unverrückt  
 Die Miene, seines innern Gehalts gewiß,  
 Entschlossen, ewig fortzuwirken,  
 Ewig zu streben nach Thatengröße.

Jetzt kam er an. Sein harreten am Jasptsthor  
 Der graue Riethen, und der getreue Reith  
 (Unsterblicher, als er hienieden  
 Hätte vermuthet), Schwerin und Bevern.

Ihm glänzt der Schwester Friederichs Sohn und Stolz,  
 Der Held der Liebe, Guelfens Leopold  
 Entgegen; laut ertönt die Harfe  
 Kleists, des Varden mit hundert Narben.

Um der Vergessung holde Quelle,  
 Spielt in der Trauerzipressen Zweigen.  
 Und wann einst Gott mit heiliger Flammenglut  
 Die Erde läutert, und die Jahrhunderte  
 Des goldnen Friedens und der Unschuld,  
 Jugendlich prangend, ihr wiedergehren;  
 Dann waltet, ahn' ich, eben der sanfte Geist  
 Um die verjüngte, walt und verwaltet nie,  
 Und unsrer Seelen Aetherhüllen  
 Laben des ewigen Frühlings Lüfte.  
 O sey begrüßt mir, Erster des schönen Maiss!  
 Tag hoher Ahnung! Sey mir begrüßt, du Bild  
 Des Jugendlebens unsrer Erde,  
 Und der verjüngenden heiligen Zukunft!

8) von v. Herder († 1803).

### Die Tonkunst. (abgekürzt)

Die du droben den Reihn der Sterne  
 Und der Unsterblichen führst,  
 In ewig jungem, schwebendem Jubeltanz,  
 Nah und näher hinan des Allvollkommenen Thron,  
 Und tief hienieden im Erdenthal,  
 Unter des Himmels heiligem Blau,  
 In leisen Tönen, im verlornen Ladt  
 Der Ahnung, unser Herz  
 In die Ehre der Himmel erhebst:

Ewige Harmonie!

Kling' ein in meine Gärten!

Heilige Harmonie!

Kling' ein in meine Seele!

Sie fühlt dich; sie will, sie wird dich fühlen!

Dritter Theil.

Des Wohllauts ew'ge Kette zieht  
 Auch meinen Geist. Es walt mein Herz  
 Im Strome der Melodie zum hallenden Ocean  
 Der Allvollkommenheit.

Wach auf in mir, du leiser Himmelston,  
 Der meine Seele ward.  
 Aus keiner Engelsharf' entquollest du. Dich hauchte  
 Der Ewige selbst mir ein.  
 Du bist mir Ewigkeit,  
 Bist Gottesgefühl in mir, der unendlichen Harmonie  
 Vorahnende Verkünderin.

Wann einst mein Geist  
 Vom Erdenstaube sich hebt empor,  
 Und seiner Fesseln sanft sich windet los;  
 Zu Hülfe komm' ihm dann, du heil'ger Strom,  
 Von Eönen andrer Welt,  
 Umström' ihn ganz, und trag' ihn sanft hinüber!  
 Des Himmels Gabe bist du uns,  
 O Tonkunst! bist ein Tropfen  
 Von jenem hellen melodischen Wohlustmeer,  
 In dem das Weltall schwimmt,  
 Ein Meer von Zahl und Maas und Lieb' und Tanz  
 und Leben!

Wann in des Lebens Labyrinth,  
 Im dunkeln Hain der bangen Mitternacht,  
 Umringt von Thiergeheul und Höllenstimmen,  
 Mein Herz erbebt,  
 Und über sich verzagt,  
 Und nirgends Ausgang findet:  
 Des Himmels Tochter, süße Zauberin,  
 Nicht mit Sirenen-, nicht mit Seentlang  
 Erscheine mir; ein Lied der Andacht flöße  
 Mir Ruh' ins Herz.

Wie wird mir? Hör' ich nicht  
 Ihr Kommen? Fühl' ich nicht  
 Ihr sanftes Schweben wie im Mondesstral?  
 Sie spricht mir zu; ein Engel spricht zu mir,  
 Ein Himmelswesen, das unmittelbar  
 Mein Herz berührt, die weinende  
 Gerührte Laute, und den Klage-ton  
 Schnell in Triumph verwandelt.

„Verlassener, was zagest du,  
 In trüber Einsamkeit?  
 Gott, der den Gang der Sterne kennt,  
 Kennt auch der Menschen Herz.

Er giebt dem Schiffe seinen Weg,  
 Den Winden ihre Bahn;  
 Er wird auch dir im Weltenmeer  
 Des Lebens Weg verleihn.

Was zagest du? Der Erde Noth  
 Geht wie ein Traum vorbei,  
 Und was dir heute Mißlaut dünkt,  
 Ist morgen Harmonie.“

„Schau gen Himmel, und sieh! Am hohen Tem-  
 pelgewölbe  
 Funkeln Sterne, da glänzt Gottes unsterbliche Schrift.  
 Kann dein Auge sie zählen? dein Ohr die Stimme ver-  
 nehmen,  
 Die des Erschaffenden Ohr ewig und ewig vernimmt?  
 So tönt alles um dich! Ein Stral der Sonne erklingt dir  
 Sieben Töne des Lichts, golden und heilig im Klang.  
 Allenthalben strömet dir zu das große Geheimniß  
 Deiner Vollendung; du lernst ewig und ewig daran.  
 Maas, Bewegung und Zahl im Kampf der Lebenden  
 Eintracht.

Spricht in Tönen dir zu: Eines in Allem ist Gott!“

O Harmonie, ich flehe dir,  
 Du Seele meiner Seele! Rufe mir,  
 Aus jedem Wesen rufe  
 Den reinen Ton hervor, zu dem es klingt.  
 O Führerin durchs Leben! Freundschaft ist  
 Der Seelen Einklang. Lieb' und Güte sind  
 Der süße Wohlklang, der in Allem tönt;  
 Der immer reiner, immer höher steigt.  
 Wohin? wohin? zu welcher Symphonie  
 Der Symphonieen?

9) von v. Sonnenberg († 1806).

### Die Phantasie. (abgekürzt)

Phantasie, schöner Traum der ersten Unschuld  
 Unterm Baume des Lebens, der in Eden  
 Mit des Wipfels Säuseln in mondheller  
 Lenznacht herabsank!  
 Und nun eröffnest du den großen Tempel  
 Der Natur; an der Sonnen Feu'rgestaden  
 Hält dein Flug; verweht in den Sternenwelten,  
 Welche dort glänzen!  
 Träumest an Edens stillen Blumenhügeln  
 Nicht bloß, hörst in tiefer, blauer Ferne  
 Auch den ernsten Baum der Erkenntniß fei'rlich  
 Rauschen im Winde!  
 Phantasie, ja dich schuf in ihrer schönsten  
 Stunde fröhlich die Gottheit, die Natur wand  
 Einen Regenbogen zum Kranze dir aus  
 Blüthengelock her;  
 Gab dir der Schönheit reine Schwanenflügel,  
 Adlerreile dann ihrem Silbersturme,  
 Kleidete hell dich in der Morgenröthe  
 Rosengewande!

Ewige Jugend trankst du, o Göttin,  
 Aus dem Strome des Lebens, und der Eissen  
 Silberschnee umglänzte deines Busens  
 Wallende Reize!

Grazientönigin! auch über Gräbern  
 Blühest du; dir dampfet aus den Thälern  
 Das Gebirg, vom ganzen Altar der Erde  
 Nebel zum Opfer!

Tief in des Haines dichten Laubgewölben  
 Wallst du, lächelnd im wilden Sturm des Abends,  
 Sieh, er bringt nur duftende Blüthenopfer  
 Hin dir zu Füßen.

Deinen Altären dampft der erste Weithrauch,  
 Durch die ganze Natur, und ihrer Kinder  
 Jubelchöre huldigen dir in dem schönen  
 Frühe- und Spätroth!

Einst, wann du auch im leisen Abendküstchen,  
 Unter säuselnder Eichen Schattenkühle,  
 Mir am mondbeschimmerten Blumenhügel  
 Rosig erscheinst;

Sollen der Saiten reinste Silbertöne  
 Mit dem Säuseln der Eichen Dank dir schallen,  
 Bis ich endlich unter dem Blumengrase  
 Ruhiger schlummre!

10) von Starke (Hospred. zu Ballenstedt).  
 Gefühl und Hoffnung der Menschheit.  
 (abgekürzt)

Entzücken ström' aus meinem Munde,  
 Wie Flammen steig' empor mein Lied;  
 Ich feire meine schönste Stunde  
 Von süßem Hochgefühl durchglüht.



Wie friedevoll des Stromes Wellen  
 In Eine Flut zusammenschwellen;  
 So laßt, im innigsten Berein,  
 O Menschen, laßt uns Menschen seyn!

Wir theilen auf der Bahn zum Ziele  
 Des Lebens Schmerz, des Lebens Lust,  
 Der Menschheit Ernst, der Menschheit Spiele;  
 Wie meine, hebt sich eure Brust.  
 O fühlet, wie mein Herz sich reget,  
 Ich fühle, wie das eure schläget;  
 Auch euch durchströmet Blut, wie mich,  
 Und was ihr alle seyd, bin ich.

O kommt, und kniet voll Andacht nieder,  
 Und betet weinend mit mir an;  
 Denn wir sind Menschen, wir sind Brüder,  
 Und wandeln all' auf Einer Bahn.  
 Der König in des Glanzes Hülle,  
 Der Bettler in zerrissner Hülle,  
 Der Mann der Weisheit und des Lichts,  
 Der Mann im Schweis des Angesichts.

Ich finde mich in Allen wieder;  
 Verdammst selbst den Bösen nicht,  
 Wir sind ja Menschen, wir sind Brüder,  
 Es fehlt dem Armen nur an Licht.  
 Ach wir sind Menschen; — Menschen bleiben!  
 Was uns umhüllet, mag zerstäuben;  
 Was in uns Menschheit heißt, besteht,  
 Wann alles um uns her vergeht.

Und sank' in Millionen Trümmer  
 Der Welten Heer, in Nacht ihr Lauf;  
 Wir gehen neu mit Sternenschimmer  
 Noch manchen Tag des Daseyns auf!

Triumph! und jeden Tag verschwindet  
Die Thierheit mehr, und mehr entbindet  
Das Edle sich, das Zeit und Welt  
Hienieden noch gefesselt hält. —

Mit Beben bleibst nach deinen Kämpfen,  
Bedrängte Menschheit, wer dich liebt,  
Und wendet oft von deinen Krämpfen  
Die nassen Augen tiefbetrübt.  
So weint ein Weib mit Mutterherzen  
Den kranken Sohn und seine Schmerzen,  
Und zaget, wenn er stöhnend hebt,  
Und wann der Krampf ihn zuckend hebt.

Entsage, Mutter, deinem Leide,  
Jetzt ruht dein Sohn in Schlaf gewiegt,  
Indeß sein Geist mit junger Freude  
Sich warm um holde Bilder schmiegt;  
Genesung und Gedeihn und Leben  
Muß ihn im Traume jetzt umschweben,  
Er lächelt süß, und horch, er spricht,  
Und deutet uns sein Traumgesicht:

Ihm dünkt in seinen sel'gen Träumen,  
Er wall' im rosenfarb'nen Licht  
Im Frühling unter Blütenbäumen,  
Durch die des Morgens Röthe bricht.  
Wie Blumenduft umweht ihn linde  
Der Zephyrathem kühler Winde,  
Indeß sein Haupt an Blüten streift,  
Und seine Hand nach Blüten greift.

Er träumt, es hüben Adlerflügel  
Ihn in ein jugendliches Chor  
Von höhern Wesen über Hügel  
Und Hain und Wolken leicht empor. —

Entfage, Mutter, deinem Leide;  
 Dein Liebling träumt von Kraft und Freude;  
 Sein wonnevolles Traumgesicht  
 Ist Bürge: du verlerst ihn nicht. —

Ich hänge trunken an dem Bilde;  
 Es ist der Menschheit schöner Traum!  
 Ich weide mich an seiner Milde  
 Und fasse mein Entzücken kaum.  
 Noch kämpfet sie, — doch, Hell den Kämpfen!  
 Im Kriege lernt sie Kriege dämpfen;  
 Im Streit mit Dunkel siegt das Licht,  
 Im Zwist mit Sinnlichkeit die Pflicht.

Die Menschheit hofft; — in süßen Träumen  
 Empfindet sie sich stark und groß;  
 Erblicket Blüten in den Keimen  
 Und Freiheit in des Dranges Schoos.  
 Entfaget, Brüder, euerm Leide,  
 Die Menschheit träume von Kraft und Freude,  
 Die Menschheit unterlieget nicht;  
 Das bürget uns ihr Traumgesicht!

Was reget sich in ihrem Sehnen  
 Nach Wahrheit, Recht und Würdigkeit  
 Und in dem Flehen heißer Thränen  
 Nach höherer Vollkommenheit?  
 Was hebt den Helden, Lehrer, Richter,  
 Den Philosophen und den Dichter?  
 Was glüht in jeglichem Gefühl  
 Und adelt unsrer Künste Spiel?

O das ist Ahnung, leises Beben  
 Entzückungsvollen Vorgefühls  
 Von ihrer Würde höchsten Höhen  
 Und Schimmer von dem Glanz des Ziels.

Vor vollem Aufschwung ihrer Flügel  
Bedeckt uns zwar des Grabes Hügel;  
Doch sehn wir schon, sie strebt hervor,  
Sie schwingt sichiegend einst empor!

Auf ihres Tempels Altar glüheth  
Dann hell der Geistesfreiheit Licht,  
Und wer die Flamme lodern siehet,  
Erbebt vor ihrem Lodern nicht.  
Drum drückt sie nicht voll Irtsinns nieder!  
Der ganze Tempel leuchtet wieder,  
In welchem Brüder auf den Knien  
Von heiligen Gefühlen glühn!

Einst führt in starker, fester Rechts  
Vernunft den hohen Herrscherstab;  
Dann schwinden jedes Wahnes Mächte  
Und alle Fesseln fallen ab.  
Wie Harmonie vom schönsten Liede  
Beseligt jeden milder Friede,  
Ein Friede, den kein Schicksal bricht,  
Ihn schützt der Demantschild der Pflicht. —

Triumph! zum Ziele laßt uns ringen,  
Zum Ziel, uns strahlet schon sein Glanz,  
Und einst verschwindet, was die Schwingen  
Der Menschheit jetzt noch hemmet, ganz.  
Sie hebt sich dann mit kühnem Flügel  
Und segnend über unsre Hügel;  
Wir sehn auf lichter Sternenbahn  
Sie schön sich unsern Sternen nahn.

O namenloses, süßes Beben!  
Wir stammen aus der Menschheit Schoos.  
Die Menschheit wird sich höher heben,  
So warf der Schöpfer ihr das Loos.

O Brüder, Brüder, seht sie ringen;  
 Triumph! sie dehnt, sie hebt die Schwingen;  
 Wir sehn, auf lichter Sternenbahn,  
 Sich kühn dereinst den Sternen nah!

### 11) von Joh. Heinar. Wosß.

#### Die erneuerte Menschheit.

Stille herrsch', Andacht, und der Seel' Erhebung,  
 Rings umher! Fern sey, was besleckt von Sünd' ist,  
 Was dem Staub anhaftet, zu klein der Menschheit  
 Höherem Aufschwung!

Dem die Weltkreis' all' in den Sonnenhimmeln  
 Staub sind, dem Weltjahre wie Augenblicke;  
 Dem, gesamt aufstrebend, der Geister Fleissinn  
 Nur Ein Gedank' ist;

Dessen Macht kein Maas der Erschaffnen ausmißt;  
 Dessen fernhin dämmerndes Licht Begeisterung  
 Raum erreicht, hochfliegend: den Geist der Geister!  
 Betet ihn an! Gott!

Nicht der Lipp' Anbetung ist werth der Gottheit,  
 Nicht Gepräng' abbüßenden Tempeldienstes,  
 Nicht Gelübd' und Fasten; nur That geklärter  
 Menschlichkeit ehrt ihn!

Dich allein, Abglanz von der Gottheit Urlicht,  
 Menschlichkeit, dich sah der entzückte Denker,  
 Bebt' in Wollust, rang, wie zur Braut der Jüngling,  
 Ach! und umschloß dich!

Ob wie todt auch starre der Geist der Menschheit  
 Durch der Willkühr Zwang und gebotnen Wahnsinn;  
 Doch erringt siegreich auch der Geist der Menschheit  
 Neue Belebung.

Zwar er schlief Jahrhunderte, dumpf in Ketten,  
Todeschlaf, seit himmelempor die Freiheit  
Vor den Zwinghern floh, und des Höhepriesters  
Lauerndem Bannstrahl.

Luther kam; auf schaudert' im Schlaf der Geist ihm,  
Blickt umher, schloß wieder das Aug' in Ohnmacht,  
Und vernahm leis' ahnend den Laut aus Trümmern  
Attischer Weisheit.

Bald, wie Glut fortglimmt in der Asch', am Windhauch  
Fünkchen hellt, roth wird, und in Feuerflammen  
Licht und Wärm' ausgießt; so erhob der Menschheit  
Schlummernder Geist sich,

Lebensfroh! Hin sank die verjährete Fessel,  
Sank der Bannaktar, und die Burg des Zwinghern;  
Kege Kraft, Schönheit, und des Volks Gemeinfinn  
Blühten mit Heil auf!

## 12) von einem Ungenannten.

(aus dem Merkur, von Philippi redigirt, Jahrg.  
1824. St. 131.)

Dem 31. October.

Ist's doch still um mich her? Nebel der Frühlingszeit  
Wähn' ich aufsteigen dort an dem Gebirgsabhang,  
Wo der feiernde Chorus  
Oft unsterblichen Jubel sang.

Und ein mahnender Geist, einsam und fürchterlich  
Steigt aus jenem Gewölk! Hör' es, Thuistone Volk,  
Worte strafender Predigt  
Ruft der einsame Geist dir zu.

Lichthell flammet der Nord, als er die Red' beginnt,  
Und zum östlichsten Gau dringt der Erleuchtung Stral,

Meerflutgegenden zittern,  
Als er drohend die Rechte hebt.

„Bunderträumendes Volk! siehst du die Finsterniß  
Dort den Süden umziehen, furchtbar wie Höllennacht?  
Ist des schrecklichen Traumes  
Unglücksfeliger Schau'r dir fremd?“

„Irthum hältte dich lang', grause Verwüstung schritt  
Rühn einher in der Nacht, und im Gefolg' der Tod.  
Da nahm göttlich Erbarmen  
Sich der armen Verirrten an.“

„Und ein heiliges Licht nahete dir, ein Trost  
In der Finsterniß Tief. Kennst du nicht mehr dies Schwert  
Hoher göttlicher Wahrheit,  
Das des Satanas Seele traf?“

„Und ihr liebet nunmehr wieder die Finsterniß,  
Stellt das heilige Licht unter den Scheffel hin,  
Während ihr in der Dämm' rung,  
Leere Träume des Himmels träumt.“

„Evangelisches Volk! denk der Vergangenheit.  
Geistertödtender Bahn steht aus den Gräbern auf.  
Wehe dir, wenn er waltet —  
Fluch verkündet dir Luthers Geist —!“

## 19.

### c) Die Hymne.

Keine andere Form der lyrischen Dichtkunst ist der Ode so nahe verwandt, als die Hymne; denn auch in ihr wird der Gegensatz des Unendlichen und Endlichen durch die erhöhte Stärke der Einbildungskraft lebhaft versinnlicht; auch in ihr wogen die durch diesen Gegensatz aufgeregten Gefühle der Lust

und Unlust mächtig gegen einander an; auch in ihr erscheint der dargestellte Hauptgegenstand im hohen Glanze des von dem Dichter gezeichneten Ideals; auch in ihr steht die Wirklichkeit tief unter der von dem Dichter zur ästhetischen Einheit erhobenen idealischen Welt; auch in ihr siegt zuletzt das Ideal über die Wirklichkeit, so wie das Gefühl der Lust über das Gefühl der Unlust. Dies alles hat die Hymne mit der Ode gemeinschaftlich; selbst nach der Fülle und Stärke des Tones, und nach dem Reichtume und der Mannigfaltigkeit der dichterischen Farbengebung, kann, wie schon bei der Ode bemerkt ward, zwischen Ode und Hymne kein wesentlicher Unterschied aufgestellt werden, weil die Kraft der dichterischen Darstellung und die Hochglut ihrer Farben weniger von dem Hauptgegenstande des Gedichts, als von der Individualität des Dichters, und von seinem ganz subjectiven Ergriffenseyn von dem darzustellenden Stoffe abhängt.

Behalten wir aber die gelungensten dichterischen Erzeugnisse, welche zunächst als Hymnen bezeichnet werden, im Auge; so wird die dichterische Eigenthümlichkeit der Hymne, im Gegensatze der Ode, zunächst dadurch bestimmt, daß theils zum Gegenstande der Hymne nicht, wie bei der Ode, jede metaphysische Idee überhaupt sich eignet, sondern entweder Gott selbst, oder ein allegorisches, als Gottheit personificirtes Wesen (z. B. die Sonne, die Tugend), wenigstens ein durch die Darstellung aus der Reihe des Endlichen herausgehobenes, und nach seiner höhern, übersinnlichen Kraft gefeiertes Wesen; — theils daß, nach dem in der Hymne vorherrschenden dichterischen Grundtone, weniger der Gegensatz des Unendlichen und Endli-



chen und der das Gefühl bestürmende und erschütternde Abstand des letzten von dem ersten versinnlicht, als vielmehr ein Gleichgewicht in der Schilderung und Durchführung des vorherrschenden Gefühls der Lust festgehalten, und das — durch die Schranken der Endlichkeit zum Bewußtseyn gebrachte — Gefühl der Unlust minder stark gezeichnet wird, als das Gefühl der Lust. Wenn daher auch, der höhern dichterischen Schattirung wegen, das Gefühl der Unlust, veranlaßt durch den Abstand der Wirklichkeit von der Unermeßlichkeit des Ideals, in der Hymne nicht ganz fehlen darf; so wird es doch nicht mit solcher Kraft emporgehoben und dem Gefühle der Lust gegen über gestellt, wie das Gefühl der Lust, so daß nicht nur in der ganzen dichterischen Haltung der Ton der Lust vorherrscht, sondern auch im Voraus der ästhetische Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust entschieden ist.

Was den Anbau der Hymne von den frühern teutschen Dichtern betrifft, wohin namentlich Opitz und Tscherning gehören; so gilt dasselbe davon, was bei der Ode erinnert ward, daß die von den ältern Dichtern gewählte Aufschrift nicht über den innern Charakter ihres Gedichts entscheiden konnte, und daß, erst nach den Fortschritten der Philosophie im achtzehnten Jahrhunderte, der dichterische Aufschwung in der Hymne, wie in der Ode, möglich war.

## 20.

## Beispiele von Hymnen.

## 1) von Tscherning († 1659).

Lob des Weingottes (Bruchstück). \*)

O Vater Bacchus komm, mein Geist der reget sich  
 Zu fliegen in dein Lob. Komm her, ich singe dich,  
 Du edles Blüthen-Kind. Ich mag nicht lester bleiben,  
 Da Teutschland diesen Tag sich unter dir läßt schreiben,  
 Und stellt die Feier an. Du Geber aller Lust  
 Giebst meiner Zunge Kraft, erquickest mir die Brust.  
 Ich singe noch so gut, wann du mir in die Stirne  
 Mit rechtem Maaße zeuchst. Ein nüchternes Gehirne  
 Singt etwas, so doch nicht in langer Zeit besteht,  
 Das mit dem Meister lebt, mit ihm auch untergeht.  
 Was wäre doch das Pfand des Lebens ohne dich?  
 Was hätten wir für Lust? Mit Weinen hebet sich  
 Dies kurze Leben an, mit Hoffen und mit Zagen  
 Vollführt man seine Zeit, mit Seufzen, Ach und Klagen  
 Gesegnen wir die Welt. Da hilfst kein Widerstehn!  
 Im Fall ich gut nicht will, so muß ich böse gehn.  
 Drumb handelt dieser wohl, der seiner Zeit gebraucht,  
 Der Zeit, die als ein Dampf in freier Luft ver Raucht,  
 Und reißt uns mit sich hin; der auch mit großem Herzen  
 Bleibt immer, wie er ist, verlächet Noth und Schmerzen,  
 Stirbt ab der Sterblichkeit, und härtet seinen Muth.  
 Hierzu, du Hüfte-Kind, sind deine Neben gut.  
 Du starker Liber, du entpückst uns von der Erden,  
 Du weckst die Sinnen auf, daß sie voll Geistes werden,  
 Behn allzeit über sich, bestehn wann alles fällt,  
 Und schlägen auf sie zu auch Stücke von der Welt.

---

\*) Absichtlich ist dieses Bruchstück unter die Hymnen,  
 und nicht unter die Dithyramben aufgenommen, wo-  
 hin es der Ueberschrift nach gehört hätte, weil  
 der Ton und die Haltung der dichterischen Form durch-  
 aus nicht die trunkene Begeisterung bezeichnet, welche  
 in der Dithyrambe vorherrschen muß.

Stets nüchtern seyn betrübt und martert das Gehirn,  
 Der Sinnen edles Haus. Erhitzest du die Stirne  
 Da gehn die Sorgen fort, da wandert alle Pein,  
 Da wird der Knecht ein Herr, wie schlecht er auch mag seyn.  
 Gefangne gehen los, und greife Köpfe jüngen;  
 Dank ist man reich genug, und hat an allen Dingen  
 Noch satten Ueberfluß, sorgt ganz für morgen nicht,  
 Wie mancher für sein Geld den Hals ihm selber bricht.  
 O Evan Evde, laß jenen nüchtern bleiben,  
 Dem Geld und Gut den Durst und Hunger muß vertreiben,  
 Der dich ein ganzes Jahr auf seinen Tisch nicht kauft,  
 Und wie das dumme Vieh das liebe Wasser sauft.  
 Man weiß, wie mancher ist zu einem Weibe kommen,  
 Auf die er nie gedacht, der deinen Saft genommen.  
 Wo der in Gläsern springt, da thut das Lieben wohl,  
 Da geht das Weibesvölk noch weiter, als es soll.  
 Bei der kein Kuß verfängt, kein Bitten statt will finden,  
 Läßt oftmals durch den Wein, wie keusch sie war, sich  
 binden.

Wo aber du nicht bist, da läßt die Liebe nach,  
 Sie schöpft ihre Lust aus deiner Neben Bach. —

Was grämet man sich viel? Die Sorgen, so mich  
 tranken,  
 Die will ich allzumal heut in das Weinsäß senken.  
 Nicht lebe morgen erst, wer heute leben kann.  
 Herum, trinkt eines her, die Zunge klebt mir an.

2) von-U; († 1796).

Gott der Weltenschöpfer. (abgekürzt)

Zu Gott, zu Gott flieg' auf, hoch über alle Sphären  
 Jauchz' ihm, weit schallender Gesang,  
 Dem Ewigen! Er hieß das alte Nichts gebären;  
 Und sein allmächtig Wort war Zwang.

Ihm, aller Wesen Quelle, werde  
 Von allen Wesen Lob gebracht,  
 Im Himmel, auf der Erde,  
 Lob seiner weisen Macht.

Von ihrer hohen Bahn, in jener lichten Ferne,  
 Jauchzt ihm die Sonne freudig zu.  
 Du machtest mich, du Gott! Und rings umher die Sterne,  
 Das Heer des Himmels, machtest du!  
 Sein Lob, ihr schimmerreichen Schaaren,  
 Tönt auf der dunkeln Erde nach,  
 Von Wesen, die nicht waren,  
 Und wurden, als er sprach.

Ihr Himmel, öffnet euch, daß ich bewundernd preise,  
 Wie Sonn' an Sonne friedlich glänzt,  
 Und, ewig unverwirrt im angewiesnen Kreise,  
 Doch weit gebietend, jede glänzt.  
 Umsonst, die schwindelnden Gedanken,  
 Verloren in dem großen Blick,  
 Entfliehen in die Schranken  
 Der niedern Welt zurück.

Hoch über Sonnen stand der Schöpfer, dem sie leben,  
 Und eine sah er an und sprach:  
 Der Erde hab' ich dich zur Königin gegeben;  
 Zeich sie durch sanfte Bande nach,  
 Daß du, ihr leuchtend, sie erfreuest,  
 Und sanfte Klarheit in der Nacht  
 Dem stillen Monde leihest,  
 Den ich für sie gemacht.

Wie war dir Erde nun, da dich zum erstenmale  
 Der Sonne glänzend Antlitz fand,  
 Da deine Königin, auf einem lichten Strale,  
 Den liebreizvollen Tag dir sandt?  
 Dritter Theil.

Er kam; die goldnen Locken flogen.  
 Gezähmt durch einen Blumenkranz;  
 Die jungen Stunden zogen  
 Ihn auf zum Frühlingstanz.

Du hast mit reichem Strom das Leben ausgegossen,  
 Bis in die kleinste Felsenkluft!  
 O Schöpfer! Gütigster! wie viele Stimmen flossen  
 Dir dankend in der heitern Luft,  
 Und drängten sich, in tausend Weisen,  
 Ein lieblich wild vermischtes Chor,  
 Dich, ihren Herrn zu preisen,  
 Zu deinem Thron empor.

Bald kam zur frohen Schaar der Zeuge deiner Größe,  
 Der Mensch, den du zuletzt gemacht,  
 Damit ein Wesen wär', das mit Vernunft genösse,  
 Was deine Huld hervorgebracht.  
 Geschaffen, daß er vor dir wandle,  
 Dir unterwürfig, aber frei  
 Nach weisen Pflichten handle;  
 Dich lob' und glücklich sey!

Er stammelte dein Lob mit dankbarem Gemüthe,  
 Sobald er dacht' und froh empfand,  
 Und überall dich sah, dich, o du höchste Güte,  
 Dich am bestralten Himmel fand,  
 Dich auf der blumenvollen Fläche,  
 Dich im gewürzten Myrrhenduft,  
 Im Murmeln kühler Bäche,  
 Dich in der Frühlingsluft.

Dich loben, Herr, ist' Pflicht! Dein Ruhm schallt  
 ungezwungen

Von meinem dankbarn Saitenspiel,  
 Dein Ruhm erschalle laut von aller Menschen Zungen

Bis an der Erde letztes Ziel,  
In ewig trauernden Gefilden,  
Und wo die Sonne sanft regiert,  
Und wo verbrannte Wüsten  
Sie zu dem Schöpfer fährt!

3) von Gleim. († 1803).

Die Sonne.

Hast du die Morgendämmerung gesehn?  
Hast du das sanfte Roth betrachtet, das  
Die Wiederkunft der großen Sonne dir  
Verkündigt? War's in deinem Herzen still?  
In deiner Seele heiter? da du sie  
Die große Sonne sahst, was dachtest du?  
O welche Wunder meines Gottes dort  
In dieser einen Sonne! Herz, bet' an!  
Du, meine ganze Seele, voll von ihm,  
Sing' ihm ein Lied! In jedem Sonnenstrahl,  
(Und jeder Staub empfängt den seinigen)  
In jedem glänzt und leuchtet seine Macht  
Und seine Gnade! Singet, Menschen, ihn,  
Den mächtigen und guten Gott! Wenn ihr  
In ihrem herrlich schönen Aufgang sie  
Betrachtet, dann, ihr Menschen, singet ihn,  
Den mächtigen und guten Gott! Er hat  
Mit dieser Schönheit sie geschmückt; er läßt  
Das sanfte Roth, das euch gefällt, so sanft  
Aus ihren Strahlen fallen, daß es euch  
Gefallen muß. Ihr Menschen, singet ihn,  
Den mächtigen und guten Gott! Er stellt  
Dies helle Thaugewölke vor ihren Glanz,  
Daß euer Auge, nicht geblendet, sie  
Aufsteigen seh' in ihrem Pomp! Sie geht

Er kam; die goldnen Locken flogen.  
 Gezähmt durch einen Blumenkranz;  
 Die jungen Stunden zogen  
 Ihn auf zum Frühlingstanz.

Du hast mit reichem Strom das Leben ausgegossen,  
 Bis in die kleinste Felsenkluft!  
 O Schöpfer! Gütigster! wie viele Stimmen flossen  
 Dir dankend in der heitern Luft,  
 Und drängten sich, in tausend Weisen,  
 Ein lieblich wild vermischtes Chor,  
 Dich, ihren Herrn zu preisen,  
 Zu deinem Thron empor.

Bald kam zur frohen Schaar der Zeuge deiner Größe,  
 Der Mensch, den du zuletzt gemacht,  
 Damit ein Wesen wär', das mit Vernunft genosse,  
 Was deine Huld hervorgebracht.  
 Geschaffen, daß er vor dir wandle,  
 Dir unterwürfig, aber frei  
 Nach weisen Pflichten handle;  
 Dich lob' und glücklich sey!

Er stammelte dein Lob mit dankbarem Gemüthe,  
 Sobald er dacht' und froh empfand,  
 Und überall dich sah, dich, o du höchste Güte,  
 Dich am bestralten Himmel fand,  
 Dich auf der blumenvollen Fläche,  
 Dich im gewürzten Myrrhenduft,  
 Im Murmeln kühler Bäche,  
 Dich in der Frühlingsluft.

Dich loben, Herr, ist Pflicht! Dein Ruhm schalle  
 ungezwungen  
 Von meinem dankbarn Saitenspiel,  
 Dein Ruhm erschalle laut von aller Menschen Zungen

Seit du, der leeren Nacht entsunken,  
Dein stolzes Licht von ihm gehohlt,  
Sah' es in dem Gewühl der Funken,  
Die durch den Lichtraum prunken,  
Schon manchen Stern verkohlt.

Nur deinem Urgestirn veraltet  
Kein Reiz! Mit gleicher Kraft beflammt,  
Treibt es sein großes Rad, entfaltet  
Die Zeiten, und verwaltet,  
Wie sonst, sein Mittleramt.

Und lenten aller Erden Psalmen  
Gleich nicht den Ausfluß deines Strals;  
Doch überkleidest du die Palmen  
Des Athos, wie die Halmen  
Des rauhesten Schweizerthals!

Juwel in des Erschaffers Kranze,  
Und erstes Wunder seines Hauchs,  
Du leitest, schmückst, vereinst das Ganze;  
Eins fehlt nur deinem Glanze:  
Bewußtseyn des Gebrauchs.

Du stehst im größten Wirkungskreise  
Als Sklave, der im Joche prangt.  
Beherrscher seiner kurzen Reise  
Durchs Leben, dringt der Weise,  
Wohin sein Herz verlangt.

Sey größer noch! Um deine Würde  
Vertauscht, selbst auf dem Weg ins Grab,  
Der Staubbewohner einer Hürde  
Nicht seines Lebens Bürde,  
Nicht seinen Wanderstab.

Denn bald: zu höhern Geistesproben,  
Entrückt den Prüfungen der Zeit,



Schwingt ihn die Hand, die dich erhoben,  
 Von diesem niedern Globen  
 Auf zur Unsterblichkeit.

Durch diesen heitern Blick ins Freie  
 Verliert im Nebel meiner Bahn  
 Sich keine Stunde mir; ich weihe  
 Dem Ausgang sie, und reihe  
 Sie meiner Zukunft an;

Daß, wenn ich einst zu höhern Sphären  
 Auf deinem Lichtweg übergeh',  
 Der Fruchstaub vieler guten Aehren  
 Noch in dem Thal der Zähren  
 Um meinen Hügel weh'!

### 5) von Lavater († 1801).

#### Anbetung des Unendlichen. (abgekürzt)

In stille Einsamkeit entflieh' ich!  
 Entflieh', entreiße mich den holden Winken  
 Der reizvollen Sterblichkeit — entfliehe  
 Der Gattin und dem Freund'; entfliehe  
 Der Kinder freudvollem Lächeln;  
 Von allem weg zu dir, verborgner Vater!  
 Gedanken weicht! Begierde flieh'! Steh' still  
 Für alles Sterbliche, mein Athem!  
 Denn leiser Freud' und tiefer Demuth voll  
 Gelüster's meine Seele, anzubeten  
 Den Einzigen, der ewig ist,  
 Dich, aller Geister Vater!  
 Mit jedem Athem meines Mundes,  
 Mit jedem Blicke meines Auges,  
 Mit jeder Regung meiner Menschheit anzubeten  
 Dich, meines Geistes Vater.

Nicht war ich! Nicht! Du wolltest, und ich ward!  
O aller Wesen Wesen!

Ich war — ja Ich auch war ein ewiger Gedanke  
Von dir! Du sprachst ihn aus! Da war  
Mein Ich mit jeder Kraft, mit jedem Leben,  
Die jede Zukunft, auch die fernste,  
Entwickeln wird! Ich ward, und mit mir ward  
Der Ewigkeit von dir mein ganzes Wesen  
Mit allen seinen Künftigkeiten  
Unsterblich ausgesprochen. . .

Wie bet' ich an? wo find' ich Worte  
Den anzubeten, der mich werden hieß!  
Du bist, o Wesen aller Wesen,  
Denn ich, ich bin!  
Bin! Unergründlichstes von allen  
Geheimnissen, und doch gewisfestes  
Von allem, was ich weiß!  
Sey aller meiner Lustgedanken Erster!  
Sey letztes aller meiner Lustgefühle!  
Du Gott, du bist! ich bin!

Du warst eh' meine Mutter mich gebahr!  
Eh' mich mein Vater zeugte;  
Eh' meines Vaters Vater ihn gezeugt;  
Eh' einen Sohn gezeugt der Erste aller Väter!  
Nicht ewig waren wir! Nicht Einer ist's,  
Der ist, der war, — der Frühsste ward,  
Da du sprachst: „Werde! sey der Vater  
Von Millionen Vätern und von Söhnen!“  
Du bist, nur du bist ewig! Erster! Erster!  
Denn ewig ist von uns nicht Einer!  
Du warst — du Undenkbarer! warst,  
Eh' aller Sterblichkeit urerster Vater  
Dem Rufe da stand: „Werde! Sey!“

Ich sinke tiefer vor dir hin! — Du warst,  
 Eh' aller deiner Stralensöhne frühesten  
 Mit unnennbaren Wonnen: „Liebe! Liebe!“  
 Mit jedem Stral des Augs, mit jedem Schlage  
 Des lebensvollen Herzens,  
 Erstaunet über sich, und jede Regung seiner  
 Natur dir „Liebe! Liebe!“ rief —  
 Da aller Thronen Erster aufzustreben  
 An deiner Herrlichkeiten Saum  
 Vor Milliarden Sonnenjahren  
 Die kühnen Schwingen schwang —  
 Und im Gefühle seines Seyns,  
 Und deines undurchdringlichen Vorherseyns,  
 Von Wonne trunken niedersank und schwieg;  
 Da warst du ewig schon! Nur Jünglinge, nur Knaben sind  
 Vor dir, du Ewiglebender,  
 Nur Embryonen sind der Leben frühesten;  
 Sie, die den Erdball werden sahn,  
 Ihn blühen sahn mit tausend neuen Leben;  
 Verblühen wieder, wieder aufblühen sahn  
 Den Erdenball, der mich im Unermeßlichen  
 Vor deinem Angesicht vorüberträgt. —

Was bin dann ich, was ich vor dir?  
 Unreifer Staub bin ich! Ein Tropfen nur  
 Vom Meere hingesprißt ans Ufer  
 Der Wesen, bin seit gestern nur!  
 Kaum lebend! Staub! noch kaum entsunken  
 Der Nichtempfindung!  
 Kaum sichtbar, Wesen kaum, ein Hauch,  
 Der erst hinüberzittert an die Grenze  
 Des Seyns, des Menschenlebens oder Todes.

Is bin ich dann? was ich vor dir?  
 Or dir, der ist, der war, der seyn wird!  
 Bin ich, daß mit dir ich reden,

Dir meine kindlichen Gedanken,  
 Dir meine bebenden Empfindungen  
 In Menschengsprache niederlegen darf;  
 Mit meinem mir selbst unerforschten Wesen  
 Mich nahen darf zu dir! Zu dir,  
 Ich Athmender der Erdenluft? — Wie darf ich  
 Dich, Ewiger, dich Vater nennen?  
 Doch darf ich es; o Wonne, daß ich's darf!

Dein Athem schafft und hält,  
 Dein Athem tödtet, trennt, zernichtet  
 Jetzt Sonnen, Funken jetzt! Jetzt Stern'! Jetzt Stäubchen!  
 Mit Einem Hauche hauchest du zehntausend Sonnen  
 Mit hunderttausend Erden aus!  
 Ziehst du des Athems Hauch zurück;  
 So ist der Sonnen all' kein Lichtstral mehr!  
 Kein Stäubchen mehr der Erden all'!  
 Wie Blumen an der Sonne welken,  
 Verwelken Weltsysteme dir!  
 Du nur, nur du bleibst, der du bist!  
 Dir selber ewig gleich, Jehova, namenlos!

Und was, Unendlicher, sind meine Preisgesänge  
 Der tiefsten Ewigkeiten,  
 Was gegen alle Geister, aller  
 Unsterblichkeiten Jubelharmonie?  
 Was gegen aller Lebenden und Athmenden  
 Gesänge? gegen ihrer Jubel Summe?  
 Vom höchsten aller Himmel — nieder  
 Durch alle tief're Himmel,  
 Herab durch alle Reihn von Sonnenwelten,  
 Bis auf den Erdensäugling,  
 Den Embryo, der athmet;  
 Bis auf die unsichtbaren  
 Bewohner jener tief verschloßnen Ströme  
 In jedes Laubes tausendfachen Adern!

Was gegen dieser aller Lobgesänge,  
Die Summe aller, was mein himmeltreulstes Lied  
In fernen Ewigkeiten?

Was diese ungeheure Summe,  
Was gegen dich, Unendlicher!  
Der Wesen Wesen! Erster! Letzter!  
Dich, Ewigeinziger!

Dich, Ewigunerschöpfter!

Ich stehe still, und finst' unmächtig!  
Denn ein Gedanke trifft, ein Lichtstral Gottes  
Ein Pfeil der Wahrheit  
Trifft die erkannte Seele! —

Ich neige tiefer mich;  
Die Stirne flammt; das Herz schlägt glühender;  
Du, Namenloser, du, bist jetzt schon der,  
Den mein erhabenstes, mein kühnstes Himmelslied  
Nach keinen hingeflohenen Milliarden  
Neonen je erschöpfen, je erreichen wird;  
Den, wenn auch nach Jahrtausenden  
Noch immer höher, herrlicher,  
Noch unaussprechlicher, unendlicher,  
Undenkbarer sich meine Seele denken,  
Unausempfindbarer mein Herz empfinden wird —

Du, du bist jetzt, bist jetzt schon,  
Da ich mit tiefer Ehrfurcht still,  
Ich Staub vom Staube, deinen Namen nenn',  
Mein ganzes Wesen sich vor dir, der Wesen Wesen,  
Ein Opfer niederlegt auf dem Altar der Erde —

Du bist schon jetzt, der du mir seyn wirst  
Nach tausendmal Jahrtausenden;  
Du Ewigunerreicher bist mein Vater!

6) von Fr. Leop. Graf zu Stolberg († 1819).

An die Erde. (abgekürzt)

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!  
 Sey mir gegrüßt! sey mir gesegnet im Fetergesange!  
 Sieh', o Mutter, hier lieg' ich an deinen schwellenden  
 Brüsten,

Lieg', o Grüngelockte, von deinem wallenden Haupthaar  
 Sanft umsäuselt, und sanft gekühlt von thauenden Lüften.  
 Ach du säuselst Wonne mir zu, und thauest mir Behmuth  
 In das Herz, daß Behmuth und Wonn', aus schmel-  
 zender Seele

Sich in Thränen und Dank und heiligen Liedern ergießen!

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!  
 Schwester der allerfreunden Sonne, des freundlichen  
 Mondes,

Und der stralenden Stern' und der flammenbeschweiften  
 Kometen,

Eine der jüngsten Töchter der allgebährenden Schöpfung.  
 Erde, dich liebt die Sonne, dich lieben die heiligen Sterne;  
 Dich der himmelwandelnde Mond! Sobald du vom  
 Schlummer

Dich erhebst, und Thau aus düstenden Wolken dir träufelt,  
 Sendet die Sonne dir Purpur und Gold und glänzenden  
 Safran,

Daß du bräutlich geschmückt erscheinst im Morgengewande.  
 O wie schimmerst du dann im rosigen Schleiter, mit tausend  
 Jungen Blumen umkränzt, von silbernen Tropfen um-  
 träufelt,

Und mit glänzender Binde des blauen Meeres umgürtet!

Erde, wie bist du so schön, mit Gottes Strömen gewässert!  
 Wer vermag sie zu singen? Die Zwillingshelden, den Ganges  
 Und den Indus? wer die rauschenden Wasser des Euphrats?  
 Wer den segnenden Nil, der aus ungefehener Urne

Sehne schwellenden Fluten durch sieben Mündungen aus-  
strömt?

Wer die herrschende Tiber? den heldenberühmten Eurotas,  
Welcher früh die nervige Jugend Lakoniens stahlte?

Ach, wer bringt mich hinüber auf Adlers Flügeln zu deinen  
Kollenden Meeren, du mächtigster Orellana? du Riese  
Unter den Flüssen! Dir staunen die heiligen Fluten des  
Weltmeers,

Wenn du, stark wie ein Gott, in den Ocean dich ergießest!

Aber vor allen seydt mir begrüßt im steigenden Liede,  
Vaterländische Ströme! Du edle Donau! dem Morgen  
Strömst du erröthend entgegen, und grüßest die kom-  
mende Sonne,

Wann sie flammend ihr Haupt aus purpurnen Bogen  
erhebt.

Wankende Saaten umrauschen dich jährlich, und freudiges  
Landvolk

Tanzt, mit blauen Blumen umwunden, an deinem Ges-  
tade,

Wenn der Abend auf dir mit falben Fittigen ruhet,  
Und die glänzenden Sicheln dem winkenden Abendstern  
weichen!

Dir gebührt ein etigner Gesang, o Rheinstrom! vor  
allen

Flüssen Deutschlands bist du mir werth! Dich sah ich als  
Knabe,

Wo, mit umwölker Hand, die Natur am gängelnden  
Bande,

Ueber Nebel und stürmenden Winden und zuckenden Blitzen,  
Deinen wankenden Tritt auf zackiger Felsenbahn leitet!

Zahllos sind, o Erd', und edel deine Geschenke!

Deinen Kindern geben sie Kraft und Nahrung und Freude!

Sieh', ich hoff' es zu dem, aus dessen segnendem Fußtritt  
Sonnenstralen und Rosen blühn: erlöschenden Sonnen

Und hinweltenden Rosen verleiht er ewige Jugend,  
Wann dereinst die Ströme des Lebens dem himmlischen  
Urborn  
Werden entfliehn, in Fluß' und Bäch' und Quellen  
vertheilet,  
Und die ganze Schöpfung, verkürt, Ein Himmel, ihm  
lächelt!

Erde, harre ruhig der Stunde des besseren Lebens!  
Samm! in deinem Schooſe die harrenden Kinder!  
Siehe, noch werden dich oft die wechselnden Stunden  
umtanzen,  
Dich mit blendendem Schnee und blühendem Grase noch  
kleiden!

Nimmer wirst du veralten! Im lächelnden Reize der Jugend  
Werden plötzlich erbleichen die Sonnen, die Monde, die  
Erden,

**Wann die Sichel der Zeit in der Rechten des Ewigen  
schimmern**

Und hinsinken wird, in Einem rauschenden Schwunge,  
Diese Garbe der Schöpfungen Gottes, die Wölbung des  
Himmels,

**Den wir sehn mit tausendmal tausend leuchtenden Sternen.**

7) von Rosengarten († 1818).

## An die Natur.

Ruhst und rastest' du dann nimmer, erhabene  
Große Mutter? Versiegt nimmer der Lebensquell,  
Der den Schoos dir befruchtet,

**Der die säugende Brust dir schwellt?**

Von dem matteſten Stral, welcher den Morgen färbt,  
Regt die Künftige ſich, ſchafft und zerſtört, und wirkt,  
Biſ die blaſſeſte Roſe

In den Locken des Abends weilt.





Leben, nimmer gezählt, preisen dich, Künstlerin,  
 Leben jeglicher Art, Kondor und Kolibri,  
 Straußpolype und Flußpferd,  
 Riesenmuschel und Räderthier.

Aber lauter als sie preißt dich des Menschen Geist,  
 Dich der Kante Vernunft, dich der Gesang Homers,  
 Dich der Cirkel des Newton,  
 Dich der Pinsel des Raphael.

Ahn' ich Wahrheit? Bist du jenes unendliche,  
 Unergründliche Ding, welches des Denkers Loth  
 Zu ergründen, der Hymne  
 Flug umsonst zu erfliegen strebt?

Bist du Gottheit? bist du's, welche die Myrias  
 Menschenzunge besingt, den der Mäander Zeus,  
 Den der Jordan Jehova,  
 Den Isuren der Ganges grüßt?

Schwindelnd steh' ich am Saum deiner Unendlichkeit!  
 Eines ahn' ich: ich bin deiner Unendlichkeit  
 Mitgenosse, bin Tropfe  
 Deines stiebenden Flammenborns.

In des flammenden Borns Silbergertesel fließt  
 Einst der Tropfe zurück, freut sich der Einigung,  
 Und verschmilzt in der Welten  
 Allumgürtenden Ocean.

8) von Seume († 1810).

Gebet. (abgekürzt)

Gott, Gott, den Mönch und Bonze nennet,  
 Und weder Mönch noch Bonze kennet,  
 Den man von Nation zu Nation,  
 Durch schleichenden Betrug geblendet,

In frömmelnder Verehrung schändet,  
Hier bet' auch ich, des Staubes Sohn.

Des Weisen forschender Gedanke  
Bebt ehrfurchtsvoll in seiner Schranke,  
Und blickt mit Ahnung in dein Heiligthum,  
Und stehet, wenn in ihren Kreisen  
Dich Myriaden Welten preisen,  
Anbetend still zu deinem Ruhm.

Du säest Welten aus wie Saaten,  
Und das Geheimniß deiner Thaten  
Ist blendend Licht und Harmonie und Sturm!  
Und in der Kette deiner Wunder  
Ist eine Sonne nur ein Zunder,  
Und eine Erde nur ein Wurm.

Wer kann, o Wesen aller Wesen,  
Des Schicksals große Rolle lesen,  
Auf welche du der Himmel Ordnung schreibst?  
Wer hat mit dir im Rath geseßen,  
Das ewige Gesetz zu messen,  
Nach welchem du die Sphären treibst?

Gott, in den Glanz des Lichts gehüllet,  
Gott, dessen Hauch das Weltall füllet,  
An dessen Kleid die Sonnen funkelnd stehn;  
Auf dessen Wink die Welten fallen,  
Und aus den Trümmern neue wallen,  
Und jubelnd sich in Sphären drehn:

Gott, Vater, Schöpfer, Ordner, Walter,  
Des Cherubs und des Wurms Erhalter,  
Laß nichts mir, wann die Bosheit teuflisch glozt,  
Laß nichts mir meinen Kinderglauben  
An deine Vatergüte rauben,  
Der aller Bosheit Giften trozt.

Ich bin, kann ich in Hypothesen  
Gleich nicht das große Räthsel lösen,  
Ich bin ein Funke deiner Ewigkeit;  
Und mein Gefühl mit Feuerschwingen  
Kann auf zu deiner Größe dringen  
In seines Werthes Trunkenheit.

Laß mich nicht, wenn mein Busen wüthet,  
Und Lasterung und Wahnsinn brütet,  
Im hohen Wahnsinn deine Weisheit schmäh'n;  
Ich stehe blind am großen Spiele,  
Und kann hinab zum fernen Ziele  
Nicht mit dem schwachen Auge sehn.

Laß mich nicht, wenn mit Hohngelächter  
Des Rechtes rechtliche Verächter  
Der Tugend kaum den Götterwerth verzeihn,  
Laß mich nicht, wenn des Elends Knaben  
Umsonst nach Futter schrein, wie Raben,  
Durch Lasterung die Zung' entweihn.

Laß mich nicht, wenn Hyänenhorden  
Provinzen zur Verwüstung morden,  
Und jubelnd über Menschentrümmern gehn,  
Laß mich nicht unter Menschenteufeln  
An deiner Vaterhuld verzweifeln,  
Wenn Höllengeister mich umwehn.

So laß den Zweifel in mir stürmen,  
Und Nacht auf Nacht sich um mich thürmen,  
Und alle Sinne sich im Schwindel drehn;  
Ich will, o Gott, die Hände falten,  
Und mich an dich im Sinken halten;  
Und sinkend werd' ich nicht vergehn.

Es sollen mich nicht Widersprüche,  
Nicht infulirter Männer Glücke,  
Dritter Theil.

Nicht Edda, Vedam, und nicht Alkoran,  
 Nicht Bibel, und nicht irre Weisen  
 Von meiner Felsenwarte reißen,  
 Auf der ich sicher harren kann.

Aus deiner Hand gehn Orionen;  
 Du hauchst der Geister Millionen  
 Mit Götterkräften hin in ihre Bahn,  
 Und zündest, wann die Geister zagen,  
 Aus Mitternacht zu Sonnentagen  
 Gewiß die Fackel wieder an.

Aus Tod und Grab bricht meinen Blicken  
 Dann unter himmlischem Entzücken,  
 Gewiß der Ordnung Morgenlicht zuleht;  
 Dann tauch' ich mich in jene Kreise  
 Der Welten, wann zur Weltenreise  
 Aurora mir die Füße neht.

## 21.

## a) Die Dithyrambe.

Die Dithyrambe gehört zu der dichterischen Form der Hymne, unterscheidet sich aber von derselben durch zwei wesentliche Merkmale, theils in Hinsicht des Gegenstandes, theils in Hinsicht des lyrischen Tones und der ganzen Haltung und Durchführung desselben. Denn wenn die Hymne die Gottheit selbst, oder jeden als göttlich gedachten Gegenstand feiert; so ist der Gegenstand der Dithyrambe ausschließlich der Wein und der Gott des Weines; kein anderes, unter göttlichen Eigenschaften dargestelltes, Wesen kann der Stoff der Dithyrambe werden. Allein noch schärfer unterscheidet sich die Dithyrambe von der Hymne durch den in ihr

vorherrschenden eigenthümlichen Ton des Gefühls, und oft selbst durch die regellose Form der Darstellung. Denn es ist der Ton einer trunkenen, oder nahe an die Trunkenheit hinstreifenden Begeisterung, welcher in der Dithyrambe vorherrscht, und als Folge einer vorhergegangenen sinnlichen Berausung durch den Genuß des Weines sich ankündigt, woraus von selbst die fecke Auswahl üppiger Bilder, der Gebrauch gewagter Gleichnisse, ungewöhnlicher Ausdrücke, und das Vorhandenseyn kühner Sprünge in Hinsicht der Folge und Verbindung der aufgestellten Ideen, Bilder und Gefühle sich erklären läßt. — Obgleich Ursprung und Benennung der Dithyrambe griechisch ist; so haben sich doch keine Gesänge dieser Art aus dem Alterthume erhalten, und nur die Nachrichten davon sagen aus, daß die Dithyramben bestimmt waren zur Verherrlichung des Bacchus an den ihm geheiligten Festen, so wie sie an diesen Tagen während eines wilden und regellosen Tanzes abgesungen wurden. — Bei der Wiedererweckung der Dithyramben von den neuern Dichtern mußte nothwendig der Anstrich der griechischen Dertlichkeit und Eigenthümlichkeit wegfallen. Willamov, Blum, Mahler Müller, Joh. Heincr. Voss, Schiller, Kuhn u. a. haben unter den Deutschen gelungene Dithyramben aufgestellt. Sie haben gefühlt, daß die Betrunkenheit an sich nie ästhetisch seyn, mithin auch nicht in einer schönen Form dargestellt werden kann, daß aber wohl der Uebergang von dem völlig nüchternen Bewußtseyn zu dem Zustande des begeisternden Rausches eine ästhetische Darstellung verstattet, wodurch Gefühl und Einbildungskraft mächtig bewegt werden, ohne doch dadurch im Leben selbst die Mittellinie

des Schicklichen und in der dichterischen Schilderung die ästhetische Einheit der Form zu verletzen.

Soll daher die Dithyrambe dem Gesetze der Form entsprechen; so darf sie zwar die schulgerechte Form eines bestimmten Sylbenmaases überschreiten, und mit Willkühr, selbst ohne die innere nothwendige Folge des dargestellten Gefühls, sich bewegen, weil dieses Gefühl durch den Genuß des Weins über die Ankündigung der Gefühle im nüchternen Zustande hinaus gesteigert wird; nie darf sie aber gegen die Richtigkeit und gegen die Schönheit der Form überhaupt verstoßen, weil sie sonst auf Gefühl und Einbildungskraft des wohlthuenden Eindrucks nothwendig ermangelt.

## 22.

## Beispiele der Dithyrambe.

## 1) von Willamov († 1777).

## Bacchus und Ariadne. (abgekürzt)

Jubel, Jubel, Jubel!

In wilder wüster brausender Fröhlichkeit

Dir von uns gesungen, Vater Evius

Unter orgischen Hochzeitfesten!

Da hüpfen die weingebirgigen Inseln alle

Unsern hohen Gesängen nach,

Und rauhe Felsen in Wonne.

Die Nereiden in gesalzner Fluth

Tanzen uns nach in Hochzeitreigen,

Und Aeols tausendstimmige Heere

Singen trunkne Hymenden.

Welche Taumelfeste, ihr Baunen!

Er, auf dessen Stirn

Ewige Jugend aufblühet,  
 Und auf der vollen Wange  
 Götterglanz purpurfarbig  
 Um die Honiglippen sich ergießt,  
 Drückt an die Götterbrust voll Blut,  
 Eine süße Belohnung schwerer Thaten,  
 Ariadnen, von Cytheren ihm erkohren,  
 Seit er mit uns von den Triumphen  
 Ueber die östliche Welt zurücke kam.

Jubel, Jubel ihm! —  
 Ho! ihr Faunen, wo find wir?  
 Wo die Naxischen Weinberge? —  
 Schöpferisch erhebt sich sein Thyrsus.  
 Plötzlich hochgewölbte Lauben an Lauben  
 Von Jasmin und Myrthen: und Rosengebüsch  
 Kunstreich ein weiter Pallast um uns  
 Mit Brautteppichen rund umzogen.  
 Weiße Schläuche vom Lebenssaft schwellend.  
 Und Kelch an Kelch auf Purpurdecken  
 Alle mit frischen Blumengehängen bekränzt.  
 Er, Bacchus, unser Vater will so  
 Sein Hochzeitmahl feiern!

Schaut, Bacchanten, das lockre Rosengewölke  
 Und den lazurn purpurbefleideten  
 Goldumstralten Wagen  
 Von zärtlichen Tauben leichtschwimmend gezogen!  
 O! der unnennbaren Wonne,  
 Die schnell durch alle Empfindung rauscht  
 Bei diesem unausbildlichen Anblick  
 Der Paphischen Fröhlichkeitsstifterin,  
 Die mit ihrem lachenden Gefolge  
 Ambradustend herabschwebt.  
 Die Amorn flattern vor ihr her,



Und gaukeln lüſtern  
 Um die buntfarbigen Lauben  
 Und fröhliche Roſen- und Roſmarin-gebüſche.

Kommt in unsre Reigen,  
 Götter der Fröhlichkeit, kommt!  
 Seht ihr, wie Vater Lenäus  
 Wolluſtlächelnd von Aphroditens Hand  
 Die ſchöne Braut empfängt,  
 Und Hochzeitſackeln ihm feſtlich lodern?  
 Ein Sternendiadem ſetzt Paphia  
 Der Götterbraut aufs ſtralende Haupt,  
 Und ewig zu ihrer Vermählung Gedächtniß  
 Wird von des hohen Aethers Gewölben  
 Dieſe Sternenkronen ſchimmern.

Auf dem furchtbaren Adler ſanft daher gewiegt,  
 Majestätischer Ernſt im ſchwarzen Auge  
 Und auf der gebieteriſchen Stirn, —  
 Neigt euch zur Erde, ihr Bacchanten und Mänaden! —  
 Der Donnerer erſcheint, unſers Vaters  
 Freudenfeſte zu feiern;  
 Und mit ihm auf Silbergewölkewagen  
 Die blauäugigte Panzerbegürtete Pallas,  
 Und der Kriegsempörers im eiſernen Gewande,  
 Und Phoëbus der Geſängegebieter,  
 Und alle Himmlischen kommen hernieder.

Zehnfach, zehnfach laßt  
 Eure Jubellieder ſchallen, Faunen, Satyrn und Nymphen!  
 Dem kommenden Götterchor  
 Und Lyäens Liebe heilig!  
 Um die Myrthen umflochtenen Ufer  
 Mit Amorn und Grazien Hand in Hand  
 Tanzen wir, tanzen wir, Evoe!  
 Lauter müßt ihr Pauken lärmern!

Feierlicher ihr Zinken und Pfeifen tönen!  
Höher ihr brausenden Meereswogen toben! —

Aber — laßt mich,  
Süßlächelnde Amors, laßt mich  
Meine trunkenen Rundetänze vollenden!  
Faunen, helft mir! helft mir, ihr Nymphen!  
Mit Blumenketten gefesselt  
Werde ich euern Kreisen entrückt. —

Wunderthätige Götter!  
Wo — wo bin ich hin?  
Vom Manadentaumel erwacht  
Fühl' ich mein Herze nicht mehr. —

Ho! Cypern! — Sey mir gegrüßt!  
Wollustathmendes Cypern!  
Der schaumgebohrnen Entzückungsschafferin  
Dreimal glückliches Vaterland!  
Bonneduftend um und um  
Aus tausend Blumengefilben,  
Die Busch an Busch der Liebesgöttin  
Ihre Opfergerüche weihen! —

O diese Holdin, die ihr da  
Mit Rosen geschäftig umflechtet,  
Laßt mich von eurer wohlthättgen Hand,  
Holde Liebesgötter, empfangen!  
Bei Paphos und Knidos Heiligthum,  
Und eurer Mutter mächtigem Zaubergürtel selbst,  
Schwör' ich, euch Göttern der Zärtlichkeit  
Geweihet zu seyn! — Da ward mir  
Von der Amorn freudeberauschter Schaar,  
Feierlich mit Brautblumen geschmückt,  
Daphne unter Gesängen zugeführt.  
O des süßen Zärtlichkeitstaumels,  
Als ich sie also empfing!

An ihrer Hand will ich, —  
 Verzeih' es mir, trunknes Getümmel  
 Epheu- und Nebenbekränzter Bacchanten —  
 In süßerer Trunkenheit  
 Den Göttern der Bärtlichkeit heilig seyn.  
 Und du, Vater Dionysus, der selbst,  
 Von Ariadnens Reizen bezwungen,  
 Der Schönheit und Liebe huldigt,  
 Verzeih, ich kann nicht,  
 Ich kann nicht mehr euch folgen.  
 Hier ist mein Thyrsus  
 Und die Epheutrone zurück!  
 Rosen und Myrthen und Jasmin  
 Wallen jetzt um das gesalbte Haar!

## 2) von Blum († 1790).

Ich fühl', ich fühle deine Feuer,  
 Du göttlicher Totayer,  
 Du königlicher Wein!  
 Reich mir die mächt'ge Leier;  
 Es sollen seine Feuer  
 Unsterblich seyn!

Unsterblich seyn? —  
 So nehmt sie nur zurück die Leier,  
 Und schenkt noch einmal ein;  
 Es sollen seine Feuer  
 Durch Thaten ewig seyn!  
 Ich will, ich will verlebte Kriege,  
 Mir sagt die Hoffnung süßer Siege:  
 Ich werd' ein Cäsar meiner Zeiten seyn!

Ja, seht, dort taumeln Liebesgötter,  
 Berauscht von meinem Wein,  
 Und streuen Rosenblätter,

Und pflanzen einen Myrthenhain.  
 Soll dies mein Schlachtfeld seyn;  
 So eilt nicht, blanke Waffen,  
 Ihr Knaben, mir zu schaffen,  
 So bringt nicht Schild und Speer;  
 Bringt rasche Kämpferinnen her,  
 Bringt mir die braune Doria,  
 Die kriegerische Ehlora,  
 Und Lauren und Nerinen,  
 Und alle, die mein Herz verdienen!  
 Denn sonst, ihr süßen Kinder,  
 Kann ich auf solchen Wein  
 Kein würd'ger Ueberwinder,  
 Kein Cäsar meiner Zeiten seyn!

3) von Fr. Adolph Kuhn.

Vor dem Kaufe.

O goldne, süße Neben,  
 Ihr träufelt Himmelslust,  
 Ein neues bessres Leben  
 In froher Becher Brust.  
 Was Weise nicht erringen,  
 Was Dichter nicht ersingen,  
 Erfliegt auf Sonnenschwingen  
 Der Adler: Trunkenheit.

Was kümmert seine Flügel  
 Des Ruhmes Gängelband,  
 Der Wünsche starrer Hügel,  
 Der Zukunft Nebelland;  
 Was kümmert seine Lippe  
 Der Wissenschaften Krippe,  
 Wo ärmliche Gerippe  
 Bei Folianten stehn.

Er fliegt durch Orionen  
Mit glühendem Gesicht,  
Und hohlt um Myrihenkronen  
Der Alltagsliebe nicht.  
Im Taumel höh'rer Wonne  
Umarmt er Baum und Sonne,  
Und hohlt aus voller Tonne  
Sich Lieb' und Sympathie.

In Einem langen Zuge  
Trinkt er Vergessenheit,  
Und löscht vom Aschenkrüge  
Das Wort: auf Ewigkeit.  
Bekränzt mit Nebenblättern  
Wird er den Mond erklimmen,  
Und über Donnermatten  
Mit frohem Auge sehn.

Drum trinkt die goldenen Neben,  
Die uns zu Adlern weh'n,  
Und laßt uns höher schweben,  
Und mehr als Menschen seyn.  
Laßt uns das arme Denken  
An Aermere verschenken,  
Und hin den Fittig lenken,  
Wo Denken Thorheit wird.

Dort necken keine Berge  
Des Wandrers raschen Gang,  
Dort modern keine Särge,  
Lauscht kein Strenessang;  
Der Freude vollste Trauben,  
Die Götter uns erlauben,  
Darf uns kein Dönje rauben,  
Der Götter Mißverstand.

Dort rauschen Himmelsbäume  
Mit Blüthen überschneit,  
Dort blüht am zarten Reime  
Die Allzufriedenheit,  
Dort sind der Väter Hallen,  
Und ihre Schatten wallen  
Mit frohem Wohlgefallen  
Den frohen Söhnen zu.

23.

e) Die Rhapsodie.

Die Rhapsodie, die als besondere Form der Dichtkunst wenig angebaut worden ist, unterscheidet sich von der Ode und der Hymne weder durch die Verschiedenheit des dargestellten Gegenstandes, noch durch die Verschiedenheit des in der Rhapsodie vorherrschenden Tones des Gefühls; denn alle Gegenstände, welche in der Ode und Hymne dargestellt werden können, eignen sich auch als Stoffe für die Rhapsodie, und dieselbe Stärke, Innigkeit und Glut des Gefühls kann eben so in der Rhapsodie geschildert werden, wie in der Ode und Hymne. Allein dadurch unterscheidet sich die Rhapsodie wesentlich von der Ode und Hymne, daß in derselben entweder der dargestellte Gegenstand, wegen seiner Unermeßlichkeit und wegen der durch ihn hervorgebrachten allzustarken Erschütterung des Gefühlsvermögens und der Einbildungskraft, nicht gleichmäßig und erschöpfend durchgeführt, sondern blos in allgemeinen, unter sich nicht streng zusammenhängenden Umrissen verzeichnet, oder, eben wegen der aufgeregten Fülle des Gefühls und der Einbildungskraft, kein bestimmtes Metrum in der dichterischen

Form festgehalten wird. In dieser letzten Hinsicht nähert sich die Rhapsodie der Dithyrambe, die ebenfalls nicht selten in einem willkührlichen Sylbenmaasse sich bewegt; doch hat die teutsche Literatur auch Rhapsodien mit bestimmt festgehaltenen Sylbenmaassen.

## 24.

## Beispiele der Rhapsodie.

## 1) von Ramler († 1798).

Allgemeines Gedicht  
(von Ramler selbst in der Ueberschrift: Rhapsodie genannt).

Su dir entfliegt mein Gesang, o ewige Quelle des Lebens!

O du von den Lippen dankfagender Wesen Jehova begrüßet,  
Und Oromazes und Gott! gleich groß im Tropfen des Thaues,

Der hier vom Grafe rollt, gleich groß in der Sonne,  
die rastlos

Rund um sich an goldnen Seilen glückselige Welten herumführt;

Im Birm, der etnen bestäubten Erntetag lebt, und im Cherub,

Der alle Naturen durchforscht seit seiner undenklichen Jugend,

Und viele Glieder bereits an der Kette der Wesen verknüpft sieht,

Er selbst der oberste, doch in deiner Größe versinkt,  
(Wie soll ich in menschlicher Rede den Kindern der Erde  
Dich nennen?)

O deines unendlichen Weltraums allbelebende Fülle! —

Mit Schauern versenkt sich in ihn mein Geist in den  
 Tempeln der Wälder,  
 Auf himmelanstrebenden Felsen, am Rande der krausenden  
 Tiefe;  
 Und o, wie verschwindet mir dann die sinnliche Freude!  
 wie werden  
 Mir alle Begierden erhöht! — Du Weltgeist, hier steh'  
 ich, verloren,  
 Auf einem Staube des Ganzen, und breite die Hände  
 zu dir aus;  
 Erhältst Du, wann einst dies zarte Gewebe des Leibes  
 sich auflöst,  
 Ein höheres Antheil von mir; so soll die Bewundrung deiner  
 Mein langes Geschäfte verbleiben, mein länger Gesang. —

2) von Rosgarten († 1818).

An die untergehende Sonne.

Sonne du sinkst!

Sonne du sinkst!

Sink' in Frieden, o Sonne!

Still und ruhig ist deines Scheidens Gang,  
 Rührend und feierlich deines Scheidens Schweigen.

Behmuth lächelt dein freundliches Auge;

Thränen entträufeln den goldenen Wimpern;

Segnungen strömost du der duftenden Erde.

Immer tiefer,

Immer leiser,

Immer ernster und feierlicher

Sinkst du die Lüfte nach.

Sonne du sinkst!

Sonne du sinkst!

Sink' in Frieden, o Sonne!

Es segnen die Völker,



Es säufeln die Lüfte,  
 Es räuchern die dampfenden Wiesen dir nach;  
 Winde durchrieseln dein lockiges Haar;  
 Bogen fühlen die brennende Wange;  
 Best auf thut sich dein Wasserbett —

Ruh' in Frieden!

Schlummr' in Wonne!

Die Nachtigall flötet dir Schlummergesang.

Sonne du sinkst!

Sonne du sinkst!

Sink' in Frieden, o Sonne!

Schön sinkt sich's nach den Schweiß des Tags,

Schön in die Arme der Ruhe,

Nach wohlbestandenem Tagewerk.

Du hast dein Tagewerk bestanden,

Du hast es glorreich vollendet,

Hast Welten erleuchtet und Welten erwärmt;

Den Schoos der Erde befruchtet,

Die schwellenden Knospen geröthet,

Der Blume Kelch geöffnet,

Die grünen Saaten gezeitigt,

Hast Welten gesäugt und Welten erquickt —

Geliebt und Liebe geerntet,

Gesegnet, und rings mit Segnungen

Dein rollendes Haar betränzt.

Schlummre sanft

Nach dem Schweiß des Tags;

Erwache freudig

Nach verjüngendem Schlummer!

Erwach' ein junger freudiger Held!

Erwach' zu neuen Thaten!

Dein harret die lechzende Schöpfung;

Dein harren Au'n und Wiesen;

Dein harren Vögel und Heerden;  
 Dein harrt der Wandrer im Dunkeln;  
 Dein harrt der Schiffer in Stürmen;  
 Dein harrt der Kranke im Siechbett;  
 Dein harrt der Wonnen seligste:  
 Die Wonne zu lieben und zu werden geliebt;  
 Der Seligkeiten unaussprechlichste,  
 Die hohe vergötternde Seligkeit: wohlzuthun.  
 Sint' in Frieden!  
 Schlummr' in Ruhe!  
 Erwach' in Entzückungen, Sonne!

25.

f) Die Elegie.

Wenn die Elegie dadurch der Ode sich nähert, daß in ihr, wie in der Ode, das gemischte Gefühl der Lust und der Unlust, der Wonne und der Wehmuth, sich ankündigt, bis zuletzt, im Augenblicke der ästhetischen Vollendung des dichterischen Erzeugnisses, das Gefühl der Lust über das Gefühl der Unlust triumphirt; so unterscheidet sie sich doch wesentlich von der Ode theils durch die Art und Weise, wie sie den Gegenstand auffaßt und darstellt, der das gemischte Gefühl der Wonne und Wehmuth in dem Gemüthe des Dichters anregte, theils durch die Milde des in der Elegie vorherrschenden Tones der dargestellten Gefühle, so wie durch die sanftere Farbengebung in Hinsicht der von dem Dichter gezeichneten Bilder. Der ästhetische Charakter der elegischen Begeisterung ist nämlich die süße Wehmuth, welche aus der Verschmelzung der gleichmäßig aufgeregten Gefühle von Lust und Unlust entsteht. In diese wehmüthige Stimmung wird aber das Ge-

müth versetzt, wenn es mit ungetheiltem Interesse ein Gut sich vergegenwärtigt, das es entweder nie zu erreichen befürchtet, oder dessen Besitz und Genuß es vergeblich erstrebte, oder bereits wieder verloren, und wo dennoch, durch die von der Einbildungskraft bewirkte idealische Versinnlichung dieses Gegenstandes, das Entzücken bei der Betrachtung desselben, oder die Sehnsucht nach demselben, oder die Erinnerung an die ehemals im Besitze desselben genossene Seligkeit, das Gefühl der Lust, freilich bald stärker, bald schwächer, ein Uebergewicht über das Gefühl der Unlust behauptet, wodurch die dichterische Begeisterung vermittelt wird, in welcher die Elegie entsteht. Die hohe dichterische Wirkung der Elegie beruht daher auf dem Verschmelzen der Gefühle der Wonne und der Wehmuth bis zum endlichen Uebergewichte des Gefühls der Lust über die Unlust, ein Uebergewicht, das entweder aus der erhöhten Vergegenwärtigung und idealischen Versinnlichung des Gutes selbst, oder aus der von der Einbildungskraft bewirkten Erneuerung der ehemals im Genuße desselben gefühlten Seligkeit, oder aus der Thätigkeit der Einbildungskraft, den Genuß und Besitz desselben in die Zukunft zu versetzen, oder aus dem mächtig aufgeregten Bewußtseyn, dieses Gut verdient, und ohne eigene Schuld verloren zu haben, oder aus dem zur ästhetischen Einheit erhobenen Bilde von der Größe des mit dem idealisch gezeichneten Gute verbundenen Genusses entspringt. Nur in dieser Stimmung des Gemüths entsteht die bezaubernde Form der Elegie, an deren Hervorbringung die Ideale der Einbildungskraft eben so vielen Antheil haben, als die erhöhte Sinnlichkeit und die im Gefühlsvermögen gegen einander ankäm-

pfenden und allmählig mild in einander verschmelzenden Gefühle der Wonne und der Wehmuth. Deshalb herrscht auch im Tone der Elegie die Wehmuth des Unvermögens, den ersehnten Gegenstand entweder in der Gegenwart überhaupt nicht zu besitzen, oder ihn bereits verloren zu haben, oder ihn nie besitzen zu können. Diese Wehmuth des Unvermögens ist Ton der Trauer, allein nicht von der Art und Stärke, wie in der Ode, wo das Gefühl der Unlust aufgeregt wird von dem wahrgenommenen Gegensatz der Beschränkungen des Endlichen gegen das Unendliche. Zugleich vergesellschaftet sich mit diesem Tone der Trauer der Ton der Freude an dem Gegenstande selbst, der nicht, wie in der Ode, als unendlich, wohl aber unter dem milden Glanze des Ideals erscheint, welches jedesmal das gebildete Wesen mit hoher Sehnsucht und mit dem Verlangen nach dessen Erreichung und Verwirklichung erfüllt. So kündigt sich im Tone der Elegie eine milde Schattirung der Gefühle an, wodurch für das Bewußtseyn zwar keine bleibende (weil ein gemischtes Gefühl kein bleibender Zustand seyn kann), aber eine unendlich süße Stimmung vermittelt wird.

Der in der Elegie in den Mittelpunkt gestellte Gegenstand kann entweder sittlich und religiös seyn, oder er kann, in den Schilderungen der Liebe, der Freundschaft und der irdischen Güter überhaupt, die Farbe der geläutertsten und vollendetsten Sinnlichkeit an sich tragen. Von selbst versteht es sich, daß die grobe Sinnlichkeit von der Elegie ausgeschlossen wird, weil sie keiner idealischen Darstellung fähig ist; allein alle, mit den Gesetzen der Vernunft und mit den geläutertsten Gefühlen der Sittlichkeit vereinbaren Gegenstände

des wirklichen Lebens eignen sich für die Darstellung in der Elegie. (So z. B. Schillers Ideale; Matthiassons Elegie in den Ruinen eines Bergschlosses geschrieben; seine Kinderjahre; sein Genfersee etc.) Gleichmäßig gebietet die Elegie über die Kreise der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; oft findet sie die Gegenwart zu arm, wenn sie dieselbe mit Vergangenheit und Zukunft zusammenstellt; oft hält sie die Zukunft an den Spiegel der Vergangenheit, und erhebt die letztere über die erste; oft vergleicht sie auch die Armuth der Vergangenheit mit den in der Zukunft bevorstehenden Genüssen, die sie im Zauber ihrer Bilder im Voraus zum Daseyn ruft. Nur die Gegenwart verliert jedesmal in der Elegie bei der Zusammenstellung mit Vergangenheit und Zukunft; in der Gegenwart hat nichts Reiz, als die eben aufgeregte individuelle Stimmung des Dichters selbst, dessen Wehmuth entweder an den Farben der Vergangenheit, oder an den Bildern der Zukunft hängt.

Daß die Elegie zur lyrischen Dichtkunst gehört, ist dadurch entschieden, daß die Gegenstände, die sie schildert, unmittelbare Gefühle, und weder Gefühle, durch Ideen der Vernunft veranlaßt, noch Gefühle sind, die durch Thatfachen und Vorgänge in der Wirklichkeit angeregt werden. Vom Liede unterscheidet sich die Elegie, daß jenes den Ton einer reinen Freude, diese den Ton einer mit Wehmuth gemischten Freude enthält, weshalb denn auch, aus der religiösen Dichtkunst, alle sogenannten Bußlieder, Sterbelieder u. a. (§. 14.), nach ihrem dichterischen Charakter zur Elegie, und nicht zum Liede gehören. Wie die Elegie, dem Stoffe und dem Tone nach, verschieden von der Ode sich ankündigt,

ist bereits erinnert worden; desto mehr nähert sie sich aber der Heroide, theils nach der Darstellung des gemischten Gefühls der Lust und Unlust, theils nach der beiden gemeinschaftlich milden Farbengebung und nach der Durchführung des in ihnen vorherrschenden Grundtones des Gefühls. — Zur Einseitigkeit würde es führen, wenn man die äußere Form der Elegie entweder an abwechselnde Hexameter und Pentameter, oder, wie bei den ältern teutschen Dichtern, an das schwerfällige und ermüdende alexandrinische Versmaas binden wollte; vielmehr eignet sich jedes, dem Charakter der lyrischen Form überhaupt angemessene, Metrum auch zur Darstellung der Elegie. — Wenn gleich bereits griechische und römische Dichter die Elegie anbauten; so stehen doch, unter den gebildeten Völkern der neuern Zeit, die Teutschen, in Hinsicht der Elegie, über den Britten, Franzosen und Italienern, theils nach der Mannigfaltigkeit und dem Reichthume der elegischen Form, theils nach der Innigkeit, Wärme und Zartheit des idealisirten Gefühls. (v. Haller, v. Kleist, v. Göthe, v. Schiller, Klopstock, Hölty, v. Herder, Heydenreich, Jacobi, v. Stolberg, Rosengarten, Voß, v. Matthisson, v. Salis, Manso, Tiedge u. a.)

## 26.

## Beispiele der Elegie.

## 1) von Drollinger († 1742).

## Herbstgedanken.

Der schwüle Sommer ist verschwunden,  
Die Sonne läuft der kühlen Wage zu;

Die Erde neiget sich zur Ruh  
 Nach ihren arbeitsvollen Stunden.  
 Ihr bunter Schmuck wird bloß' und alt,  
 Und, was sich nächst im Flor befunden,  
 Verändert Farben und Gestalt.  
 Der Himmel trübet sich. Es haucht ein frischer Duft  
 Gleich einer kühlen Abendluft,  
 Und will des Jahres Abend kühlen.  
 Der Bäume Zierath weicht; die leichten Winde spielen  
 Mit dem entlaubten Schmuck! O welch ein Unbestand!

Doch nein, ich kenne deine Hand,  
 Du großer Schöpfer und Erhalter!  
 Des Laubes Schirm, die schattenvolle Wand,  
 Die ihrer Früchte zartes Alter  
 Vor Hitz' und Sturm in Sicherheit beschloß,  
 Hat nun die treue Hut vollendet,  
 Da der verwahrte Schutz gezeitigt und geendet;  
 Drum fällt sie weg, und stellt ihn frei und bloß.  
 O reicher Schatz, den wir bewundern müssen!  
 Schau, wie die süße Last die schwanken Nester beugt!  
 Es scheint, als wollten sie die werthe Mutter küssen,  
 Die Mutter, welche sie gezeugt.  
 Der Blätter Schmuck, der allgemach verfliehet,  
 Erscheinet nun noch eins so prächtig.  
 Die schlankte Rebe steht an Frucht und Zierath trüchsig.  
 Schau, wie sie ihre grüne Pracht  
 Mit Gold und Purpur ausgestickt;  
 Wie sich ihr sterbend Laub zu guter Letzt schmücket,  
 Und seinen Abschied herrlich macht.

Wie aber? welch betrübt's Bild  
 Erblick' ich voller Scham und Schanden!  
 Ich Armer, ach! mein Herbst ist auch vorhanden,  
 Mein Sommer ist bereits erfüllt!

Wie darf ich, Höchster, vor dir stehn,  
Und mein beschämtes Haupt zu deinen Wolken strecken?  
Ich bin ein kahler Baum, gleich einer dürrn Hecken,  
Von keinen Früchten reich, von keiner Zierath schön.  
O wehe mir! Die Art der Rache blinket schon,  
Und dräut mir schnödem Holz mit dem verdienten Lohn!

Erbarme dich! erwecke meine Kraft,  
Du Wesen voller Huld und Liebe;  
Und fülle mich mit neuem Saft,  
Mit einem gnadenvollen Triebe,  
Eh mich dein Grimm zur Straf und Flamme rafft!  
Herr, laß mich noch in dieser Zeit,  
Obgleich mit später Frucht, zu deinem Ruhme dienen!  
So werd' ich dort in Ewigkeit  
Bei dir im Paradiese grünen!

2) von Albr. v. Haller († 1777).

Beim Absterben seiner geliebten Mariane.  
(gedichtet 1736; — abgekürzt)

Soll ich von deinem Tode singen?  
O Mariane, welch' ein Lied!  
Wann Seufzer mit den Worten ringen,  
Und ein Begriff den andern steht.  
Die Lust, die ich an dir empfunden,  
Vergrößert jeztund meine Noth;  
Ich öffne meines Herzens Wunden,  
Und fühle nochmals deinen Tod.

Ich seh dich noch, wie du erblaßtest,  
Wie ich verzweifelnd zu dir trat,  
Wie du die lezten Kräfte faßtest.  
Um noch ein Wort, das ich erbat.  
O Seele, voll der reinsten Triebe!



Wie ängstlich warst du für mein Leid?  
 Dein letztes Wort war Huld und Liebe,  
 Dein letztes Thun Gelassenheit.

Ach, herzlich hab' ich dich geliebet,  
 Weit mehr, als ich dir kund gemacht,  
 Mehr, als die Welt mir Glauben giebet,  
 Mehr, als ich selbst vorhin gedacht.  
 Wie oft, wann ich dich innigst küßte,  
 Erzitterte mein Herz und sprach:  
 Wie, wenn ich sie verlassen müßte!  
 Und heimlich folgten Thränen nach.

Im dicksten Wald, bei finstern Buchen,  
 Wo niemand meine Klage hört,  
 Will ich dein holdes Bildniß suchen,  
 Wo niemand mein Gedächtniß stört.  
 Ich will dich sehen, wie du gingest,  
 Wie traurig, wann ich Abschied nahm;  
 Wie zärtlich, wann du mich umfingest;  
 Wie freudig, wann ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefer Ferne!  
 Will ich im Dunkeln nach dir sehn,  
 Und forschen, weiter als die Sterne,  
 Die unter deinen Füßen drehn.  
 Dort wird an dir die Unschuld glänzen  
 Vom Licht verklärter Wissenschaft;  
 Dort schwingt sich aus den alten Grenzen  
 Der Seele neu entbundne Kraft.

Dort lernst du Gottes Licht gewöhnen,  
 Sein Rath wird Seligkeit für dich;  
 Du mischest mit der Engel Tönen  
 Dein Lied und ein Gebet für mich.  
 Du lernst den Nutzen meines Leidens,

Gott schlägt des Schicksals Buch dir auf;  
Dort steht die Absicht unsers Scheidens  
Und mein bestimmter Lebenslauf.

Vollkommenste! die ich auf Erden  
So stark, und doch nicht genug geliebt;  
Wie liebenswürdig wirst du werden,  
Nun dich ein himmlisch Licht umgiebt.  
Mich überfällt ein brünstigs Hoffen;  
O, sprich zu meinem Wunsch nicht nein;  
O, halt die Arme für mich offen!  
Ich eile, ewig dein zu seyn.

3) von Hölty († 1776).

Die Mainacht.

Wann der silberne Mond durch die Gesträuche blinkt,  
Und sein schlummerndes Licht über den Rasen streut,  
Und die Nachtigall flötet,

Wandl' ich traurig von Busch zu Busch.

Selig preis' ich dich dann, flötende Nachtigall,  
Weil dein Weibchen mit dir wohnet in Einem Nest,  
Ihrem singenden Gatten.

Tausend trauliche Küsse giebt.

Ueberhüllet von Laub, girret ein Taubenpaar  
Sein Entzücken mir vor; aber ich wende mich,

Suche dunklere Schatten,

Und die einsame Thräne rinnt.

Wann, o lächelndes Bild, welches wie Morgenroth  
Durch die Seele mir strahlt, find' ich auf Erden dich?

Und die einsame Thräne

Webt mir heißer die Wang' herab.

## 4) von v. Herder († 1803).

## Das Grab des Heilandes \*).

So schläfst du nun den Todesschlaf im Grabe,  
 Du junger Held, gefärbt mit schönem Blut,  
 Dein Leben war für tausend Lebensgabe,  
 Dein Tod erquickt auch Sterbende mit Muth.  
 Ruh' dann, erlöst von jedem Jammer,  
 Womit dich Menschenhärte traf,  
 In deiner stillen Kammer  
 Den schwer errungnen Schlaf.

Du aber, Freund, an diesem bittern Tage,  
 Komm, schau mit mir der Menschheit Scenen an.  
 Steh, welch' ein Mensch! betracht' ihn still, und sage:  
 Wer Menschen segnender je werden kann.  
 Komm, laß an seiner Gruft uns denken,  
 Was uns im Tod allein erfreut;  
 Aus Liebe sich zu tränken,  
 Ist süße Dankbarkeit.

In Nazareth, am Galiläermeere,  
 Wer gab dem Jünglinge den hohen Geist,

---

\*) Größtentheils ist bei dieser Elegie die ältere Ausgabe in Herders Briefen, das Studium der Theologie betreffend, beibehalten, und nicht die zweite in f. Gedichten, herausgegeb. v. J. G. Müller (Stuttg. u. Tüb. 1817) Th. 2. S. 171 befolgt worden, weil sich in derselben kaum erklärbare Nachlässigkeiten finden. Man vergleiche nur z. B. sogleich die zweite und vierte Zeile der ersten Strophe:

So schläfst du nun den Todesschlaf im Grabe,  
 Du junger Held, der schöne Dornen trug.  
 Dein Leben war für tausend Lebensgabe,  
 Dein Tod erquickt auch Sterbende mit Muth.  
 u. f. f.

Der wie entkommen schon der Erden Schwere \*),  
 Sein Reich den Himmel, Gott nur Vater heißt,  
 Und schaut, wie seine Sonne leuchtet  
 Auf Böß und Gute, wie sein Thau  
 So Ros' als Dornen feuchtet  
 Auf Einer Gottesau.

„Auf, laßt uns Kinder seyn der Vatergüte,  
 Vollkommen, wie der Herr vollkommen ist!“  
 So pflanzt' er in der Sterblichen Gemüthe  
 Unsterblichs Wesen, das sich selbst vergißt,  
 Und im Verborgnen schafft und flehet \*\*),  
 Für Menschen schafft, für Feinde fleht,  
 Still für die Zukunft säet,  
 Und still von dannen geht.

„Glücksel'ge Armen! glücklich, die da leiden,  
 In sanfter Unschuld, die Erbarmenden,  
 Die, reines Herzens, Menschen Fried' und Freuden  
 Und Mitleid reichen, und den Haß bestehn.  
 Seyd fröhlich und getrost! euch lohnet  
 Im Himmel ew'ger Trost und Lohn;  
 Der Staub, den ihr bewohnet,  
 Ist bald dem Staub entflohn \*\*\*).“

„Auf, seyd der Zeiten Licht, das Salz der Erde,  
 Ein Stern der Nacht, ein Keim der Fruchtbarkeit.  
 In euch ist Licht, damit Glanz um euch werde;  
 In euch ist Gold, das ihr den Menschen leiht.

---

\*) Hier hat die ältere Ausgabe: Erden sphäre.

\*\*) Hier hat die neue Ausgabe: schafft und betet, ohne  
 doch die drei folgenden Zeilen zu verändern, wo säet  
 nicht auf betet sich reimt.

\*\*\*) So die ältere Ausgabe. Die spätere hat:  
 Wo jeder Gute wohnet,  
 Dem Haß der Welt entflohn.

Auf! dringet durch der Steger Pforte!  
 Eng ist die Pforte, schmal der Weg,  
 Zum höchsten Freudenorte  
 Ein unbetretner Steg \*)!''

Er sprach, und ging voran die <sup>men</sup>Donnerpfade \*\*),  
 Die noch dem Sterbenden sein blutig Haupt  
 Im Kranze schmückten. Haupt, du lächelst Gnade,  
 Als hätte Ros' und Lorbeer dich umlaubt.  
 Entschlummre! — Bald wird deine Krone,  
 Siegesprangend, wie der Sterne Glanz,  
 Dem Menschengott zum Lohne,  
 Ein ew'ger Gotteskranz.

Denn, sanft wie Gott, gefällig gleich den Engeln,  
 War Güte nur und Huld sein Königreich.  
 Mitfühlend unsrer Last und unsern Mängeln,  
 Nur sich allein an Kraft und Würde gleich.  
 Einsam im lauten Weltgetümmel  
 In seine Größe still verhüllt,  
 So stralt am hohen Himmel  
 Die Sonne, Gottes Bild \*\*\*).

Und konnten dem ein Unheil Fromme stiften?  
 Die Priester, ach, ergrimmte sein Bemühn.

\*) So die ältere Ausgabe. Die spätere:  
 Der zu dem Freudenorte  
 Führt unbetreten Steg.

\*\*) So die ältere Ausgabe. Die spätere:  
 So sprach er, und ging selbst der Dornen Pfade.

\*\*\*) So die erste Ausgabe. Die spätere hat:  
 Ein Gotteseiferer ohn' Entrüsten,  
 Der, nie verhöhrend, oft beweint,  
 Was Menschen dulden mußten,  
 Ein echter Menschenfreund.

Sie riefen ihn aus ihren alten Schriften,  
Und als er kam, erwürgten Priester ihn.  
Zu schwer der Heuchelei geworden,  
Entging er ihrer Tücke nicht.  
Ihn riß der Segensorden  
Ins ärgste Blutgerüst \*).

Wie? hatt' er nicht schon lebend viel gelitten?  
Er, dessen Herz das Mitleid selber war.  
Ein zarter Sproß, um den die Stürme stritten,  
Ein Arzt, dem fremdes eignes Leid gebahr.  
„Laß diesen Kelch vorübergehen!  
Doch Vater, du hast ihn gefüllt.  
Dein Wille soll geschehen;  
Nicht ich, wie du, Herr, willst!“

Er trank den Kelch, und als nun seine Glieder  
Gefühl der Gottverlassenheit durchdrang;  
Schon drückte Nacht die matten Augenlieder,  
Des schweren Hohnes schwarze Wolke sank.  
Zerrissen war der letzten Schmerzen  
Geliebter Knote, der den Freund  
Mit Freund- und Mutterherzen  
Im Tode noch vereint;

Da blickt' er auf und sah die schönen Auen,  
Die er dem Sünder Mitleidsvoll verhieß.  
„Gedenk' an mich, und laß dein Reich mich schauen;  
„Heut sollst du's schaun, der Freuden Paradies.“  
„Empfang' in deine Vaterhände  
Den matten Geist — es ist vollbracht!“  
Da kam sein stilles Ende,  
Sein Auge brach in Nacht. —

---

\*) Diese ganze kräftige Strophe fehlt in der neuen Ausgabe.

Nicht Thränen, Freund, ein Leben ihm zu weihen,  
 Wie seines, das nur ist Religion.  
 Was ihn erfreute, soll auch uns erfreuen,  
 Was er verschmähte, sey uns schlechter Lohn.  
 Mit Güte Bosheit überwinden.  
 Undank der Welt, wie er, verzeihn,  
 Im Wohlthun Rache finden,  
 Soll Christenthum uns seyn!

5) von Joh. Georg Jacobi († 1814).

### Die Linde auf dem Kirchhofe.

Die du so bang den Abendgruß  
 Auf mich herunter wehest,  
 Zur Wolke schwebst, und mit dem Fuß  
 Auf Todtenhügeln stehst,  
 O Linde! manche Thräne hat  
 Den Boden hier genezet,  
 Und Menschenjammer, blaß und matt,  
 Auf ihn sein Kreuz gesetzt.

Die auf dem einen Hügel hier  
 Geweint um ihre Lieben,  
 Die birgt ein andrer neben dir;  
 Und ihrer wenig blieben.  
 Sie schlafen. Ach! um ihr Gebein  
 Verhallet schon die Trauer;  
 Du Linde rauschest ganz allein  
 In athemlose Schauer.

Bergebens läßt auf kühles Grab  
 Dein Zweig die Blüthe fallen;  
 Bergebens tönt von dir herab  
 Das Lied der Nachtigallen;  
 Sie schlummern fort; du aber schlägst  
 In modervolle Gräfte

Die Wurzel, schmückest dich, und trägst  
Empor die Blüthendüfte.

Auf Erden sieht man immer so  
Den Tod ans Leben grenzen;  
Doch ewig kannst du, stolz und froh,  
Die Aeste nicht befränzen.  
Es trocknet schon der Jugend Saft  
In dir; Verwesung winket,  
Bis endlich deine letzte Kraft  
Dahin auf Gräber sinket.

Wann aber dein Geflüster auch  
Verstummt an diesen Hügeln;  
So bringet neuen Frühlingshauch  
Der West auf Rosenflügeln.  
Damit die Felder wieder blühen,  
Umwallt er Berg' und Gründe;  
Will deinen Sprößling auferziehen,  
Und krönt die junge Linde.

Wohl uns! der große Lebensquell  
Versiegt dem Geiste nimmer.  
Das Kreuz auf Gräbern, wie so hell  
In dieser Hoffnung Schimmer!  
O Linde! gern an deinem Fuß  
Hör' ich des Wipfels Wehen;  
Dein feierlicher Abendgruß  
Verkündet Auferstehen!

## 6) von Manso.

Was sie mir nahm und gab.

Auch mich hat einst der Wahn argloser Seelen,  
Der schmeichelnde, geliebt zu seyn, beglückt,  
Und unterm Schlag tonreicher Philomenen



Ein Schwanenarm ans volle Herz gedrückt.  
 „Nimm, sprach zu mir, am schönsten meiner Tage,  
 Die lieblichste der Grazien,  
 Nimm diesen Kuß, daß man, dich neidend, sage:  
 Auch er war in Arkadien!“

Ich nahm den Kuß; und von mir selbst geschieden,  
 Fühlte ich für nichts, als für die Schmeichlerin.  
 An sie verlor mein Herz den goldnen Frieden,  
 Ihr opfert' ich den sorgenfreien Sinn.  
 Mein Leben war Gedanke an die Traute,  
 Mein kleinster Wunsch ihr Eigenthum,  
 Und jedes Lied in die gewölbte Laute  
 Ein süßes Lied zu ihrem Ruhm.

Oft fragt' ich sie, wenn meine Silbertöne  
 Ihr Ohr verschlang: „Was schenkst du mir dafür?“  
 „Nimm diesen Kuß, erwiderte die Schöne,  
 Und sey mir treu, mein Herz gelob' ich dir!“  
 Und ich, berauscht von ihren Nektarküssen,  
 Ließ ruhig in ihr Neß mich ziehn.  
 So hat sie schlau, was mein war, mir entrisen,  
 Und von dem Ihren nichts verliehn.

O tief hinab in Lethens Strom versenken  
 Möcht' ich das Bild, das meinen Jammer nährt —  
 Und doch, und doch ist mir das Angedenken  
 An ihre Huld und meine Qual so werth;  
 Und doch gewann ich, in der wunderbaren,  
 Mir täglich süßern Dienstbarkeit,  
 So manches, was mein Herz sich zu bewahren,  
 Mein Geist sich zu erneuern freut.

Wer sonst, als sie, gab mir das süße Sehnen,  
 Das bald mit Lust, und bald mit Schmerz erfüllt?  
 Wer lehrte mich, was aus der Duldung Thränen

Für himmlisches Entzücken niederquillt?  
 Was zog mich zu der Freude Melodien,  
 Und band mich an der Schwermuth Ach?  
 Was gaukelt noch in bunten Phantasieen  
 Mir in vertraute Schatten nach?

Vergiß dein Wort und mich, Adelaide,  
 Vergiß den Kuß, mein theures Unterpfand!  
 Ich werde nie dein zu gedenken müde,  
 Und ehre gern, was ich für dich empfand!  
 Das Saitenspiel, das mir im Busen tönet,  
 Ist deiner Liebe Wiederklang;  
 Was heute noch mich mit der Welt versöhnet,  
 Der Traum, der schmeichelnd mich umschlang.

7) von v. Matthiſſon.

Wunsch. An Salis.

Noch einmal möcht' ich, eh' in die Schattenwelt  
 Elysiums mein seliger Geist sich senkt,  
 Die Flur begrüßen, wo der Kindheit  
 Himmlische Träume mein Haupt umschwebten.

Der Strauch der Heimath, welcher des Hänflings Nest  
 Mit Kühleung deckte, säuselt doch lieblicher,  
 O Freund, als alle Lorbeerwälder  
 Ueber der Asche der Weltbezwinger.

Der Bach der Blumenwiese, wo ich als Kind  
 Viole pflückte, murmelt melodischer  
 Durch Erlen, die mein Vater pflanzte,  
 Als die blandusische Silberquelle.

Der Hügel, wo der jauchzende Knabenreihn  
 Sich um den Stamm der blühenden Linde schwang,  
 Entzückt mich höher, als der Alpen  
 Blendender Gipfel im Rosenschimmer.

Drum möcht' ich einmal, eh' in die Schattenwelt  
 Elysiums mein seliger Geist sich senkt,  
 Die Flur noch segnen, wo der Kindheit  
 Himmlische Träume mein Haupt umschwebten.

Dann mag des Todes lächelnder Genius  
 Die Fackel plötzlich löschen; ich eile froh  
 Zu Xenophons und Platons Weisheit,  
 Und zu Anacreons Myrthenlaube!

8) von Mahlmann.

### Das Grab.

Selig die Todten!  
 Sie ruhen und rasten  
 Von quälenden Sorgen,  
 Von drückenden Lasten,  
 Vom Joche der Welt und der Tyrannei;  
 Das Grab, das Grab macht allein nur frei.

Ueber der Erde,  
 Da walten die Sorgen; —  
 Im Schooße der Mutter  
 Ist jeder geborgen!  
 O Nacht des Todes, du bettest weich; —  
 Das Grab, das Grab macht allein nur gleich.

Land der Verheißung,  
 Du fährest die Müden  
 Nach brausenden Stürmen  
 Zum seligen Frieden.  
 Wann Freude verschwindet, wann Hoffnung verläßt;  
 Das Grab, das Grab hält den Anker fest.

Wieder sich finden,  
 Und wieder umarmen,  
 Und wieder am Herzen

Geliebter erwarmen!  
 Und ewig zu leben im süßen Verein! —  
 Das Grab, das Grab wird uns all' erfreun!

Kränzet die Thore  
 Des Todes mit Zweigen!  
 Und tanzt um die Gräber  
 Den fröhlichen Reigen!  
 Und steuert muthig zum Hafen hinein,  
 Das Grab, das Grab soll Triumphthor seyn!

### 9) von Fr. Adolph Kuhn.

#### Elegie an einen Wahnsinnigen.

Vergieb, mein Bruder, daß der Harfe Saiten  
 Den Klaggesang der Wehmuth nicht begleiten,  
 Den mancher Mund dir noch entgegenträgt;  
 Daß ich im Kerker deiner Mißgeschicke  
 Noch einen Stral, noch Labungen erblicke,  
 Die Sonnenlicht in keinem Busen hegt.

Zwar heut kein Licht dir seine sanfte Rechte,  
 Dein Leben ist wie dumpfe Mitternächte,  
 Dein Herz ein auferstehungsloses Grab;  
 Du bist nur dir dein ewiger Genosse,  
 Erspähst vom Leben nur die nächste Sprosse,  
 Und taumelst wie ein Irrlicht dann hinab.

Kein lichter Tag entzückt aus deinen Grüften  
 Dich Modernden zu seinen Rosenlüften,  
 Wenn Lenz Natur wie seine Braut umfängt;  
 Kein halber Schimmer jubelnder Gefühle,  
 Kein Odem aus der Schöpfungen Gewühle  
 Hat sich in deine Felsenbrust gedrängt.

Der bessern Erdenliebe Schmeichelworte  
Zersprengten nie für dich die goldne Pforte  
Des Allerheillasten, das Geistern prangt;  
Und nie hast du, an Menschen hingefunken,  
Aus vollem Kelch die Wollust dir getrunken,  
Die eine Welt für ihren Kuß verlangt!

Beweint von Keinem, wie nur wenig sanken,  
Wirst du allein, allein zum Grabe wanken,  
Allein und unbegrüßt dort auferstehn;  
Und wenn sich dort die Freunde jauchzend winken,  
Sich glühend Seelen in die Arme sinken,  
Dich freudelos und ewig einsam sehn.

Von Weihestunden nimmer aufgefordert,  
Hat nie dein Geist zu Gott emporgelodert,  
Und nimmer dich sein Odem mild umrauscht,  
Und nimmer hat im Reiche der Naturen,  
Im Sternensflug, auf lichten Sonnenfluren  
Dein matter Blick Unsterblichkeit belauscht.

Vergieb, mein Bruder, daß der Harfe Saiten  
Den Klaggesang der Wehmuth nicht begleiten,  
Aus deren Blick dir manche Zähre bringt,  
Und höre mich, für den in hellen Stunden  
Gefühl und Geist wohl einen Kranz gewunden,  
Wie er nicht alle Locken hier umschlingt.

Ha juble! von der Menschheit losgerissen  
Wirst du auch nie vom grausen Schicksal wissen,  
Wo Edle wild den Adelsbrief entweihn;  
Wo die, die Göttlichkeit im Busen tragen,  
Gleich Rasenden dem Sonnenlicht entsagen,  
Um in der Finsterniß sich fremd zu seyn.

Kein Freund wird dich zum frohen Gotte lügen,  
Und dich zuletzt um jenen Schwur betrügen,  
Der in dem Bruder Brudersinn erblickt.

Kein Liebestuß wird mit entflammten Zügeln  
Dich in der Träume Feenland besflügeln,  
Aus dem ein Bliß dich in die Hölle schießt.

Kein Kraftgefühl wird unter seinen Fahnen  
Um hohe That, um Heldenkampf dich mahnen,  
In dem zerknickt so oft der Arm erliegt,  
Und Phantasie wird nie mit ihren Stralen  
Ein Aetherbild aus dir und Träumen malen,  
Das deiner spottend über Sterne fliegt.

Aus wildem Sturm, aus abgerißnen Nesten,  
Aus Hütten, aus verzweifelnden Pallästen,  
Aus Wogentrümmern, aus der Rasengruft  
Wird nie dein Ohr in dumpfen Trauerchören  
Das bange Sterbelied der Trennung hören,  
Das fürchterlich durch unsre Jubel ruft.

Was nie ein Thor, ein Weiser nie errungen,  
Das ist nur deiner schwachen Hand gelungen,  
Die nimmer solchen Würfen nachgestellt.  
Emporgehoben über alles Sehnen,  
Und über alle Freuden, alle Thränen,  
Bist du allein dir ewig deine Welt.

Drum zürne nicht, daß meiner Harfe Saiten  
Den Klaggesang der Wehmuth nicht begleiten,  
In deren Wimper manche Zähre bebt;  
Und du, o Geber mancher schwülen Tage!  
Bergieß, daß ich den Mann nicht ganz beklage,  
Den Wahnsinn auf in kühle Zonen hebt!

10) von Rosgarten († 1818).

### Der Maalstein.

Wen haben sie hier in den Staub gebettet?  
Wen in die Nacht, die eiserne, verscharrt?

Aus der kein Hahnenschrei, kein weckend Frühroth rettet,  
Auf die kein Sonnenaufgang harret?

In jene Nacht, in die kein Laut des Lebens,  
Kein leiser Hoffnungslispel niederwallt;  
Für die der Freude Sturm, der Angst Geheul vergebens  
Empor zum blauen Bogen hallt.

In jene Nacht, in die der Wittwe Stöhnen,  
Der Waisen Klage nicht hinunterdringt;  
In jene Fernen, draus kein Flehen und kein Sehnen  
Den theuren Flüchtling wiederbringt.

Bist du es, Edler, der in unserm Kreise  
So würdig und demüthig wandelte?  
So friedlich und so still, so schlecht und recht, so weise  
Und christlich dacht' und handelte?

Geschlossen ist dein freundlich Aug' auf immer?  
Verriegelt ewig dein mitleidig Ohr?

Du liegst und schläfst, und schlägst die schweren Wimper  
nimmer

Aus deinem Todes Schlaf empor?

Und Herzensgüte, Herzensreinheit wäre  
Nicht besser, als das Gras, das Wiesen schmückt  
Und in der Sonne dorrt? nicht edler, als die Aehre,  
Die halbgereift der Sturmwind knickt?

Nein, Menschenfreund, in diesem engen Hause  
Wohnt nicht dein bestes Selbst, dein wahres Du!  
Dein wahres Du, verschmähend dieser Welt Karthause,  
Flug jenen schönern Welten zu.

Nur dein Gewand, zerrissen und zertrümmert,  
Vertrauten wir der großen Mutter Schoos, —  
Ein Samentorn, dem einst der Menschheit Blum' ent-  
schimmert,  
Unkränkbar, schmerzlos, todeslos.

Du selbst, Verkärter, schwangst mit Lichtstralschnelle  
Dich über Erdengram und Sargesnacht  
Und Grabeseng' empor zu deines Edens Schwelle,  
Wo dir ein milderer Himmel lacht;

Wo eine schön're Sonne dich umlächelt,  
Wo eine schön're Erde dich umglänzt,  
Wo linde Kühlung dir die heißen Schlafen fächelt,  
Und der Vollendung Kranz dich kränzt. —

Wie war dir, Sel'ger, als die neue Sonne  
Dir Staunenden entgegen funkelte?  
Als dich des Paradieses namenlose Wonne  
Hochwogig überflutete?

Als Er, der Menschenretter Erster, Größter,  
Als Jesus Christus lächelnd zu dir sprach:  
„Sey mir gegrüßt, Geliebter, sey getrost, Erlöster!  
Dir folgen deine Thaten nach.“

„Mich hungerte, und du hast mich gespeiset!  
Mich schauderte, und du hast mich erwarmt!  
Nackt war ich und entblößt, verlassen und verwaiset,  
Und du hast meiner dich erbarmt!“

„Ich ward verklagt, und du hast mich vertreten;  
Krank lag ich, und du nahmst dich meiner an;  
Gefangen saß ich hart, du hast mich losgebeten,  
Und mich befreit von Acht und Bann!“

Da sprachst du: „Herr, mein Heiland, Quell des Guten,  
Wann hätt' ich jemals hungernd dich erblickt,  
Dich, der die Raben speist? dich durstig, der mit Fluten  
Lebend'gen Wassers uns erquickt?“

Dich nackend, der die Frühlingsanger kleidet,  
Dich eingekerkert, der die Himmel füllt,  
Dich heimlos, der in Eden neue Rosen weidet,  
Dich krank, dem alle Kraft entquillt?



Doch liebend schaute Jesus auf dich nieder,  
Und: „Wahrlich, sprach er, Freund, ich sag' es dir:  
Was du gethan hast Einem meiner kleinsten Brüder,  
Das thatest du, mein Bruder, mir.“ —

O süßes Wort! So hoch lohnt Jesus Christus  
Dem Mann, der wie sein Ich die Brüder liebt!  
Der, schauend auf sein großes Vorbild Jesus Christus,  
Barmherzigkeit an Brüdern übt.

Barmherzigkeit, du Barte, Klare, Milde,  
Einfältig, anspruchslos, voll Kraft und Ruh,  
Du allerschönster Zug aus Gottes Ebenbilde,  
Barmherzigkeit, wie schön bist du!

Barmherzigkeit, du träufst in Todeswunden  
Des Mitleids Oel, der Hoffnung Labewein;  
Die schauerliche Nacht der letzten hangen Stunden  
Erhellst dein sanfter Mondenschein.

Barmherzigkeit, du führst uns stracks und grade  
Zum Vater der Barmherzigkeit empor,  
Kniest an des Richters Stuhl, und flehest Gnade,  
Gnade,  
Und sprengst des Paradieses Thor.

Barmherzigkeit, du fluchst in stiller Schwermuth  
Um unsre Todten diesen Rosmarin,  
Der blühen und duften soll, bis Rosmarin und Wermuth  
Nicht mehr auf Leichenhügeln blühen!

## 27.

## g) Die Heroide.

Die Heroide ist eine Elegie, doch mit der  
Eigenthümlichkeit, daß in derselben der Dichter nicht  
in seiner Person, sondern im Charakter einer abwe-

senden Person, gewöhnlich eines Verstorbenen, spricht, und auf diesen den Ausdruck seiner Gefühle überträgt. Die Benennung gehört dem Ovid, welcher in 21 Heroiden ausgezeichnete und bereits vollendete Individuen aus dem heroischen Zeitalter unter der lyrisch-epistolischen Form vergegenwärtigte. Denn dadurch eben gehört die Heroide, obgleich ihr äußeres Gewand epistolisch ist, zunächst zur lyrischen Form der Dichtkunst, daß in ihr weder Thatsachen, noch Grundsätze und Lehren versinnlicht, sondern individuelle Gefühle unter einer idealischen Haltung dargestellt werden. Enthielte die Heroide gleichmäßig oder abwechselnd die Schilderung von individuellen Gefühlen, Thatsachen und Lehren; so müßte sie, in der Theorie, als Untergattung der poetischen Epistel unter der Ergänzungsklasse dichterischer Formen aufgeführt werden.

Sie wird aber, durch den in ihr vorherrschenden Grundton eines aus Wonne und Wehmuth gemischten Gefühls, eine Untergattung der Elegie. Die bald stärkere, bald schwächere Farbengebung in der Darstellung dieses gemischten Gefühls beruht theils auf dem in der Heroide versinnlichten Stoffe, theils auf der Lebendigkeit und Stärke der in dem Dichter aufgeregten Gefühle. So wie die einzelnen Elegieen an Fülle der Bilder und Kraft des Tones sehr von einander verschieden sind; so auch die Heroiden. Die dichterische Literatur der Britten, Franzosen und Italiener erscheint verhältnißmäßig reicher im Aufbau der Heroide, als die deutsche, in welcher unter den Dichtern des siebenzehnten Jahrhunderts Hoffmannswaldau und Lohenstein, und unter den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts Dusch, von Trautzschen, Schiebeler und

Eschenburg sehr mittelmäßige Heroïden schrieb, und nur Wielands acht Briefe der Verstorbenen an hinterlassene Freunde (im zweiten Supplementbande seiner sämtlichen Werke, S. 201 ff.) sich auszeichnen. Eine nicht unbrauchbare Sammlung: Heroïden der Deutschen, erschien von Fr. Kaßmann, Halberst. 1824, wo, außer einer aufgenommenen Heroïde von Wieland, auch eine von Bürger (frei nach Pope), eine von Tiedge, Rosengarten, Aug. Wilh. Schlegel, und von einigen minder wichtigen Dichtern, mitgetheilt worden sind.

Weil übrigens jedesmal der Theorie, in Hinsicht der einzelnen Formen der Sprachdarstellung, der vielseitige Anbau dieser Formen durch die Classiker vorausgehen muß, bevor die Theorie derselben umschließend und erschöpfend entwickelt werden kann; so darf es nicht befremden, daß die Theorie der Heroïde hinter der theoretischen Darstellung der übrigen lyrischen Formen zurücksteht, weil eben diese Form von ausgezeichneten Dichtern verhältnißmäßig am wenigsten angebaut worden ist. Unverkennbar ist der dichterische Stoff der Heroïde weit beschränkter, als der Stoff der Elegie überhaupt; denn es sind Verstorbene, es sind vollendete Wesen, die in derselben redend, und nach dem ihnen von dem Dichter beigelegten Tone des Gefühls, eingeführt werden. Doch würde das Gebiet des Stoffes der Heroïde noch mehr beschränkt werden, wenn die von einigen Theoretikern aufgestellte Bedingung gelten sollte, daß die aufgeführten Individuen und ihre Verhältnisse allgemein bekannt seyn, und von dem Dichter nach ihrem geschichtlichen Charakter geschildert werden sollten. Dies ist allerdings in einzelnen Heroïden der Fall, nicht aber eine unerläßliche Forderung an

die Heroide überhaupt. Denn warum soll die schöpferische Einbildungskraft des Heroidendichters in Erfindung des Stoffes beengter seyn, als des Dichters der Elegie, der Ode, der Epopöe und anderer dichterischer Formen? Nicht der geschichtlich vorhandene, nicht der von dem Dichter idealisch geschaffene Stoff, sondern die vollendete Form der Darstellung entscheidet über den ästhetischen Gehalt der Heroide. Wohl aber muß der Heroidendichter, der einen geschichtlichen Stoff wählt (z. B. Brutus, Cäsar u. a.), dem in Thatfachen ausgeprägten Charakter seines Helden treu bleiben.

Nach den besseren, in der deutschen und ausländischen Literatur vorhandenen, Heroiden unterscheiden sich dieselben von den Elegieen weniger durch den in beiden vorherrschenden Grundton des gemischten Gefühls der Wonne und Wehmuth, als durch eine größere Ausführlichkeit der Darstellung, welche eine vollständigere Schilderung der individuellen Gefühle, und der diese Gefühle veranlassenden Verhältnisse, verstattet. Doch eben in dieser lyrischen Malerei muß der Dichter nach der ganzen Lebendigkeit und nach dem Reichthume seiner Einbildungskraft sich ankündigen, damit nicht Einförmigkeit und Eintönigkeit die Form der Heroide drücke, und den ästhetischen Eindruck derselben vermindere und verdunkle. Wird aber diese Klippe von dem Dichter vermieden; so beruht unverkennbar das hohe Interesse, das die Heroide als lyrische Form gewährt, auf der stillschweigenden Annahme einer fortdauernden Verbindung zwischen den Vollendeten und ihren auf Erden zurückgebliebenen Geliebten, einer Verbindung, die von allen Mängeln der Sinnlichkeit, von allen auf Erden be-

stehenden Ungleichheiten der persönlichen und bürgerlichen Verhältnisse befreit, und von der Ruhe und Seligkeit des Zustandes vollendeter Geister umflossen ist.

## 28.

## Beispiel der Heroide.

Alexis an Dion, (abgefürzt)  
von Wieland († 1813).

Freund, die Liebe, die uns im irdischen Leben vereinte,  
Hat mein Sterben erhöht. Wie könnt' ich mein irdi-  
sches Glück dir

Länger verhehlen, da einst uns jede Freude gemein war?  
Billig weih' ich die Erstlinge dir der himmlischen Früchte,  
Deiner göttlichen Freundschaft, die ich mit Seraphim  
breche.

Doch du genießest sie schon, indem dein Freund sie ge-  
nießet,

Und durch dich sie genießt. Welch eine himmlische Wollust  
Muß es durch dein Innerstes athmen, das süße Bewußtseyn,  
Einen Engel gebildet zu haben! So lohnet die Weisheit!  
Dion, du weißt, wie freudig der Tod mich fand, ihm  
zu folgen,

Ja ganz thränenfrei, hätte mich nicht mein Dion gehalten,  
Und die Klagen der zärtlichen Schwester. — Ich hoffte  
vom Tode,

Was mir ein nächtliches Leben verweigert hatte; still  
lauschend

Horchte mein Ohr dem Rauschen des Todesengels entgegen,  
Dem ich flehte zu eilen. Er kam. Sein kältender Anhauch  
Schauerte sanft durch jede Ader; nur flatternden Lüftchen  
Aehnlich, berührte mein Ohr die weinende Stimme der  
Freundschaft,

Und jetzt sank ich in süße Betäubung, so sanft, wie der Abend  
In die Arme der Nacht auf weiche Blumen dahin sinkt.

Als ich erwacht', o Wunder, so schwebt' ich, vom Körper  
per entfesselt,

Und von ätherischem Schimmer umflossen, über dem Lager,  
Wo ich die irdische Hülle gelassen, um die ihr im Kreise  
Sprachlos standet. Mit schüchternem Blick voll froher  
Verwund'ung

Sah ich zweifelnd umher, und des Lichts noch ungewohnt,  
schlossen

Immer die Augen sich wieder, wiewohl der irdische Mittag  
Einem ätherischen Auge nur matter dämmernder Glanz  
scheint.

Eine Göttergestalt trat aus dem eröffneten Lichtkreis  
Majestätisch hervor, und löschte der irdischen Schönheit  
Dunklere Bilder aus meinem Gemüth', wie die steigende  
Sonne

Schnell das Morgengewölkt und die flüchtigen Schimmer  
der Dämmerung

Löscht, und in triumphirendem Glanz den Himmel erfüllet.  
Mein zu junges Gesicht ertrug den Anblick des Engels  
Einen Augenblick kaum; ich sank in sanfter Betäubung  
Ihm in die zärtlich eröffneten Arme. Die himmlischen Lüfte,  
Die fein duftender Fittig verweht', erweckten bald wieder  
Mein entschlafnes Gefühl. Er hatte mit schwächeren  
Farben

Seine zu göttliche Pracht gemildert. Jetzt sah ich ihn kühner  
Und bald unverrückt an; die Liebe, die mir sein Lächeln  
Eingöß, stärkte mein Auge zum überirdischen Anblick.  
Er hieß mich folgen. Mein Blick zerfloß in der blenden-  
den Aussicht

Durch den ätherischen Raum. Sein unermesslicher Umfang  
War noch glänzendes Chaos für mich; ich schaute ver-  
wundernd

In die ätherischen Felder. Da flammten unzählbare Sterne  
Um mich in grenzlosen Weiten; die einen schossen wie Blitze  
In das geblendete Auge; die andern, dem Abendstern  
ähnlich,

Hauchten ein sanfteres Licht. In weiten helleren Kreisen  
Ruhten die Sonnen in göttlicher Pracht, in kreisendem Fluge  
Drängten sich, zahllos, die Erden zu ihrem beseelenden  
Lichte.

Dreimal sank ich entzückt auf mein Antlitz; erhabene  
Gedanken

Schwellten in meiner Seele sich auf, und strebten gen  
Himmel

Hin zu dem göttlichen Licht, von dem die Funken hier  
schwammen.

Auch der Engel, wiewohl des göttlichen Schauspiels ge-  
wohnet,

Theilte mein Entzücken, und sah mit denkenden Augen  
Bald in die sternvolle Tiefe, bald auf mein Antlitz,  
das heller

Schimmert'. Jetzt blickt' ich behend in den glänzenden  
Abgrund zurücke,

Athmete geizig die himmlische Luft, und fühlt' es, o Dion,  
Daß hier mein Vaterland sey. Wir flogen weiter. Die  
Freude

Ueber mein neues Leben gab meinem Fluge des Lichtes  
Schnelligkeit. Ganze Himmel entflohn mit ihren Gestirnen  
Unter uns weg. Schon schaut' ich mit festern, geübteren  
Blicken,

In den ätherischen Ocean hin. Wie staunt' ich auf's neue,  
Da ich, was ich für Wüsten gehalten, voll Wesen erblickte.  
Freund, ich erstaunte noch mehr. Doch könnt' ich, was  
ich gesehen,

In der irdischen Sprache dir mahlen? Die Sprache der  
Engel

Selber ist noch zu arm, die Wunder des Schöpfers zu  
nennen.

Mein Begleiter sah meinen Geist in Bewund'ung ver-  
sunken,

Ob ich gleich schwieg. Er sagte: wie billig entzückt dich  
der Anblick

Einer dir neuen Schöpfung! Du glaubst, die Gottheit  
zu sehen,

Die du vorher nur geahnt. Du fühlst sie dir näher,  
und schmeckst

Still in dir selbst die Seligkeiten, des großen Gedankens,  
Daß, der diese Himmel ins Leben hauchte, dich liebet.

Hier, hier wachsen die Flügel der Seele, die göttliche  
Liebe,

Liebe zum einzigen Wesen, dem alle Herzen gehören.

Nur der thierische Mensch, versunken im Schlamme  
des Stoffes,

Hat kein Auge, das Licht, das ihn durchleuchtet, zu sehen,  
Hat kein Ohr, zu vernehmen; was jeder Laut in der  
Schöpfung,

Was ihm der mächtige Einklang von allen Welten ver-  
kündigt.

Während mein Führer dies sprach, entdeckte sich end-  
lich die Sphäre,

Die ich bewohne, dem suchenden Aug'. Aus hundert  
Gestirnen

Stralte sie prächtig hervor. Mit dreimal schnellerem  
Flügel

Glohn wir ihr zu; ein süß erquickender zirkelnder Lichtstrom  
Ging von ihr aus; nie gefühlte Wollust durchstralte  
mein Wesen.

Ich empfand, daß der Leib, womit mein himmlischer  
Schutzgeist

Mich im Tode bekleidet, für diese Sphäre geschaffen,



In die ätherischen Felder. Da flammten unzählbare Sterne  
Um mich in grenzlosen Weiten; die einen schossen wie Blitze  
In das geblendete Auge; die andern, dem Abendstern  
ähnlich,

Hauchten ein sanfteres Licht. In weiten helleren Kreisen  
Ruheten die Sonnen in göttlicher Pracht, in freisendem Fluge  
Drängten sich, zahllos, die Erden zu ihrem beseelenden  
Lichte.

Dreimal sank ich entzückt auf mein Antlitz; erhabene  
Gedanken

Schwellten in meiner Seele sich auf, und strebten gen  
Himmel

Hin zu dem göttlichen Licht, von dem die Funken hier  
schwammen.

Auch der Engel, wiewohl des göttlichen Schauspiels ge-  
wohnet,

Theilte mein Entzücken, und sah mit denkenden Augen  
Bald in die sternvolle Tiefe, bald auf mein Antlitz,  
das heller

Schimmert'. Jetzt blickt' ich behend in den glänzenden  
Abgrund zurücke,

Athmete geizig die himmlische Luft, und fühlt' es, o Dion,  
Daß hier mein Vaterland sey. Wir flogen weiter. Die  
Freude

Ueber mein neues Leben gab meinem Fluge des Lichtes  
Schnelligkeit. Ganze Himmel entflohn mit ihren Gestirnen  
Unter uns weg. Schon schaut' ich mit festern, geübteren  
Blicken,

In den ätherischen Ocean hin. Wie staunt' ich auf's neue,  
Da ich, was ich für Wüsten gehalten, voll Wesen erblickte.  
Freund, ich erstaunte noch mehr. Doch könnt' ich, was  
ich gesehen;

In der irdischen Sprache dir mahlen? Die Sprache der  
Engel

den im Gebiete der deutschen Sprache vorhandenen Mustern in der Cantate ist sie durchaus nicht blos eine Untergattung des Liedes, wie die Dithyrambe von der Hymne, und die Heroide von der Elegie; sie kann sich vielmehr, nach dem Ausdrücke, der Fülle und Stärke des Tones der Gefühle, eben so der Ode, der Hymne und der Elegie, wie dem Liede nähern; es können in ihr reine Gefühle der Freude und Wonne, wie reine Gefühle der Wehmuth und Trauer, und gleichmäßig auch gemischte Gefühle der Lust und Unlust, bald in der Milde der elegischen Stimmung, bald in dem kühnen Schwunge der Ode und Hymne aufgestellt werden; bald können die Gefühle des Unendlichen und Endlichen in der Cantate in einem stark versinnlichten Gegensatze sich ankündigen, bald aber auch mit sich im Gleichgewichte stehen. Dazu kommt, daß in längern Cantaten, oder sogenannten Oratorien, eine große Abwechselung, Mannigfaltigkeit und Schattirung des lyrischen Tones in den Arien und Chören stattfinden kann, besonders wenn durch die Recitative die Uebergänge aus dem einen Gefühle in das andere gehörig geleitet werden. Doch müssen, ungeachtet dieser Abwechselung und Schattirung der dargestellten Gefühle, die sämmtlichen einzelnen Theile der Cantate, deren Aufeinanderfolge gleichmäßig von dichterischen und tonkünstlerischen Rücksichten abhängt, überhaupt Ein ästhetisches Ganzes bilden, dessen Vollendung auf der innern Einheit und auf dem psychologischen Zusammenhange aller in der Cantate im Einzelnen verzeichneten und dargestellten Gefühle beruht. Weil aber die Cantate zunächst und durchgehends auf die tonkünstlerische Darstellung berechnet ist, und nur diese erst als Kunstwerk voll-

bet wird (nach demselben Verhältnisse, in welchem die Oper, in der dramatischen Form der Dichtkunst, zu den übrigen Gattungen und Arten des Drama sich ankündigt); so muß auch der Dichter dem Tonkünstler vorarbeiten. Er darf daher die tonkünstlerische Behandlung weder bei der Wahl des Stoffes und des Metrums, noch bei dem Wechsel und der Aufeinanderfolge der einzelnen Recitative, Arien und Chöre, ja selbst nicht bei der Anwendung und Stellung der einzelnen Vocale aus dem Auge verlieren. Daraus folgt für die technische und ästhetische Gestaltung der Cantate, daß der Dichter und Tonkünstler auf halbem Wege sich begegnen müssen; daß aber auch der Dichter der Cantate die Grundsätze der Tonkunst verstehen und sich aneignen, so wie der Tonkünstler der dichterischen Begeisterung zu folgen im Stande seyn soll.

Dem Stoffe nach, den die Cantaten behandeln, sind sie entweder religiöse oder weltliche. Die religiösen Cantaten versinnlichen, unter der vollendeten Einheit einer ästhetischen Form, bald die Eigenschaften und die Größe Gottes, die Verhältnisse, in welchen er zu uns steht, und in welchen wir zu ihm stehen; bald die Tugenden, zu denen wir berufen sind, so wie die Verirrungen, durch welche wir uns von dem Ziele unsers Daseyns entfernen; bald den dunkeln und wundervollen Gang der menschlichen Schicksale auf Erden; bald die Unsterblichkeit und Vergeltung, die uns jenseits des Grabes erwartet; bald aber auch die Thatfachen und Lehren der jüdischen und christlichen Religion nach ihrem ganzen Umfange. (Dahin gehören viele treffliche Oratoria in deutscher Sprache: z. B. Kamlers Tod Jesu; die Auferstehung und Himmelfahrt; die Hirten bei der

Krippe zu Bethlehem; — Niemeyers Lazarus; Abraham auf Moria; Thirza und ihre Söhne; — Pakke's Tod Abels [nach Gefner]; Saul, oder die Gewalt der Musik; Davids Sieg im Eichthale; — Schiebeler's Israeliten in der Wüste; und mehrere Cantaten von v. Gerstenberg, Zacharia, Lavater, Karl Gfr. Rüttner, Mahlmann, Kochlik, Krummacher, Dolz u. a.) — Im Gegensatze der religiösen, feiern die weltlichen Cantaten entweder wichtige Vorgänge und Gegenstände des wirklichen Lebens (z. B. bei Geburtstagen, bei Vermählungen, bei Einweihungen gewisser Anstalten, nach gewonnenen Schlachten), oder Gegenstände der Wissenschaft und Kunst (z. B. Meißners Lob der Musik), oder Stoffe der Mythologie (z. B. Kamlers Pygmalion) u. s. w. — Beide, sowohl die religiösen, als die weltlichen Cantaten, können von dem Dichter dramatisch behandelt werden, so daß er die handelnden Personen, zur größern Versinnlichung des Gegenstandes, selbst aufführt (so z. B. Niemeyer im Lazarus, im Abraham auf Moria; Pakke im Tode Abels &c.); doch ist diese Dramatisirung des Stoffes keine wesentliche, sondern nur eine zufällige äußere Form der Darstellung, wodurch selbst nicht einmal die höhere Idealisirung und gesteigerte Versinnlichung des Stoffes, im Verhältnisse zu den nicht dramatisirten Cantaten und Oratorien, bewirkt wird. Denn kein Urtheil der ästhetischen Kritik wird Kamlers allgemein bekannten Tod Jesu in ästhetischer Hinsicht irgend einer andern ältern oder neuern Cantate nachstellen, ob er gleich nicht dramatisch behandelt ist. Der ästhetische Gehalt der Cantate hängt nicht ab von solchen außerwesentlichen Merkmalen, n von der wahren Begeisterung des Dichters

von seinem Stoffe, von der gleichmäßigen idealisirten Durchführung desselben, von der vollendeten ästhetischen Einheit der Form, und von der durchgängig festgehaltenen Rücksicht auf die tonkünstlerische Darstellung aller einzelnen Theile, aus welchen die Cantate besteht.

Diese einzelnen Theile der Cantate, auf deren Abwechslung und gegenseitiger Verbindung der äußere Charakter derselben beruht, sind ursprünglich: das Recitativ, die Arie und der Chor. Alle übrige Formen und Benennungen der einzelnen Theile der Cantate (z. B. Arioso, Cavatine, Duett, Terzett u. s. w.) sind blos nähere Schattirungen einer dieser drei wesentlichen Bestandtheile jeder Cantate. — Das Recitativ hat nämlich die Bestimmung, die in den Arien und Chören darzustellenden Gefühle, und die Wirkungen, welche diese Gefühle hervorbringen sollen, zu veranlassen und vorzubereiten; überhaupt soll das Recitativ in die Stimmung versetzen, welche die Cantate als vollendete ästhetische Form zu bewirken beabsichtigt. Dagegen muß die Arie ein bestimmtes Gefühl der Wonne oder Wehmuth, oder die Schattirung eines gemischten Gefühls, als ein in sich abgeschlossenes Ganzes im menschlichen Bewußtseyn, versinnlichen, so daß auch in der tonkünstlerischen Behandlung die Einheit des Gefühls sorgfältig festgehalten wird. Die ältern Dichter der Cantate befolgten bei der Arie gewöhnlich mit Strenge und Sorgfalt die Abtheilung derselben in zwei Abschnitte, wovon der zweite gewöhnlich ein, dem in der ersten Abtheilung dargestellten Gefühle entgegengesetztes, Gefühl entgegenwärtigte, wofür auch der Tonkünstler eine andere Tonart (z. B. die Dominante, oder die Moll-

tonart), bisweilen selbst ein anderes Zeitmaas (Mensur) wählte \*), doch so, daß nach der kurz ausgeführten zweiten Abtheilung die erste wiederholt ward. Die neuern Dichter aber haben weniger streng diese frühere äußere Gestaltung der Arie befolgt. — Das Duett, Terzett, Quartett u. s. w. sind an sich blos erweiterte Gestaltungen der Arie, und stehen nur dann an ihrem Platze in der Cantate, wenn mehrere Gefühle nach und neben einander individualisirt werden, die aber in Einem Gesamtgeföhle ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt haben, weil ohne diese Bedingung sowohl die dichterische, als die tonkünstlerische Behandlung der Einheit der Form unmöglich wäre. Allein wenn wirklich im Duett, Terzett u. s. w. ein Wechsel und ein Gegeneinanderhalten mehrerer Geföhle versinnlicht wird; so ist auch, bei gleicher dichterischen Behandlung, das ästhetische Interesse am Duette

---

\*) So z. B. Ramler in dem Tode Jesu, in der Arie, die der Schilderung folgt, daß Petrus den Erlöser dreimal verläugnete, und darauf, von Jesu angeblickt, in sich ging und bitterlich weinte.

Erster Abschnitt.

Ihr weich geschaffnen Seelen  
Ihr könnt nicht lange fehlen;  
Bald höret euer Ohr  
Das strafende Gewissen,  
Bald weint aus euch der Schmerz.

Zweite Abtheilung.

Ihr thränenlosen Sünder, bebet!  
Einst, mitten unter Rosen, hebet  
Die Reu den Schlangenkopf hervor,  
Und fällt mit unheilbaren Bissen  
Dem Frevler an das Herz.

Sehr treffend hat Graun für die erste Abtheilung  
Es dur, für die zweite C moll gewählt.

noch höher, als an der Arie, weil der Wechsel der dargestellten Gefühle eine mannigfaltigere Schattirung und eine höhere Farbengebung für den Dichter und Tonkünstler möglich macht. — Die sogenannte *Cavatine* ist eine Arie im verjüngten Maasstabe, die theils, in Hinsicht auf die dichterische Darstellung Eines Gefühls, gewöhnlich von kürzerm Umfange, theils in Hinsicht auf die Erfindung der Melodie und auf die ganze tonkünstlerische Durchführung, der Arie größtentheils ähnlich, nur aber ihrem Umfange nach beschränkter und kleiner ist, weil die *Cavatine* die in der Arie (wenigstens ehemals) übliche Abtheilung in zwei oder mehrere Haupttheile, und die derselben eigenthümliche Wiederkehr und weitere Ausmählung des dichterischen und tonkünstlerischen Hauptgedankens von sich ausschließt. — Das *Arioso*, das entweder in der Mitte, oder am Schlusse eines Recitativs eintritt, kann nicht einmal als eine Arie im verjüngten Maasstabe gelten, weil der Dichter nur dann diese Benennung wählt, wenn ein angeregtes Gefühl stark genug wird, die ruhige Betrachtung, die im Recitative vorherrscht, zu unterbrechen, und sich unter dem Ausdrücke einer höhern innern Bewegung anzukündigen (z. B. bei der Darstellung eines Wunsches, einer Bitte, oder des raschen Ueberganges von einem Gefühle zu einem andern), wo denn auch der Tonkünstler die declamatorische Behandlung des Recitativs mit der Aufnahme und Vergegenwärtigung einer Melodie und dem Eintritte eines bestimmt festzuhaltenden Zeitmaases vertauscht, wodurch unmittelbar angeregte Gefühle, aber nicht in der Fülle und in dem Umfange der für eine Arie gewählten Melodie, bezeichnet werden. — Der Chor endlich hat die Bestim-

mung, das Gesamtgefühl zu vereinigen und auszudrücken, das durch die einzelnen Theile der Cantate, und namentlich durch die in den Arien, Duetten u. s. w. einzeln dargestellten und durchgeführten individuellen Gefühle vorbereitet worden ist. Namentlich müssen die Schlußchöre der einzelnen Theile einer längern Cantate die in den einzelnen Abtheilungen vergegenwärtigten Gefühle zu Einem kräftigen Ganzen bringen, besonders aber muß der Schlußchor (Finale) der ganzen Cantate das durch sie vermittelte Gesamtgefühl in der ganzen Fülle und Kraft desselben aussprechen, und sowohl die dichterische, als die tonkünstlerische Einheit der Form vollenden; denn der Chor vertritt die ganze als anwesend gedachte Gemeinde, es sey in der religiösen oder in der weltlichen Cantate, und soll ihr Wortführer seyn, indem er den in Allen mächtig aufgeregten Gefühlen Sprache, Wohlklang, Ebenmaas und Einheit giebt \*).

---

\*) Classische Dichter haben den Chor nach diesem Maasstabe behandelt. So z. B. Ramler im Schlußchore des Todes Jesu:

Hier liegen wir gerührte Sünder,  
 O Jesu, tief gebückt,  
 Mit Thränen diesen Staub zu nezen,  
 Der deine Lebensbäche trank:  
 Nimm unser Opfer an.

Freund Gottes und der Menschenkinder,  
 Der seinen ewigen Gesetzen  
 Des Todes Siegel aufgedrückt;  
 Anbetung sey dein Dank!  
 Den opfre jedermann!

Eben so Meißner im Schlußchore seiner Cantate:  
 Lob der Musik:

Von der letzten kleinsten Erde



30.

Beispiele der Cantate.

1) von Gottsched († 1766).

Bruchstück aus der Cantate auf das (1723) eingefallene Jubelfest der roßgärtischen Kirche zu Königsberg.

Arie.

(Tochter Zion)

Auf, ihr jauchzenden Gedanken!

Derer Gottgeweihte Kraft

Mich fast selber aus mir rafft.

Alles Neutzen muß jetzt schweigen,

Da sich Freudenstunden zeigen,

Die der Herr mir selber schafft.

Auf ihr ic. Da Capo.

Recitativ.

Komm, frohes Christenvolk!

Der Höchste läßt dich rufen,

Betritt jetzt deines Tempels Stufen,

Worin er dich ein Jubelfest

Nach hundert Jahren feiern läßt.

Chor.

(Gemeine)

Dies ist der Tag, den der Herr machet. Lasset uns freuen und fröhlich darin seyn.

---

Bis zur Gottheit Thron empor,  
 Sey von tausendfachen Zungen,  
 Tonkunst, dir ein Lob gesungen,  
 Schalle dir ein Freudenchor!  
 Engelharfen, Menschendant,  
 Lirchenlied und Sphärenklang  
 Wische sich zu deinem Ruhme,  
 Töne dir im Weltgesang!

## Recitativ.

(Gottes Stimme)

Du höchstgeliebte Schaar!  
 So wird denn die Verheißung wahr,  
 Die ich dir längst gethan:  
 Dies Haus soll meine Rechte schützen,  
 Des Höllenseindes Blicken  
 Soll dir nicht schädlich seyn,  
 Denn du bist mein.

## Arie.

(Tochter Zion)

Nie empfundne Süßigkeit  
 Tränkt mich jetzt mit vollen Schalen,  
 Gott, ich kann dir nicht bezahlen,  
 Deine Huld ist täglich neu,  
 Meiner Lippen Dankgeschrei  
 Preiset dich zu tausendmalen;  
 Denn ich schmeck' jetzt auf das Leid  
 Nie empfundne Seligkeit.

## Recitativ.

(Gottes Stimme)

Sag an, o kleine Heerde,  
 Hat dir bisher auch irgend was gefehlt?  
 Hat dich, nachdem ich dich erwählt,  
 An deiner Seelenweide  
 Ein Hunger oder Durst gequält?  
 Hab' ich dich nicht im Leide  
 Mit Quellen süßes Trosts getränkt,  
 Und dieses Haus mit Sicherheit beschenkt?

Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen,  
 aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der  
 Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der  
 Herr, dein Erbarmmer.

Arie.

(Tochter Zion)

Mischt euch, rinnende Freudenthränen,  
Mischt euch mit Lob und Dank.  
Seufzer und Lachen  
Müssen jetzt ein Bündniß machen.  
Denn wir verknüpfen ein thränenweß Lachen  
Mit Saiten und Klang.

Mischt euch 1c. Da Capo.

2) von Karl Gtfr. Rüttner (Sup. in  
Pirna, † 1789).

Cantate bei der Einweihung einer neuen  
Orgel.

Chor.

Kommet herzu, laßt uns dem Herrn frohlocken, und  
jauchzen dem Hört unsers Heils. Laßt uns mit Dan-  
ken vor sein Angesicht kommen, und mit Psalmen ihm  
jauchzen.

Recitativ.

Ja strömt herzu im fröhlichen Gedränge,  
Ihr, denen heut die Brust vor Freude schwillt,  
Zum Tempel, der durch feiernde Gesänge  
Jed' Herz und Ohr mit heißer Andacht fällt.  
Mit lautem Jubel sey der Herr der Welt gepriesen,  
Der sich an uns nicht unbezeugt erwiesen.  
In rührender erhabner Einfalt stand  
Zwar längst ein Tempel hier, der durch des Meisters Hand  
Mit reizender lichtvoller Schönheit prangte.  
Eins fehlte noch, was Aug' und Ohr verlangte, —  
Jetzt ist es da; — vor unsern Augen steht  
Der neuen Orgel Pracht in edler Majestät,  
Und schallt für jedes Ohr, das zum Gefühl des Schönen

Ahne durch ein süßes Beben  
 Tröstend unsre Wehmuth nach.  
 Wann auf heißer ic.

Chor.

Erhebt den Herrn, ihr welten Himmelstretse!  
 Ihr Erden singt, ihr Sonnen flammt sein Lob!  
 Ihr Engelsharfen tönt zu dessen Preise,  
 Den Assaph einst voll heil'ger Blut erhob.

Ihn preist der Christ mit freudigem Entzücken,  
 Stets eingedenk, was Gott an ihm gethan,  
 Er ist's, durch den sich Berg' und Thäler schmücken,  
 Ihm jauchzt der Wald, ihn rühmt der Ocean.

Ihn lobt im Lenz die duftende Viole,  
 Ihn ehrt der Sturm in schauervoller Nacht;  
 Im Donner rollt sein Ruhm von Pol zu Pole,  
 Und jeder Stern verkündigt seine Macht!

Er, dessen Ruhm durch tausend Welten schallet,  
 Verdient er wohl, ihr Christen, euern Dank?  
 Ihr, die ihr heut zum Tempel feiernd waltet,  
 Auf bringt ihm Preis, Anbetung und Gesang!

Recitativ.

Ja preist den Herrn, Bewohner dieser Stadt,  
 Die seine Huld so hoch begnadigt hat!  
 Wer schafft, daß Krieg und mörderische Seuchen,  
 Und Hungersnoth von unsern Grenzen weichen?  
 Wer flößt zur bösen Zeit uns Muth und Hoffnung ein?  
 Wer krönt des Handels Fleiß mit Segen?  
 Wer schenkt zur rechten Zeit uns Sonnenschein und Regen?  
 Wer giebt dem Bürger Brod, den Früchten ihr Gedeihn?  
 O eilt, ihm heut den wärmsten Dank zu weihn!

Chor.

Den bringen wir  
 Empfindungsvoll, allgüt'ger Vater, dir!

## Recitativ.

Ja, ihm sey Preis und Dank und Ehre;  
 Noch wirkt durch seinen Geist die Kraft der reinen Lehre,  
 Licht für den Geist, Gottseligkeit fürs Herz,  
 Für Sünder Angst, und süßen Trost im Schmerz  
 Für alle, die dem Wort nicht widerstreben.  
 Den gottesdienstlichen Gesang zu heben,  
 Gab seine Vorsicht uns der Orgel Majestät,  
 Gebaut von Meisterhänden.  
 Wer gab den Künstlern Kraft, sie rühmlich zu vollenden?  
 Der Gott, zu dessen Ruhm sie heute festlich geht.

## Chor.

Froh weihen wir  
 Dies edle Werk, o Gott, zum Dienste dir!

## Recitativ.

Laß unter uns dein Wort im Segen wohnen!  
 Mit Heil erfüll' die Priester dieser Stadt!  
 Für unsre Schulen sey ein Gott von Rath und That!  
 Mit Brand wollst du dies Gotteshaus verschonen,  
 Und segensvoll der Künstler Fleiß belohnen,  
 Durch den es sich so sehr verschönert hat.  
 Dem Magistrat und jedem Bürger dieser Stadt,  
 Der diesen Bau, der dieses Tempels Zierde  
 Durch edle Mildigkeit  
 Zu deiner Ehr' und sich zum Ruhm vollführte,  
 Sey du ein Segensgott in Zeit und Ewigkeit!

## Chor.

O du, durch den die Thäler blühen,  
 Zu dir jauchzt unser Lied empor.  
 O du, durch den die Sonnen glühen,  
 Dir schallt ein jubelvolles Chor:

Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!  
 Erdkreis, sey fröhlich dem Schöpfer zu Ehren!  
 Freut euch, ihr Himmel, frohlocket ihr Sphären!

Hymnen voll Dankbarkeit höret er gern!  
Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!

3) vom Grafen Fr. Leopold zu Stolberg  
(† 1819).

### Wechselgesang.

Einer.

Wer spannet den Bogen  
Im dunkeln Gezelt?  
Wer schwärzet die Wogen?  
Wer schrecket mit Blitzen die zagende Welt?

Chor.

Er spannet den Bogen  
Im friedlichen Zelt;  
Er stillt die Wogen,  
Er tränket mit Labfal die lechzende Welt.

Einer.

Wer fährt auf Wetter  
Im Wagen der Nacht?  
Wer dräut zu zerschmettern  
Den Fels und die Eder, die wankend ertracht?

Chor.

Es trägt Ihn im Sturme  
Der Wagen der Nacht.  
Dem Menschen, dem Wurme,  
Verkündet sich segnend des Herrlichen Macht.

Einer.

Wer schaute die Kasse  
Von Seinem Gespann?  
Mit welchem Geschosse  
Durchheilt er, mit Wetter umgürtet, die Bahn?

Chor.

Die Kraft und die Eile,

So heißt Sein Gespann!  
 Des Mächtigen Pfeile  
 Sind Flammen! Unendlichkeit heißet die Bahn!

Einer.

Ach höret ihr rollen  
 Den Wagen daher?  
 Er naht! Ach, sollen  
 Die Berge zerschmelzen, versiegen das Meer?

Chor.

Des Mächtigen Nähe  
 Beseele die Welt!  
 Hier ist Er! O, spähe  
 Nach ihm nicht von ferne durchs Wolkengezelt!

Einer.

Wie soll ich ihn kennen?  
 Wer zeigt mir ihn?  
 O dürft' ich ihn nennen,  
 Und zitternd vor ihm in den Staub hinknien!

Chor.

Sein Nam' ist Erbarmen,  
 Und Liebe sein Thun!  
 Wir sollen erwarmen  
 Von Lieb', und im Schooße, wie Kinder, ihm ruhn!

4) von Kamler († 1798).

Die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu.  
 (abgekürzt)

Chor.

Gott, du wirst seine Seele nicht in der Hölle lassen,  
 und nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung  
 sehe.

Recitativ.

Judäa zittert! seine Berge beben!

Der Jordan flieht den Strand! —  
 Was zitterst du, Judäens Land?  
 Ihr Berge, warum bebt ihr so?  
 Was war dir, Jordan, daß dein Strom zurücke floh? —  
 Der Herr der Erde steigt  
 Empor aus ihrem Schoos, tritt auf den Fels, und zeigt  
 Der staunenden Natur sein Leben. —  
 Des Himmels Myriaden liegen auf der Luft.  
 Rings um ihn her; und Cherub Michael fährt nieder,  
 Und rollt des vorgeworfnen Steines Last  
 Hinweg von seines Königs Gruft.  
 Sein Antlitz flammt, sein Auge glühet.  
 Die Schaar der Römer stürzt erblaßt  
 Auf ihre Schilde: „Flieht, ihr Brüder,  
 Der Götter Rache trifft uns, fliehet!“

Arie.

Mein Geist, voll Furcht und Freude bebet;  
 Der Fels zerspringt, die Nacht wird Licht.  
 Seht, wie er auf den Lüften schwebet!  
 Seht, wie von seinem Angesicht  
 Die Glorie der Gottheit strahlt!  
 Rang Jesus nicht mit tausend Schmerzen?  
 Empfang sein Gott nicht seine Seele?  
 Floß nicht sein Blut aus seinem Herzen?  
 Hat nicht der Held in dieser Höhle  
 Der Erde seine Schuld bezahlt?  
 Mein Geist ic.

Choral.

Triumph! Triumph! des Herrn Gesalbter fliehet!  
 Er steigt aus seiner Felsengruft.  
 Triumph! Triumph! ein Chor von Engeln fliehet  
 Mit lautem Jubel durch die Luft.

Recitativ.

Freundinnen Jesu! sagt, woher so oft



In diesem Garten? Habt ihr nicht gehört, er lebe?  
 Ihr zärtlichen Geliebten hofft  
 Den Göttlichen zu sehn, den Magdalena sah? —  
 Ihr seyd erhdrt. Urplötzlich ist er da,  
 Und Aloen und Myrrhen düftet sein Gewand:

„Ich bin es! seyd gegrüßt!“ Sie fallen zitternd nieder.  
 Sein Arm erhebt sie wieder:

„Geht hin in unser Vaterland,  
 Und sagt den Jüngern an: Ich lebe,  
 Und fahre bald hinauf in meines Vaters Reich;  
 Doch will ich alle sehn, bevor ich mich für euch  
 Zu meinem Gott und eurem Gott gen Himmel hebe!“

Arie.

Ich folge dir, verklärter Held!  
 Dir, Erstling der entschlafnen Frommen!  
 Triumph, der Tod ist weggenommen,  
 Der auf der Welt der Geister lag.

Dies Fleisch, das in den Staub zerfällt,  
 Wächst fröhlich aus dem Staube wieder.  
 O, ruht in Hoffnung meine Glieder  
 Bis an den großen Erntetag!

Ich folge dir u.

Chor.

Tod! wo ist dein Stachel? dein Sieg, o Hölle, wo  
 ist er? —  
 Unser ist der Sieg! Dank sey Gott! und Jesus ist  
 Sieger!

Recitativ.

Auf einem Hügel, dessen Rücken  
 Der Delbaum und der Palmbaum schmücken,  
 Steht der Gesalbte Gottes. Um ihn stehn  
 Die seligen Gefährten seiner Pilgrimschaft.  
 Sie sehn erstaunt von seinem Antlitz Stralen gehn;  
 Sie sehn in einer lichten Wolke

Den Flammenwagen warten, der ihn führen solle  
 Sie beten an. — Er hebt die Hände  
 Zum letzten Segen auf: „Seid meines Geistes voll;  
 Geht hin, und lehrt,  
 Bis an der Erden Ende,  
 Was ihr von mir gehört:  
 Das ewige Gebot der Liebe! — Gehet hin,  
 Thut meine Wunder! Gehet hin,  
 Verkündigt allem Volke  
 Versöhnung, Frieden, Seligkeit!“  
 Er sagt's, steigt auf, wird schnell emporgetragen;  
 Ein stralendes Gefolg umringet seinen Wagen.

## Arie.

Ihr Thore Gottes, öffnet euch!  
 Der König ziehet in sein Reich.  
 Macht Bahn, ihr Seraphimenchöre,  
 Er steigt auf seines Vaters Thron.  
 Triumph! werft eure Kronen nieder!  
 So schallt der weite Himmel wieder:  
 Triumph! gebt unserm Gott die Ehre!  
 Heil unserm Gott und seinem Sohn!  
 Ihr Thore Gottes ic.

## Chor.

Gott fährt auf mit Jauchzen, und der Herr mit hel-  
 ler Posaune.  
 Lobset, lobset Gott! Lobset, lobset unserm  
 Könige.

## 31.

## i) Das Sonett.

Das Sonett gehört, wie das Madrigal, Ron-  
 deau und Triolet, nach seinem Umfange, zu den  
 Kleinern, und, seinem äußern Mechanismus nach,  
 zu den bestimmt berechneten metrischen Formen.

Dritter Theil.

Sein dichterischer Charakter ist lyrisch; denn es stellt Gefühle, und zwar, in den meisten vorhandenen Erzeugnissen, die Gefühle der Liebe, nach ihrer ganzen Innigkeit und Zartheit, dar, welche, in Hinsicht auf den vorherrschenden Grundton, mehr mit milden und sanften, als mit starken Farben gezeichnet werden. Doch verschmilzt in mehrern Sonetten das Gefühl der Liebe in die verwandten Gefühle der Freundschaft, der Sympathie, der Religion, und der stillen Feier tiefer Gemüthsbewegungen überhaupt. Da übrigens der genau berechnete, kleine Umfang des Sonetts die weitere Entwicklung des angeregten dargestellten Gefühls von sich ausschließt; so muß das im Grundtone des Sonetts vorherrschende Gefühl unter der Form einer vollendeten ästhetischen Einheit sich ankündigen.

Die äußere Eigenthümlichkeit des Sonetts beruht auf dem ursprünglichen und festbestimmten Mechanismus seiner Form. Dieser besteht in vierzehn gleich langen Versen (zwei Quadrainen und zwei Terzetten), wovon die ersten acht in zwei vierzeilige Strophen, die letzten sechs in zwei dreizeilige Strophen eingetheilt sind. Nach der frühern Gestaltung dieser äußern Form wechselten in den ersten zwei Strophen nur zwei Reime, und vier männliche mit vier weiblichen Endsyblen ab, worauf in den sechs folgenden Zeilen wieder drei Zeilen männliche Reime, und drei Zeilen weibliche Reime enthielten, mit der Rücksicht, daß am Schlusse jedes Quadrains und jedes Terzetts ein dichterischer Gedanke geschlossen ward. Allein neuere Dichter haben, nicht ohne Erfolg, diese ängstliche Berechnung der äußern Form des Sonetts im Einzelnen verlassen, und nur den allgemeinen Mechanismus des Sonetts in

Hinsicht auf die vierzehn gleich langen Zellen, so wie in Hinsicht der zwei Quabaine und zwei Terzets beibehalten.

Das Sonett ist nicht teutschen, sondern itali-  
schen Ursprungs, und erhielt zunächst durch Petrar-  
ca's 118 Sonette eine weitere Verbreitung; denn  
diese wurden in die meisten gebildeten Sprachen  
übersetzt, und von italienischen und ausländischen  
Dichtern nachgeahmt. Von den teutschen Dichtern  
des siebenzehnten Jahrhunderts bauten Opitz, Flem-  
ming, Gryphius, Lohenstein, v. Hoff-  
mannswaldau und andre das Sonett an; doch,  
im Ganzen, ohne auf ihre Sonette das höhere dichterische Leben überzutragen. Weit gelungener war  
der Anbau desselben seit dem dritten Viertel des  
achtzehnten Jahrhunderts von Schiebeler, Bü-  
cher, Aug. Wilh. Schlegel, Manso u. a.; nur  
daß theils die Unzahl mißlungener Sonette, theils,  
selbst bei den gelungenen Formen in dieser Dich-  
tungsart, die Einförmigkeit des Mechanismus und  
die Eintönigkeit des Ganzen demselben Abbruch ge-  
than haben.

32.

Beispiele des Sonetts.

1) von Flemming († 1640).

Klage über die Furchtsamkeit der Teutschen.  
(während des 30jährigen Krieges.)

Jetzt fällt man ins Confect, in unsre vollen Schaten,  
Wie man uns längst gedräut. Wo ist nun unser Muth?  
Der ausgestählte Sinn, das kriegerische Blut?  
Es fällt kein Ungar nicht von unserm eitlen Prahlen.

Kein Busch, kein Schützenrock, kein buntes Fähnchen-  
mahlen

Schreckt den Croaten ab. Das Ansehn ist sehr gut,  
Das Ansehn mein' ich nur, das nichts zum Schlagen thut.  
Wir feigsten Krieger wir, die Phöbus kann bestralen.

Was ängsten wir uns doch, und legen Rüstung an,  
Die doch der weiche Leib nicht um sich leiden kann;  
Des großen Vaters Helm ist viel zu weit dem Sohne.

Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,  
Wir Starken auf den Schein, so ist's um uns gethan,  
Uns Namens: Teutsche nur. Ich sag's auch mir zum  
Hohne.

## 2) von Flemming.

Grabschrift, von ihm selbst kurz vor seinem Tode  
niedergeschrieben.

Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,  
Des Glückes lieber Sohn; von Aeltern guter Ehren;  
Frei; meine; konnte mich aus meinen Mitteln nähren.  
Mein Schall flog über weit. Kein Landsmann sang mir  
gleich.

Von Reisen hochgepreist; für keiner Mühe bleich;  
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,  
Bis daß die letzte Blut dies alles wird verstören.  
Dies, teutsche Klarien, dies Ganze dank' ich euch.

Verzeiht mir, bin ichs werth, Gott, Vater, Liebste,  
Freunde;

Ich sag' euch gute Nacht, und trete willig ab.  
Sonst alles ist gethan, bis an das schwarze Grab.

Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde.  
Was bin ich viel besorgt, den Athem aufzugeben?  
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

3) von Katharina v. Greiffenberg, geb.  
v. Senßenegg.

(Ihre Gedichte erschienen 1662.)

Die Gott lobende Frühlingslust.

Das schöne Blumenheer geht wiederum zu Feld,  
Um Ruh und Farbenpracht recht in die Welt zu streiten,  
Des Laubes Lorbeersträuch' bekränzen's aller Seiten;  
Dryaden schlagen auf die kühlen Schattenzelt.

Es ist mit Liebllichkeit verguldet alle Welt;  
Die Freudengeister sich ganz in die Luft ausbreiten.  
Die Welt-regierend Kraft will all's in Freud verleiten.  
Die süße Himmelsfüll' sich etwas erdwärts hält.

Es weist die Ewigkeit ein Fünflein ihrer Schöne,  
Ein Tröpflein ihres Safts, ein Stäublein ihrer Zier.  
Dies lieblich Kosten macht, daß ich mich erst recht sehne,

Und lechz' mit dürrer Zung' und heißer Bier nach ihr.  
O Frühling, Spiegelquell, du nehest und ergößest;  
Aus Erd' in Himmel-Lust die Seele schnell versehest.

4) von Andr. Gryphius († 1664).

Es ist alles eitel.

Du siehst, wohin du siehst, nur Eitelkeit auf Erden.  
Was dieser heute baut, reißt jener morgen ein;  
Wo jezo Städte stehn, wird eine Wiese seyn,  
Auf der ein Schäferkind wird spielen mit der Heerden.

Was jezo prächtig blüht, soll bald zertreten werden;  
Was jezt so pocht und troßt, ist morgen Asch' und Wein;  
Nichts ist, das ewig ist, kein Erz, kein Marmorstein.  
Jezt lacht das Glück uns an, bald dauern die Be-  
schwerden.

Der hohen Thaten Ruhm muß wie ein Traum vergehn. —

Soll denn das Spiel der Zeit, der leichte Mensch bestehen?  
Ach, was ist alles das, was wir so köstlich achten,

Als schlechte Nichtigkeit, als Schatten, Staub und Wind,

Als eine Wiesenblum', die man nicht wieder findet! —  
Noch will, was ewig ist, kein einz'ger Mensch betrachten.

5) von Christian Hoffmann v. Hoffmannswaldau († 1679).

### Beschreibung vollkommener Schönheit.

Ein Haar, so kühnlich Troß der Berenice spricht,  
Ein Mund, der Rosen führt und Perlen in sich heget,  
Ein Zünglein, so ein Gift für tausend Herzen trägt,  
Zwo Brüste, wo Rubin durch Alabaster bricht;

Ein Hals, der Schwanen-Schnee weit weit zurücke  
sticht,

Zwei Wangen, wo die Pracht der Flora sich bewaget,  
Ein Blick, der Blicke führt und Männer niederleget,  
Zwei Arme, deren Kraft oft Löwen hingericht;

Ein Herz, aus welchem nichts als mein Verderben  
quillet,

Ein Wort, so himmlisch ist, und mich verdammen kann,  
Zwei Hände, deren Grimm mich in den Bann gethan,

Und durch ein süßes Stft die Seele selbst umhüllet,  
Ein Zierrath, wie es scheint, im Paradies gemacht,  
Hat mich um meinen Wiß und meine Freiheit bracht.

6) von Schiebeler († 1771).

Du forderst ein Sonett von mir?  
Du weißt, wie schwer ich dieses finde,

Darum, du lose Rosalinde,  
Versprichst du einen Kuß dafür.

Was ist, um einen Kuß von dir,  
Das sich Myrtill nicht unterstände?  
Ich glaube fast, ich überwinde;  
Sieh, zwei Quadrains stehn ja schon hier.

Auf einmal hört es auf zu fließen.  
Nun werd' ich doch verzagen müssen!  
Doch nein, hier ist schon ein Terzett.

Nun heb' ich doch — wie werd' ich schließen?  
Komm, Rosalinde, laß dich küssen!  
Hier, Schönste, hast du dein Sonett!

7) von Bürger († 1794).

### Die Unvergleichliche.

Welch Ideal aus Engelsphantaste  
Hat der Natur als Muster vorgeschwebet,  
Als sie die Hüll' um einen Geist gewebet,  
Den sie herab vom dritten Himmel lieb?

O Götterwerk! mit welcher Harmonie  
Hier Geist in Leib, und Leib in Geist verschwebet!  
An allem, was hienieden Schönes lebet,  
Bernahm mein Geist so reinen Einklang nie.

Der, welchem nie der Adel ihrer Mienen,  
Der Himmel nie in thron' Aug' erschienen,  
Entweicht vielleicht mein hohes Lied durch Scherz.

Der kannte nie der Liebe Lust und Schmerz,  
Der nie erfuhr, wie süß ihr Athem fächelt,  
Wie wunderfüß die Lippe spricht und lächelt.



## 8) von Bürger.

## Auf die Morgenröthe.

Wann die goldne Frühe, neu geboren,  
Am Olymp mein matter Blick erschaut;  
Dann erblaß' ich, wein' und seufze laut:  
Dort im Glanze wohnt, die ich verloren!

Grauer Eithon! du empfängst Auroren  
Froh aufs neu, sobald der Abend thaut;  
Aber ich umarm' erst meine Braut  
An des Schattenlandes schwarzen Thoren.

Eithon! deines Alters Dämmerung  
Mildert, mit dem Glanz der Rosenstirne,  
Deine Göttin, ewig schön und jung;

Aber mir erloschen die Gestirne,  
Sank der Tag in öde Finsterniß,  
Als sich Molly dieser Welt entriß.

## 9) von Aug. Wilh. v. Schlegel.

## An Bürger.

Süßer Sänger, willst du mir vertrauen,  
Wo sie wohnt, die dein Gesang erhebt?  
Wo sie wandelt, wo ihr Athem weht,  
Muß Gedeyhn und Lust die Flur bethauen.

Wie? du winkst mir da hinauf zu schauen,  
Wo der Feiertanz der Sterne schwebt?  
Die im Liede lieblich blüht und lebt,  
Weilt sie schon auf Paradiesesauen?

Sänger, deine Müß' wird doch belohnt;  
Einsam klagst du nicht am Grabeshügel,  
Jedem Laute gabst du Seraphsflügel.

Wo bei Larra deine Molly wohnt,  
Hören beide, zart, wie Tauben girren,  
Durch die Anaranthenlaub' ihn irren!

10) von Aug. Wilh. v. Schlegel.

Laura's Thränen.

Ich sah der höchsten Schönheit zarte Blüthe,  
Den Reiz, der meine Sinne so verwirrt,  
Daß alles sonst mir Traum und Schatten wird,  
Gepaart mit Seelenhuld und Engelsgüte.

Und sah, von stummer Behmuth wie berauscht,  
Ihr helles Aug' im Thau der Thränen schwimmen;  
Ach, Wald und Waldstrom hätte wohl gerauscht  
Bei ihren Reden, ihren Klagestimmen!

Denn Weisheit, Seelenadel, Lieb' und Gram  
Verbanden da harmonisch sich zu Weisen,  
Die nimmer noch die Welt so süß vernahm.

Es hallte nach in allen Himmelstreifen;  
Es säufelte kein Blatt an Busch und Baum,  
Nur Melodie durchfloß der Lüfte Raum.

11) von Baggesen \*).

An Ranne.

Du sahst Europa's Söhne traurig darben,

---

\*) Die beiden folgenden Sonette sind aus Baggesen's Karfunkel, oder Klingklingel-Almanach; ein Taschenbuch für vollendete Romaniker und angehende Mystiker. Auf das Jahr der Gnade 1810. — In diesem Almanache wurden die Schwärmerereien der neuesten Mystiker mit Braminenweisheit gegeißelt, und ihre schwerfälligen Sonettenformen, in gelungenen Parodien derselben, scharf gerügt.

Als stammburchsäge, gottentfallne Splitter;  
 Da zogest du gen Osten, edler Ritter,  
 Wo junger Morgen strahlte mit alten Farben.

Bald ziehst du heim. Wie froh zum Fest der Garben  
 Der Schnitter zieht, umwallt von goldner Flitter,  
 Im Freudenschall der Festposaun' und Zitter,  
 So voll Triumph gehst du zum Fest der Narben.

Denn unsrer Wunden Arzt bist du erkoren,  
 Und bannst des blinden Heidenthums Gespinnster,  
 Die uns umflattern gräßlich, flässig-schaurig.

Aus dir denn werd' Europa neugebohren,  
 Und schaue durch des Ostens offnes Fenster,  
 Die süße Himmelsbraut, nicht länger traurig!

## 12) von Baggesen.

### Indische Ost-West-Erlösung.

Ich seh', ich seh' herleuchten von den Anden  
 Des neugebohrnen Lebens Gottverklärung.  
 Des ostgekehrten Herzens Wunschgewährung  
 Erlöst uns aus der Griechenhölle Banden.

Europa's Völker, die sich trostlos wanden  
 In abgestandner Lutherthums Verjähmung,  
 Erstehen neu, durch Oriens Gebährung  
 Zu Wonno, die sie nimmer noch empfanden.

An Brama's Busen werden sie erwarmen;  
 Vom herben Schmerz der alten Waterschläge  
 Wird indisch-gottversöhnt ihr Herz gefunden.

Ich seh' ihn schon, mit beiden offenen Armen,  
 Auf indisch-südamerikan'schem Wege.  
 Wohl mir! Bald werd' ich aller Noth entbunden!

k) Das Madrigal, Rondeau und Triolet.

Madrigal, Rondeau und Triolet sind dem Sonett dadurch verwandt, theils daß sie, weil in ihnen Ein vorherrschendes Gefühl in einer vollendeten ästhetischen Form dargestellt wird, wie das Sonett, zur lyrischen Dichtkunst gehören; theils daß der kleine Umfang ihrer äußern Form auf einen bestimmten technischen Mechanismus berechnet ist, der aber in frühern Zeiten sorgfältiger, als gegenwärtig festgehalten ward. Ob nun gleich jedes zur ästhetischen Einheit erhobenes Madrigal, Rondeau und Triolet, nach seinem Grundcharakter, ein innerhalb der Form oft mehr nur angedeutetes, als durchgeführtes Gefühl aussprechen muß; so hat doch, in den meisten Fällen, der Witz einen eben so großen Antheil an der Hervorbringung und Festhaltung der kleinen dichterischen Form, als das Gefühl und die Einbildungskraft. Denn, nächst dem Ausdrücke eines milden und wohlthuenden Gefühls, verlangt auch die Vollendung der ästhetischen Form dieser kleinen Gedichte ein leichtes Spiel des Witzes, um ein augenblickliches Interesse zu erregen, weil sie weder nach Stoff noch nach Form geeignet sind, einen ähnlichen bleibenden Eindruck hervorzubringen, wie die größern Formen der lyrischen Dichtkunst: das Lied, die Ode, die Hymne, die Elegie u. a.

Der vormals genau festgehaltene äußere Mechanismus dieser kleinen dichterischen Formen (beim Madrigal nie unter sechs, und nie über elf Zeilen — beim Triolet acht Zeilen) ist von neuern Dichtern wenig berücksichtigt worden, so daß man alle kleinere lyrische Ergüsse, die weder Sonett,

Rondeau, noch Triolet sind, in denen aber Zartheit des Gefühls, Feinheit der Wendungen und leicht tändeln der Witz ausgedrückt wird, Madrigale nennt. Dagegen ist das Rondeau eine dichterische Tändelei, wo in jeder Strophe nur zwei Reime abwechselnd vorkommen, die erste Zeile nach der dritten wiederholt wird, und der Refrain die ersten zwei Zeilen wiederholt, auf welche, vor dem Refrain, fünf Zwischenzeilen folgen. Das Triolet, das in neuerer Zeit bei den Deutschen mehr, als das Rondeau angebaut ward, ist, der Form nach, ein abgekürztes Rondeau, wo gewöhnlich nach der dritten Zeile die erste, und nach der sechsten die erste und die zweite Zeile wiederholt werden.

## 34.

## Beispiele zu diesen Formen.

## a) Beispiele des Madrigals.

## 1) von Fr. v. Hagedorn († 1754).

## Der Wettstreit.

Mein Mädchen und mein Wein,  
 Die wollen sich entzwein.  
 Ob ich den Zwist entscheide,  
 Wird noch die Frage seyn.  
 Ich suche mich durch beide  
 Im Stillen zu erfreun.  
 Sie giebt mir größ're Freude,  
 Doch öft're giebt der Wein.

## 2) von Lessing († 1781).

## Der alte und der neue Wein.

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken;

Drum mag der junge Wein  
Für euch, ihr Alten, seyn.  
Der Jüngling trinkt, sich alt und klug zu trinken;  
Drum muß der alte Wein  
Für mich, den Jüngling, seyn.

3) von Tiedge.

Die Welle.

Wohin, du trübe Welle?  
Wohin mit solcher Schnelle,  
Als trügst du einen Staub? —  
Ich bin des Lebens Welle,  
Besleckt mit Uferstaub;  
Ich eil' aus den Gewühlen  
Des engen Stromes, weit  
Zur Meerunendlichkeit,  
Um ab von mir zu spülen  
Den Uferschlamm der Zeit.

4) von einem Ungenannten.

Der Singsang des Lebens.

Das Knabenalter ist Idylle;  
Der Jüngling braust des Herzens Fülle  
In Oden aus und Dithyramben;  
Der Mann schwankt hin und her in Jamben;  
Der Greis beklagt in Elegien  
Der guten Zeiten schnelles Fliehn;  
Der Tod macht auf den ganzen Kram  
Ein bitteres Epigramm.

b) Beispiel des Rondeau.

von Fr. v. Hagedorn.

O Bonne, mir geräth  
 Ein schnelles Triolet.  
 Wie könnt' auch ein Poet  
 Cytherens Gabe missen!  
 Mein schnelles Triolet  
 Belohne mit drei Küssen!

6) von Karl v. Reinhard.

Man liebt nur Einmal.  
 Einmal, einmal liebt man nur!  
 Einmal nur in seinem Leben  
 Kann man ganz sein Herz vergeben.  
 Einmal, einmal liebt man nur.  
 Und die Huldgöttinnen weben  
 Einmal in der Liebe Schwur  
 All' die Seligkeiten nur,  
 Die zu Göttern uns erheben;  
 Einmal, einmal liebt man nur!

7) von R. A. Schneider.

Die flüchtige Freude.  
 Die Freude flieht wohl über Thal und Hügel,  
 Und nirgends bleibt der lust'gen Sohle Spur!  
 Die Freude flieht wohl über Thal und Hügel,  
 Kein Locken hemmt die nimmer lassen Flügel,  
 Kein Goldpallast und keine Rosenflur.  
 Nur Mäßigkeit, nur Weisheit ist ihr Zügel;  
 O merkt euch das, ihr Edhne der Natur.  
 Die Freude flieht wohl über Thal und Hügel,  
 Und nirgends bleibt der lust'gen Sohle Spur!

8) von einem Ungenannten.

Nolo, nolo Florus esse.  
 Ich mag, ich mag nicht Cantor werden!

In Kirchen schweig' ich sittsam still.  
 Man muß sich wunderlich gebährden,  
 Wenn man den Cantor machen will;  
 Ich mag, ich mag nicht Cantor werden!  
 Es recht zu seyn, macht viel Beschwerden,  
 Und Plärren ist kein Kinderspiel.  
 Ich mag, ich mag nicht Cantor werden!  
 Ich trinke, leider, schon zu viel.

---

## 2) Die didactische Form der Dichtkunst.

### 35.

#### Charakter der didactischen Form der Dichtkunst.

Wenn der eigenthümliche Charakter der lyrischen Form der Dichtkunst auf der idealisirten Darstellung unmittelbarer Gefühle unter der Einheit einer ästhetisch-vollendeten Form beruht; so unterscheidet sich die didactische Form der Dichtkunst, oder das sogenannte Lehrgedicht, dadurch wesentlich von derselben, daß der unmittelbare Stoff des Lehrgedichts in Begriffen des Verstandes und Ideen der Vernunft besteht. So wenig aber diese eigenthümliche Quelle des Stoffes im Lehrgedichte erkannt werden kann; so wenig folgt doch auch daraus, daß die Darstellung von Begriffen des Verstandes und Ideen der Vernunft, blos vermittelt eines dichterischen Sylbenmaases oder vermittelt des Reims, solche metrische Formen zu Gedichten erheben könne, sobald sie des eigentli-



chen Wesens der Dichtkunst — der idealischen Darstellung individueller Gefühle — ermangeln. Denn so gewiß der Stoff zu allen Gebilden und Erzeugnissen der didactischen Form der Dichtkunst ursprünglich aus Begriffen und Ideen des menschlichen Geistes besteht; so gewiß müssen doch diese Begriffe und Ideen aus dem Kreise des Vorstellungsvermögens heraus- und in den Kreis des Gefühlungsvermögens eintreten, und in demselben bestimmte, mit jenen Begriffen und Ideen unmittelbar vergesellschaftete, Gefühle veranlassen, bevor von einer didactischen Form der Dichtkunst die Rede seyn kann. Nicht Metrum und Reim entscheiden über den eigenthümlichen Charakter der Dichtkunst; dies ward bereits in der Einleitung erwiesen. Denn könnten diese äußern und zufälligen (übrigens nichts weniger, als zu vernachlässigenden) Kennzeichen der Form über den aus dem innern Wesen des Menschen stammenden dichterischen Charakter eines ästhetischen Erzeugnisses unterscheiden; so würden mehrere der ältern Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, die den Anbau der didactischen Dichtkunst bei den Deutschen erneuerten, in der That Gedichte aufgestellt haben, während ihre Formen nur metrisch behandelte Prosa enthalten. Wenn nämlich die Begriffe des Verstandes und die Ideen der Vernunft blos als solche, ohne Vergesellschaftung mit reinen und starken, durch sie aufgeregten, Gefühlen, im Metrum oder Reim dargestellt werden; so gehören sie nicht ins Gebiet der Dichtkunst, sondern der Prosa, weil nur das den dichterischen Charakter ankündigt, was zunächst, bevor es in die Form der Sprachdarstellung übergeht, aus rein menschlichen Gefühlen

stammt, wenn gleich diese Gefühle zu ihrem Bewußtwerden der Anregung durch Begriffe und Ideen bedurften.

Ist diese Ansicht im Wesen des menschlichen Geistes, in den Ankündigungen des Bewußtseyns, und in der unverkennbaren Verschiedenheit zwischen der Sprache der Prosa und der Sprache der Dichtkunst begründet; so folgt von selbst, daß diejenigen Dichter — gelind zu urtheilen — einen Pleonasmus sich zu Schulden kommen lassen, welche ihre unter die Form der didactischen Dichtkunst gehörenden Erzeugnisse lyrisch = didactische nennen, sobald nämlich durch das erste Prädicat die Vergesellschaftung individueller Gefühle mit Ideen der Vernunft bezeichnet werden soll. Denn jedes didactische Gedicht muß, sobald es überhaupt Gedicht seyn, und also unter die Form der didactischen Dichtkunst gebracht werden soll, den Ton und die Farbe des Lyrischen, d. h. den Ton und die Farbe zum Bewußtseyn gebrachter und zur Einheit der ästhetischen Form erhobener Gefühle an sich tragen.

Nach dieser, im Wesen des menschlichen Geistes und in dem gegenseitigen Verhältnisse des Vorstellungs- und Gefühlsvermögens begründeten, Ansicht beruht der Charakter der didactischen Form der Dichtkunst auf der idealisirten Darstellung von Begriffen des Verstandes und Ideen der Vernunft, mit welchen bestimmte Gefühle vergesellschaftet sind, in der Einheit einer ästhetisch = vollendeten Form. Die Aufgabe und der Zweck der didactischen Form der Dichtkunst ist daher nicht Belehrung, wie dies die Bestimmung des prosaischen didactischen Styls ist; sondern ästhetische, d. h. aus dem Gefühlsvermögen stammende Darstellung und lebens-

volle Versinnlichung gewisser Wahrheiten und Lehren aus den Kreisen der Wissenschaften und der Künste, welche, durch ihre Bedeutsamkeit, Größe, Tiefe und Fülle, eine kräftige Bewegung des Gefühlsvermögens, und, vermittelt dieser Bewegung, die dichterische Darstellung ihrer Gegenstände bewirken. Nur solche Erzeugnisse der didactischen Form der Dichtkunst werden dem Gesetze der Form entsprechen, sobald der Dichter — was sich von selbst in der That einer vollendeten dichterischen Form versteht — die übrigen Bedingungen dieses Gesetzes an jeder ästhetisch vollendete stylistische Form erfüllt.

Wenn daher in dem Lehrgedichte Gefühle vorherrschen und zur Einheit der Form erhoben werden, welche durch vorausgegangene Ideen der Vernunft zum deutlichen Bewußtseyn gelangen; so folgt von selbst, daß das Lehrgedicht diese Ideen der Vernunft nicht nach ihrem Verhältnisse zum Gebiete der menschlichen Erkenntniß (wie z. B. in der Metaphysik, in der Sittenlehre etc.), sondern nach ihrer Wirkung auf das Gefühlsvermögen darstellt. Deshalb darf auch weder die Darstellung des Lehrgedichts im Ganzen, noch im Einzelnen die Aufeinanderfolge der ästhetisch behandelten Ideen der Vernunft den Anstrich einer systematischen Abhandlung oder einer logisch streng berechneten Entwicklung enthalten, weil beides dem naturgemäßen Ergüsse mächtig aufgeregter Gefühle widerstreitet. Eben so wenig wird von dem didactischen Dichter eine die dargestellten Ideen planmäßig erschöpfende — oder gegen jeden Einwurf polemisch durchführende — Behandlung verlangt; dagegen versinnlicht der Dichter die zu seinem Bewußtseyn gelangten Ideen der Vernunft unter der idealisirten Einheit eines Bildes, das um sehr

der ästhetischen Vollendung willen in der Anschauung gefällt, und durch welches jene Ideen aus dem Gebiete des Vorstellungsvermögens herausgehoben, und in den Kreis des Gefühlsvermögens und der Einbildungskraft versetzt werden.

Als unnachlässliche Bedingung wird aber die ästhetische Darstellbarkeit jener Begriffe des Verstandes und jener Ideen der Vernunft dazu erfordert, weil nicht alle und jede Begriffe und Ideen, als Theile der menschlichen Erkenntniß, zur Vergesellschaftung mit menschlichen Gefühlen sich eignen. Denn schwerlich dürften die Lehren der Logik über Begriffe, Urtheile und Schlüsse, und über die Kategorien, oder die Grundsätze der Größenlehre, der Sprachlehre u. s. w. als Stoffe des Lehrgedichts behandelt werden können, weil sie, ihrem Wesen und ihrer Ankündigung nach, mit dem Gefühlsvermögen in keiner Berührung stehen, und eben so wenig die Einbildungskraft zu einer idealischen Form begeistern können. Dagegen aber werden die Ideen der practischen Vernunft — die Ideen der Freiheit, der Sittlichkeit, der Tugend, der Unsterblichkeit, der Vergeltung, der Gottheit, des Weltalls und der ewigen Weltregierung — die an sich schon im Bewußtseyn mit einer höhern Stärke, als andere Begriffe und Ideen des Vorstellungsvermögens, sich ankündigen, wegen ihres Zusammenhanges mit den geläutertsten und erhabensten Gefühlen des menschlichen Geistes, der dichterischen Darstellung am meisten fähig seyn. Nur auf diesem Wege wird die eigentliche dichterische Ansicht der Welt, des menschlichen Lebens und der menschlichen Erkenntniß nach ihrer abgeschlossenen Gesamtheit gewonnen, welche der Prosa, nach ihrem eigenthümlichen, von der

Dichtkunst wesentlich verschiedenen Charakter, abgehe: Dies ist daher auch der Standpunct, aus welchem theils das Verhältniß der didactischen Form der Dichtkunst zur didactischen Prosa richtig aufgefaßt, theils die Stellung der didactischen Form der Dichtkunst gegen die lyrische, epische und dramatische Form derselben ausgemittelt wird.

Unter diesen einzelnen Formen der Dichtkunst nähert sich aber die didactische am meisten und häufigsten der lyrischen Form, weil die Ideen, welche den Stoff der didactisch-ästhetischen Darstellung enthalten, noch inniger mit dem durch sie angeregten Gefühle verschmolzen erscheinen, als in der epischen und dramatischen Dichtkunst die, der Außenwelt angehörenden, Thatsachen mit den durch sie erweckten Gefühlen. —

Wenn einige Theoretiker das Lehrgedicht in das philosophische und scientifiche eintheilen versuchten; so ist dazu kein Grund vorhanden, weil keine ursprüngliche, in einem Vermögen des menschlichen Geistes enthaltene, Verschiedenheit zwischen beiden statt findet; denn die Stoffe von beiden sind gemeinschaftlich in den Begriffen und Ideen des menschlichen Vorstellungsvermögens enthalten, so daß zwischen den einzelnen Lehrgedichten, nach der Verschiedenheit ihres Stoffes innerhalb der Ideen der Vernunft, nur eine Steigerung von dem Höhern zum Höchsten statt finden kann, inwiefern die Ideen der Vernunft selbst einander, dem Grade nach, untergeordnet sind, und Seele, Welt und Gott eben so die höchsten metaphysischen Ideen bilden, wie Wahrheit, Schönheit und sittliche Güte die höchsten Ideale der schöpferischen Einbildungskraft. —

Was die einzelnen Untertheile der di-

didactischen Dichtkunst betrifft; so giebt es keine solchen in dem Sinne, wie in der lyrischen Dichtkunst das Lied, die Ode, die Hymne, die Elegie u. a. als Untertheile von einander verschieden sind, welche durch den Grundton eines dargestellten einfachen oder eines gemischten Gefühls, so wie durch die mildere Farbengebung, oder durch die höhere Stärke des lyrischen Ausdruckes, von einander sich unterscheiden. Denn nur nach dem zufälligen äußern Umfange der Form kann das ausführliche Lehrgedicht (z. B. Ziedge's *Urania*, Schillers *Künstler*) von dem kürzern (z. B. der *Theodicee* von Uß u. a.) unterschieden werden, weil die Abwechselung und Mischung der in dem Lehrgedichte vorherrschenden und dargestellten Gefühle von den Ideen der Vernunft abhängt, welche die mit ihnen vergesellschafteten Gefühle in dem Gemüthe des Dichters zum Daseyn rufen, und von der Einbildungskraft unter dem Glanze des Ideals aufgestellt werden. Selbst die im dichterischen Gewande dargestellten *Epigrammen* sind nicht besondere Untertheile, sondern nur kürzere Formen des Lehrgedichts, das eigentliche Lehrgedicht im verjüngten Maasstabe, und müssen, in ästhetischer Hinsicht, eben so nach dem Gesetze der Form beurtheilt werden, wie die größere didactische Form, welche einen Gesamtkreis von Vernunftideen durchführt und umschließt.

Was endlich die *Satyre*, die sogenannte poetische Epistel und das Epigramm betrifft, welche von einigen Theoretikern der didactischen Dichtkunst zugetheilt werden; so werden sie in diesem Gesamtgebiete der Sprache der Dichtkunst unter der Ergänzungsklasse, oder unter den gemischten Formen der Dichtkunst aufgeführt, weil (wie ihre Theorie,

weiter hinten, im Einzelnen zeigt,) durchaus nicht alle Satyren, nicht alle poetische Episteln, und nicht alle Epigramme nach Einem Maasstabe beurtheilt, und in Eine und dieselbe Klasse von Dichtungen gebracht werden können. Denn zugestanden, daß einzelne in der Sprache vorhandene Satyren, einzelne poetische Episteln und einzelne Epigramme der Theorie des Lehrgedichts untergeordnet werden könnten; so würde dies, im Verhältnisse zur Gesammtheit aller ästhetisch vollendeten Satyren, poetischen Episteln und Epigrammen, nur ein kleiner Theil seyn, weshalb es gerathener scheint, die Theorie dieser Formen nach der Mehrheit der in ihnen vorhandenen classischen Erzeugnisse zu bestimmen, und ihnen den Platz in der Ergänzungsclassen dichterischer Formen anzuweisen. Denn unverkennbar ist das Satyrische keine wesentliche und ursprüngliche Eigenschaft des Lehrgedichts, sondern, wo es in denselben angetroffen wird, nur ein zufälliges Merkmal des Didactischen, weil unzählige Stoffe der didactischen Dichtkunst ohne den Beisatz des Satyrischen bestehen, und dieser Beisatz — oder die Darstellung der Ideen der Vernunft mit der Rüge der Verirrungen der menschlichen Freiheit von denselben — blos in der Individualität des Dichters ihren Grund hat, der durch die ästhetische Versinnlichung dieser Verirrungen das Ideal von seiner indirecten Seite vergegenwärtigt. So sind die Sermonen des Horaz an sich Lehrgedichte mit satyrischer Haltung und Einkleidung, und versinnlichen allgemeine Wahrheiten durch den Kontrast des Ungereimten und Unsittlichen mit denselben. Eben so zufällig ist es, wenn, vermittelst der epistolischen Einkleidung, allgemeine Wahrheiten auf die Verhältnisse eines bestimmten



Individuums bezogen werden; denn die poetische Epistel ist, nach den vorhandenen classischen Formen in derselben, weder ausschließend eine Untergattung der didactischen, noch ausschließend eine Untergattung der lyrischen oder der epischen Form der Dichtkunst. Sobald sie unmittelbare Gefühle in Beziehung auf eine bestimmte Individualität schildert; so gehört sie der lyrischen Form der Dichtkunst an. Versinnlicht sie Gefühle, veranlaßt durch Thatfachen und Vorgänge des wirklichen Lebens; so müßte sie der epischen Form untergeordnet werden. Bergegenwärtigt sie aber Gefühle, erregt durch Ideen und Wahrheiten der Vernunft; so würde sie, nur in diesem letztern Falle, zur didactischen Dichtkunst, mit dem zufälligen Merkmale der unmittelbaren Beziehung der dargestellten Ideen auf eine bestimmt gedachte Individualität, gehören. — Auf gleiche Weise verhält es sich mit dem Epigramm, das gleichmäßig unmittelbare Gefühle und Thatfachen des Lebens, wie Ideen und Aussprüche der Vernunft als Stoff behandeln kann, mit dessen Bergegenwärtigung im Bewußtseyn rein menschliche Gefühle sich vergesellschaften, deren idealische Darstellung die dichterische Form des Epigramms vermittelt. —

So reichhaltig von den frühern teutschen Dichtern die Form des Lehrgedichts angebaut ward; so gilt doch für den ästhetischen Charakter dieser Form dasselbe, was bereits in der Theorie der Ode ausgesprochen ward, daß nur erst mit den Fortschritten der Philosophie auf teutschem Boden, und namentlich mit dem tiefern Erforschen und Verbreiten der höchsten metaphysischen Ideen, und den mit denselben in unmittelbarer Verbindung stehenden sittli-



chen Gesetzen, das Lehrgedicht, nach seinem Stoffe, einen höhern dichterischen Gehalt behaupten, und unter gediegenern Formen sich ankündigen konnte, als dies im siebenzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts möglich war.

## 36.

## Beispiele aus dem Lehrgedichte.

## 1) von Opitz († 1639).

## Lob des Feldlebens. (Bruchstück)

O wohl, und mehr als wohl, dem, welcher weit von  
 Kriegen,  
 Von Sorgen, Müh' und Angst, sein Vatergut kann  
 pflügen,  
 Lebt sicher und in Ruh, noch wie die alte Welt  
 Zu Zeiten des Saturns, und pflügt sein kleines Feld;  
 Spannt Roß und Ochsen vor, darf seinen Sinn nicht  
 kränken  
 Um armer Leute Schweis, weiß nichts von Wechsel-  
 bänken,  
 Von Bucher und Finanz, ist alles Kammers frei,  
 Daß nicht sein Haab' und Gut im Meer ertrunken sey.  
 Er denkt nicht, wie er komm' hoch an das Bret vor  
 allen,  
 Und könne Königen und Herren wohlgefallen;  
 Steht nicht in Furcht und Trost, hält vor der Reichen  
 Thür  
 Sein Hüttlein in der Hand, und kommt doch selten für.  
 Das Alles darf er nicht, er hat, was er begehret,  
 Sein Gut wird ihm von Gott, auch wenn er schläft,  
 bescheret,  
 Hat mehr, als der sein Herz auf bloßen Reichthum stellt,

Besitzt nicht was er hat, ist arm und hat viel Geld.

Er gehet köblich hin, führt jetzt die süßen Neben  
An Ulmenbäumen auf, daß sie beisammen leben,  
Als ehelich vermählt; jetzt, weil die Schöffe klein,  
Bricht er, was wild ist, ab, impft gute Sproßlein ein;  
Nimmt bald die Schaufel her, macht Furchen frei zu  
fließen

Dem Wasser übers Feld; die Wiesen zu begießen,  
So dürr und durstig stehn, spaziert bald in das Gras,  
Das durch den Silberthau des Morgens noch ist naß.  
Bald stößt er einen Baum, der, von der Frucht ge-  
beuget,

Vor Last zerbrechen will, und sich zur Erden neiget;  
Und etwa sieht er gehn dort um das grüne Thal  
Die Schafe, Kälber, Rüh' und Ochsen überall.  
Schaut er dann über sich; so sieht er seine Geißen  
Das Laub von dem Gesträuch an einer Klippe reißen;  
Dabei ihr Mann, der Bock, vor Lust und Freuden  
springt;

Hört, wie der Hirte wohl von seiner Phyllis singt,  
Die hinter einen Baum sich hatte nächst vertrochen,  
Als er ihr schönes Obst und Blumen abgebrochen;  
Hört, wie die braune Kuh im nächsten Thale brüllt,  
Daß ihre rauhe Stimm hoch über Feld erschüllt.

Bisweilen leert er aus den Honigmacherinnen  
Ihr wächsern Königreich, das sie mit klugem Sinnen  
Sehr artlich aufgebaut, nimmt auch zur rechten Zeit  
Den feisten Schafen ab ihr dickes Wollekleid.

Kommt dann, nachdem er hat den Commernuß empfangen,  
Der Obst- und Traubenmann, der reiche Herbst, gegangen;  
Wie freut er sich so sehr, wenn er die Birnen ropft  
Vom Baume, den er selbst vor dieser Zeit gepfropft,  
Und lisset Äpfel auf, die selber abgefallen,  
Nimmt ihm hernachmals vor die schönsten unter allen,

Reißt ungeschälet an; geht dann, besieht den Wein,  
 Bricht reife Trauben ab, die purpurähnlich seyn.  
 Ist er vom Gehen laß; so kann er sich fein strecken,  
 Dort in den Schatten hin, wo ihn die Bäume decken;  
 Der Vögel leichtes Volk macht seinen Lobgesang,  
 Schreit überlaut, und wünscht den Sommer noch so  
 lang.

Die schöne Nachtigall läßt sonderlich sich hören,  
 Schwingt ihre Stimme hoch dem Meyer wie zu Ehren.  
 Die Frösche machen auch sich lustig an der Bach,  
 Und ihr Coax Coax giebt keinem Vogel nach.  
 Nicht weit von dannen kommt aus einem nahen Brunnen,  
 Ein Bächlein durch das Gras gleichwie Krystall gerunnen,  
 Draus schöpft er mit der Hand, eh er sich schlafen legt,  
 Wozu der Bach Geräusch und Murmeln ihn bewegt. 10.

2) von Christ. Fr. Zernitz († 1745).

### Von den Endzwecken der Welt. (Bruchstück)

Es herrscht ein Gleichheitsrecht bei aller Kreatur,  
 Von Mensch und Thieren ist die Mutter die Natur,  
 Das Leben hauchet sie in allen Blutgefäßen;  
 Von ihr sind jedem Geist und Glieder zugemessen;  
 Umsonst wirkt Weisheit nie. Mit Kräften ausgerüst't,  
 Wirkt jede Seel' ihr Heil, so weit sie fähig ist.  
 Nachdem sie Gutes kennt, wird ihr die Wahl gelingen,  
 Und Wollust findet sie in sich und andern Dingen.  
 Nur zu der Einrichtung der großen Harmonie  
 Empfing der Mensch sein Theil, und auch sein Theil  
 das Vieh,  
 Es liegt in Aller Seyn ein solcher Geist verborgen,  
 Der jede Art es lehrt, für ihren Zustand sorgen.  
 So weih' denn zum Altar der Gottheit, Mensch, dein  
 Herz;

Es steige deine Lieb' in Flammen himmelwärts!  
 Verehr' mit Inbrunst Gott, knie hin, weil, uns zu  
 lieben,  
 Die Welt kein leeres Nichts, kein wüstes Rund geblieben.  
 Erwäge, wie Natur zur Menschen Glück entstand,  
 Und merk' das wohl, wozu Gott Sittlichkeit erfand;  
 O welch ein groß Geschenk der Werth so vieler Welten;  
 Wie kann der Menschen Dank doch Gottes Huld ver-  
 gelten!

Ja, Heiliger, es glaubt der Weise dir zum Ruhm,  
 Die Welt, dein Werk, ist nicht des Todes Eigenthum;  
 Aus Liebe hast du sie einst wollen zubereiten,  
 Und deine Lieb' ist hier ein Vorbild künft'ger Zeiten.  
 Der Tod, der unsern Leib mit Fäulniß einst durchdringt,  
 Macht, daß der edle Theil, der Geist, sich höher schwingt;  
 So wie vom Samenkorn die Stauden sich erhebet;  
 Wird auch zuerst der Mensch im dunkeln Stand belebet,  
 Er keimt in der Geburt, wächst durch die Lebenszeit,  
 Und seiner Blüthe Frucht ist die Unsterblichkeit.

### 3) von Joh. Jac. Dusch († 1787).

#### Die Wissenschaften. (Bruchstück)

— Die Weisheit stieg vom Himmel im goldnen Ste-  
 geswagen,

Von sanften Frühlingswinden auf Fittigen getragen.  
 Um ihre Schläfe blühte ein frischer Lorbeerkranz,  
 Und eine Morgenröthe umstrahlte sie mit Glanz.  
 Ihr folgt' in einem Zuge der Chor der jungen Töchter,  
 Erhabne Wissenschaften, die geistigen Geschlechter.  
 Von ihrer ernsten Stirne sprach Tiefsinn und Verstand,  
 Und eine helle Fackel in der erhabnen Hand  
 Umleuchtete ihr Antlitz mit einem Kreis von Klarheit.

Du bahntest ihr die Wege, Erfinderin der Wahrheit,  
 Die du den Geist erheiterst, der dann, durch dich gelenkt,  
 In Schlüssen und Verbindung nach deinen Regeln denkt.  
 Dein starker Geist enthüllt der Wahrheit sichte Zeichen,  
 Durch richtiges Zergliedern, Zertheilen und Vergleichen.  
 Du zogst an ehren Ketten den Irrthum hinter her,  
 Die Brut der Vorurtheile, ein unzählbares Heer;  
 Des Witzes Erstgeburten, phantastische Geschlechter,  
 Den Wahn, die blöde Meinung, und ihre blinden  
 Töchter.

Den frechen Sekteneifer, der unterm Sklavenjoch,  
 Gezerrt vom alten Irrthum, noch stolz im Staube troch;  
 Die bauten Hypothesen, geflügelte Chimären,  
 Den dummen Aberglauben mit seinen finstern Heeren.

O Wahrheit, wo ihr Flügel das forschende Gesicht  
 Der Sterblichen umflattert, stralt deine Fackel nicht;  
 Da werden dich die Füße der Priester niedertreten,  
 Vor deinem dunkeln Altar den Irrthum anzubeten.  
 Der Haß wird dich verfolgen, und der Zeloten Zunft  
 Aus frommem Grimme rufen: Verflucht sey die Vernunft!  
 Mit Flammen wird der Pöbel sich an den Weisen rächen,  
 Und wer nicht gläubig irret, wird dann den Tod ver-  
 brechen!

Ihr folgte das Naturrecht im fliegenden Gewand;  
 Ein heiliges Gesetzbuch trägt ihre rechte Hand;  
 Gesetze, die der Schöpfer in unlängbaren Trieben  
 Den denkenden Geschöpfen tief in die Brust geschrieben,  
 Die auch der Malabare, der ohn' Erkenntniß irrt,  
 So sehr er sie verläugnet, nie ganz vertilgen wird.  
 Sie hat die Welt versöhnet, sie hat den Zwist ver-  
 trieben;

Von ihr lernt beßre Nachkunst Gerechtigkeit zu üben;  
 Der Frevel geht an Ketten, und ihre größte Pflicht  
 Lehrt: Menschen seyd verträglich, beleidigt Andre nicht!

Tyrannen, die voll Herrschsucht die Völker unterdrücken,  
 Und mit beglückten Waffen der Freiheit Fesseln schicken,  
 Gefrönten Straßenräubern, die mit kostbarem Blut  
 Verächtlich Gold bezahlen, und, gleich der wilden Glut,  
 Wenn sie den Wald ergreift, begierig um sich fressen,  
 Hat sie die ersten Grenzen der Herrschaft abgemessen. —

Mit Ernst im Angesichte folgt ihr die Geisterlehre;  
 Ihr Flug steigt über Körper zu einer höhern Sphäre,  
 Sie stürzt der Gottesläugner entsetzliches Gebäu,  
 Wenn Gottes Donner säumet. Sie reißt die Tyrannei  
 Des blinden Wahns vom Throne. Ihr heil'ger Zorn  
 zerfchmettert

Die angebetnen Klöße, die sich Betrug vergöttert.  
 Sie schrecket Wunderthäter, macht die Orakel stumm,  
 Stürzt feigem Aberglauben sein blutig Altar um;  
 Zerbricht sein eisern Szepter, und fährt durch bessere Lehren  
 Die Welt von fürchterlichen zu heiligen Altären.

Du unumschränktes Wesen, das alles schuf und trägt,  
 Das in der starken Rechten die Morgensterne wägt;  
 Gott, der du ewig warest, eh aus des Chaos Tiefen  
 Die jauchzenden Gestirne zu deinen Füßen liefen;  
 Eh diese niedre Erde den ersten Trieb empfing,  
 Und feierend vor dem Schöpfer der Welt vorüberging;  
 Wo ohne dich ist Ruhe, du aller Freuden Quelle?  
 Dich läugnen, Gott, verwandelt die Welt in eine Hölle.  
 Verzweiflung ist das Leben, o Schöpfer, ohne dich;  
 Die Sonnen werden traurig, und glänzen fürchterlich.  
 Doch, Gott, du bist wahrhaftig, und meine Seele fliehet  
 Beruhigt zu dem Schöpfer, den sie in allem liebet!

Allein wer bin ich selber? Das weiß ich, dieser Staub,  
 Der meine Glieder bildet, wird einst des Todes Raub.  
 Dies sterbliche Gebäude wird einst die Pflanzen nähren,  
 Ein Theil von Andern werden, und mir nicht zugehören.  
 Die Erde, seine Mutter, nimmt ihn bald wieder hin;

Nichts werd' ich endlich bleiben, wenn ich ganz Körper bin.  
 So will es eine Ordnung: so wechseln die Gestalten;  
 Der Untergang des ersten muß stets das Neu erhalten.

O Abgrund voller Schrecken, worin zurück geführt,  
 Sich alles Leben endigt, und die Natur verliert;  
 Wird denn die Nacht auf ewig, wenn sie herabgestiegen,  
 Verbreitet auf dem Moder der ganzen Schöpfung liegen?  
 Wie, oder führt beständig der alte Circellauf  
 Das Alternde hinunter, das Neuere herauf?  
 Ach! und ich hoffe Leben, zum Untergang erschaffen?  
 Wo? an des Abgrunds Rande, wo meine Väter schlafen?  
 Jetzt tret' ich ihre Hügel; sie waren, was ich bin!  
 Bald wandelt eine Nachwelt auf meinem Grabe hin.  
 Dann lieg' ich, aufgelöst, ins stille Nichts verloren,  
 Und, was auch nach mir auftritt, ich werde nie geboren.  
 In jedem Lenz ermuntert der Sonne warmer Stral  
 Die Blumen aus dem Schläfe, und weckt ein schlum-  
 mernd Thal;

Die Pflanzen auferstehen, die schon begraben schienen;  
 Der todte Baum erwachet, und seine Blätter grünen;  
 Der jugendliche Frühling stellt alles wieder her;  
 Für mich nur, schlaf' ich einmal, ist keine Widerkehr;  
 Allein auf meine Asche, verscharrt im kleinen Hügel,  
 Streckt ewig unerbittlich der Todtesschlaf den Flügel.

Der Vorhang wird geöffnet. Nicht alles ist hier aus;  
 Ich seh' in weitre Felder der Ewigkeit hinaus.  
 Nicht ganz darf mich auf ewig der Schoos der Erden  
 rauben;

Wo nicht; so muß ich lästern, und keinen Schöpfer glauben.

O jetzt erwach' ich wieder; der Leib wird Moder seyn,  
 Doch das, was in mir denkt, ist nicht, wie er, Gebeln.  
 Unsterblich ist das Wesen, das in mir will und denkt;  
 Nicht theilbar, wie sein Körper, den Form und Dau'r  
 umschränkt;

In ihm besteht mein Leben; doch seiner Hütte Staub,  
 Sey, wenn mein Schicksal winket, der Elemente Raub!

4) von Joh. Phil. Lorenz Wirthof († 1789).

**Sokrates, oder von der Schönheit.**

(bereits 1755 erschienen.)

— — Licht! Schönheit! höchster Plan! Natur!  
 Selbstständig Wesen!

Geist! oder was du dir für Namen auserlesen;  
 Beweger! Tugend! Kraft! Du, die in allem lebt!  
 Wie stark bist du? wie groß? wie vielfach ausgegossen?  
 Auch ich bin deiner Art und aus dir ausgeflossen,  
 Und fließ' in dich zurück, wann sich mein Geist erhebt.  
 Ach, ich bescheide mich und decke meine Blöße;  
 Um dich allein gefall' ich mir,  
 Nur blos ein Theil der ungeheuern Größe,  
 Ein Theil, jedoch ein Theil von dir.

Ganz herrlich, ewig jung, nie fähig zum Veralten  
 In täglich sterbenden, stets werdenden Gestalten,  
 Bleibst du das, was du warst, stets voll und immer neu.  
 Hier treten Wesen auf, dort gehen Wesen unter;  
 Du tilgst und zeugest stets; stets wirkend und stets munter,  
 Sorgst du, daß jeder Tod ein Brunn des Lebens sey.  
 Dort schwind't die flücht'ge Pracht der abgelebten Floren;  
 Doch Floren folgt Pomona nach;  
 Und jene wird von dieser neu gebohren,  
 Das Grabmal wird ein Brautgemach.

Wann unsre Geister sich mit reiner Tugend gatten,  
 Verschwind't der Liljen Glanz gleich überstralten Schatten,  
 Und lüstern lauschen sie nach unsrer Herrlichkeit.  
 Die stille Majestät vollkommen guter Thaten,  
 Die mehr durch Tugend uns, als sich mit Stolz berathen,  
 Dritter Theil.



Ist gleich verehrungswerth an Pracht, an Seltenheit.  
 Wie kann ein Geist doch so der Schönheit sich entwöhnen?  
 Und jauchzt noch, wann er sie verdrängt.  
 Das thut der Wahn, der sich in allen Scenen  
 Mit dummem Eigennuß vermengt.

Ja, Phädon, wisse du: ein Geist, den Tugend kleidet,  
 Kann nimmer schöner seyn, und wird mit Recht beneidet;  
 O, Tugend ist ein Schatz, der Kronen überwiegt.  
 Geuß, ew'ge Schönheit, doch, geuß du doch starke Fluten  
 In meines Phädons Brust; sie sind ein Theil vom Guten,  
 Warum allein mein Geist sich betend vor dir schmiegt.  
 Wie Licht und Wärme nur aus jener Flammensphäre,  
 Quillt wahre Tugend nur aus dir;  
 Und kehrt zurück, wie Flüsse zu dem Meere,  
 Und fließt in dich und ich mit ihr.

### 5) von Heydenreich († 1801).

#### Das Selbstbewußtseyn.

O Selbstbewußtseyn, meiner Unsterblichkeit  
 Trugloser Bürge! Urquell der Hoffnungen,  
 Die durch des Staubes Moderhülle  
 In die umdämmerte Seele leuchten!

Du bist mir heilig, weil noch wie Epheu sich  
 Um meine Glieder Leben und Jugend schlingt;  
 Dich werd' ich einst im Todeskampfe  
 Noch mit den starrenden Lippen segnen. —

Raum fragt' ich sehnend, heiliger Ahnung voll,  
 Nach jenem Land, das jenseits des Lebens liegt;  
 (Viel hatt' ich von ihm durch die Sage,  
 Viel durch die Lieder des Volks vernommen;)

Wird, fragt' ich selbst mich, wann in den ängstenden  
 Entbindungsqualen sterbend dein Wesen seufzt,

Wird in des Todes Schweiß die Seele  
Hin mit der Flamme des Lebens sterben?

Wie, oder wird sie, wann nun die Flamm' erlischt  
Des matten Lebens, siegend der Asch' entfliehn;  
Und wird sie dann ein Zephyr Gottes  
Säuselnd in schönere Welten tragen?

Da traten zu mir, Treue im Angesicht,  
Der Bürger viele, die in der Ewigkeit  
Nachtvollen Thälern meiner Seele  
Schon ihre lachende Stätte wiesen.

Doch Heuchler waren's, Heuchler mit Freundes Blick,  
Trug ihre Rede, schimmernd im Fabelschmuck,  
Und eh' ichs wähte, war die ganze  
Täuschende Rote von mir geflohen.

Da nahest du dich, schuldlosen Angesichts,  
Der ungeschminkten göttlichen Wahrheit gleich,  
O Selbstbewußtseyn, ewig treuer  
Bürge der Hoffnungen meiner Seele.

In dieser Hülle, künstlich von Staub gewebt,  
Zur Nahvertrauten eines Unsterblichen,  
In dieser Hülle, lehrtest du mich,  
Welch ein unsterblicher Fremdling wohne.

Hin, in die ferne schattende Dämmerung  
Verlebter Leben, zogest du den Staunenden;  
Ich sah' im Geist mein ewiges Daseyn  
Wandern durch mancherlei Erdenhüllen.

Und leise Laute tiefer Erinnerung  
Aus grauer Vorzeit lispelten wieder auf;  
Dich kannt' ich wieder, meines Daseyns  
Treuesten Gefährten vom ersten Keim an. —

Ha, daß vom Schlummer, welcher dich fesselte,  
 Da du begannest, durch der Erwachungen  
 Zahllose Grade, bis zum hellen  
 Traumlosen Mittage deines Daseyns,

O Selbstbewußtseyn, ich dich verfolgte, daß  
 Von irgend einem schwindelnden Hügel her  
 Mein Blick ihn schaute, deinen Lichtstrom,  
 Wie er allmählig begann zu wogen,

Jetzt dunkel dämmernd sich durch die Nächte wand,  
 Jetzt immer heller, heller sich breitete,  
 Und jetzt, zu vollem Glanz ergossen,  
 Hell, wie der Mittag, sich auf mich senkte!

Dich gab der Vater, da er mich wandern hieß,  
 Mir zum Geleiter meiner Unsterblichkeit;  
 Dich mit dem Staube nicht verwandten  
 Kann die Zerstörung mir nicht entreißen.

Von Jahr zu Jahr wandelt die Hülle sich,  
 Staub mit dem Staube, wechselt und wechselt stets,  
 Und doch im Wandeln meiner Hülle  
 Stehst du mir fest, wie im Sturm die Eiche.

Und o Triumph, Triumph! Wann die morsche fällt  
 Dann folgst du sicher deiner Unsterblichen;  
 Wann ihre Trümmer Sturm verwehet,  
 Folgst du ihr traulich in ferne Welten.

O Selbstbewußtseyn, meiner Unsterblichkeit  
 Trugloser Bürge, Urquell der Hoffnungen,  
 Die durch des Staubes Moderhülle  
 In die umdämmerte Seele leuchten!

Du bist mir heilig, weil noch wie Epheu sich  
 Um meine Glieder Leben und Jugend schlingt;  
 Dich werd' ich einst im Todestampfe  
 Noch mit den starrenden Lippen segnen.

## 6) von v. Schiller († 1805).

## Die Künstler. (abgekürzt)

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige  
 Stehst du an des Jahrhunderts \*) Reize,  
 In edler stolzer Männlichkeit,  
 Mit aufgeschloßnem Sinn, mit Geistesfülle,  
 Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,  
 Der reifste Sohn der Zeit;  
 Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,  
 Durch Sanftmuth groß, und reich durch Schätze,  
 Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg;  
 Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,  
 Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet,  
 Und prangend unter dir aus der Verwild'ung stieg!  
 Im Fleiß kann dich die Biene meistern,  
 In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sehn;  
 Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern,  
 Die Kunst, o Mensch, hast du allein!

Nur durch das Morgenthor des Schönen  
 Drangst du in der Erkenntniß Land;  
 An höhern Glanz sich zu gewöhnen,  
 Hebt sich am Reize der Verstand.  
 Was bei dem Saitenklang der Musen  
 Mit süßem Beben dich durchdrang,  
 Erzog die Kraft in deinem Busen;  
 Die sich dereinst zum Weltgeist schwang!

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,  
 Die alternde Vernunft erfand,  
 Lag im Symbol des Schönen und des Großen,  
 Voraus geoffenbahrt dem kindischen Verstand.  
 Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,

---

\*) Noch im achtzehnten Jahrhunderte gedichtet.

Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,  
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,  
Das matte Blüthen langsam treibt.  
Eh vor des Denkers Blick der kühne  
Begriff des ew'gen Raumes stand;  
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,  
Der ihn nicht ahnend schon empfand?

Die, eine Glorie von Orionen  
Ums Angesicht, in hehrer Majestät,  
Nur angeschaut von reineren Dämonen,  
Verzehrend über Sternen geht,  
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,  
Die furchtbar herrliche Urania,  
Mit abgelegter Feuerkrone  
Steht sie — als Schönheit vor uns da.  
Der Anmuth Gürtel umgewunden,  
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn;  
Was wir als Schönheit hier empfunden,  
Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn.

Glückselige, die sie — aus Millionen  
Die reinsten — ihrem Dienst geweiht,  
In deren Brust sie würdigte zu thronen,  
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,  
Die sie auf ewig flammenden Altären  
Erkohr, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,  
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,  
Die sie in sanftem Bund um sich vereint.  
Freut euch der ehrenvollen Stufe,  
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt;  
In die erhab'ne Geisterwelt  
Wart ihr der Menschheit erste Stufe!  
Je reicher ihr den schnellen Blick vergnüget,  
Je höh're schön're Ordnungen der Geist  
In einem Zauberbund durchflieget,

In Einem schwelgenden Genuß umkreist;  
 Je weiter sich Gedanken und Gefühle  
 Dem üppigeren Harmonieenspiele,  
 Dem reichern Strom der Schönheit aufgethan —  
 Je schön're Glieder aus dem Weltenplan,  
 Die jetzt verstümmelt seine Schöpfung schänden,  
 Sieht er die hohen Formen dann vollenden;  
 Je schön're Räthsel treten aus der Nacht,  
 Je reicher wird die Welt, die er umschließet,  
 Je breiter strömt das Meer, mit dem er fließet,  
 Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,  
 Je höher streben seine Triebe,  
 Je kleiner wird er selbst, je größer seine Liebe,  
 So führt ihn, in verborg'nem Lauf,  
 Durch immer rein're Formen, rein're Töne,  
 Durch immer höh're Höhn und immer schön're Schöne  
 Der Dichtung Blumenleiter still hinauf —  
 Zulezt, am reifen Ziel der Zeiten,  
 Noch eine glückliche Begeisterung,  
 Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,  
 Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben;  
 Bewahret sie!

Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!

Der Dichtung heilige Magie  
 Dient einem weisen Weltenplane,  
 Still lenke sie zum Oceane  
 Der großen Harmonie!

Der freisten Mutter freie Söhne,  
 Schwingt euch mit festem Angesicht  
 Zum Stralensitz der höchsten Schöne;  
 Um andre Kronen buhlet nicht.

Die Schwester, die euch hier verschwunden,  
 Hohlet ihr im Schoos der Mutter ein;

Was schöne Seelen schön empfunden,  
 Muß trefflich und vollkommen seyn.  
 Erhebet euch mit kühnem Flügel  
 Hoch über euern Zeitenlauf;  
 Fern dämmert schon in euerm Spiegel  
 Das kommende Jahrhundert auf.  
 Auf tausendfach verschlungenen Wegen  
 Der reichen Mannigfaltigkeit,  
 Kommt dann umarmend euch entgegen  
 Am Thron der hohen Einigkeit.  
 Wie sich in sieben milden Stralen  
 Der weiße Schimmer lieblich bricht;  
 Wie sieben Regenbogenstralen  
 Zerrinnen in das weiße Licht:  
 So spielt in tausendfacher Klarheit  
 Bezaubernd um den trunkenen Blick;  
 So fließt in Einen Bund der Wahrheit  
 In Einen Strom des Lichts zurück!

7) von v. Mostik und Jäncendorf (Ar-  
 thur vom Nordstern);  
 aus f. Anregungen für das Herz und das  
 Leben (Leipz. 1825).

#### Gott.

Gott ist uns das, wofür uns beim Gedanken  
 Das Wort gebricht; was Ziel nicht kennt, nicht Schranken,  
 Was kein Begriff bestimmt und lehrt;  
 Wo Gleiches mangelt, um es zu vergleichen;  
 Was durch Beschreibung nimmer zu erreichen,  
 Was, forschst man nach, im Forschen stets sich mehrt.

#### Bahn zu Gott.

Die Bahn zu Gott kann die Natur dir zeigen;  
 Doch kannst du bis zu ihm empor nicht steigen,

Nur durch die Menschheit, geistig einberufen  
Zum Heiligthum, eilst du zu höhern Stufen;  
Der Geist schwebt nur durch Geistiges empor.

Ob richtig deine Uhr die Zeit dir zeige?  
Dein Wetterglas ob's sinke? ob es steige?  
Du hast drauf Acht, daß nimmst du wahr.  
Merkst du auch drauf: wie du die Zeit verwaltest?  
Ob dein Gefühl erwärmt sey? ob erkaltet? —  
Von Außen nicht, von Innen droht Gefahr!

Der Weisen Zahl — wie klein! — Wie klimmt zum  
Hohen  
Der Mensch gemacht! — Schnell wächst die Zahl der rohen  
Gemeinheit, die sich trotzig zeigt. —  
Giftpflanzen wuchern üppig, fast unzählig,  
Auch Pilz und Schwamm gedeihn — indeß allmählig  
Der Eichbaum kraftvoll zu den Wolken steigt.

## Zukunft.

Was harret unsrer hinter jenen grauen  
Gebirgen dort, die feuchter Nebel drückt?  
Sinds Wüsteneien ohn' Ende? Sind es Auen,  
Von Licht umstrahlt, mit ew'gem Reiz geschmückt?  
Wir möchten gern ins Land der Zukunft schauen,  
Und fühlen uns durch nichts so hoch beglückt.  
Der Geist versucht, aufstrebend, sein Gefieder;  
Allein, ermattend, kehrt er immer wieder.

Was er zurück von seiner Wallfahrt bringet,  
Es ist ein Bild, halb Schatten, halb Gestalt;



Ein Vorgefühl, das, schmeichelnd, ihn umschlinget,  
 Ein Ton, der leicht im Innern wiederhallt.  
 Je kühner er sich in die Wolken schwinget,  
 Um zu erspähn, was droben wogt und wallt;  
 Je mehr verwirren, wie im bunten Traume,  
 Ihn die Gestalten aus dem fernen Raume.

Er hört, erstaunt, vom Wesen sonder Schranken,  
 Das rastlos schafft, und wirkt und erneut;  
 Vom Samenkorn unsterblicher Gedanken,  
 Das, wuchernd, in der Erde Schoos gedeiht;  
 Von Zeugnissen, die wir der Vorwelt danken;  
 Vom Tugendsinn, der seines Lohns sich freut!  
 Doch alles wird der Zweifelsucht zum Raube;  
 Nichts bleibt ihm, als der Einfalt frommer Glaube!

Ja, glauben soll, nicht wissen, nicht ergründen,  
 Der Sterbliche, so lang' er diesseits lebt.  
 Ist Licht sein Theil; er wird es jenseits finden,  
 Wo sich gewiß auch eine Sonn' erhebt.  
 Was mangelt uns in diesen Dämmergründen,  
 Um die der Hoffnung milder Schimmer schwebt?  
 Sie bietet uns Beruhigung und Frieden.  
 Zum Glück bedarf das Herz mehr nicht hinieden!

9) von Konz.

Das Orakel der Weisheit. (abgekürzt)

Unbegreifliches,  
 Wenig begreifendes Geschlecht der Sterblichen!  
 Ausgesät über die unendliche Erde,  
 Unendlich für dich,  
 Aber der Schatten eines Puncts  
 Vor dem, der das Unendliche selbst ist.

Du kommst, weißt nicht woher?  
 Gehst, weißt nicht wohin?

Stückwerk dein Wissen, Arbeit dein Thun. —  
 Ueber dir kreisen Sonnen und Planeten  
 In ewiger Jugend,  
 Scheiden, und kommen, und kennen ihre Zeit,  
 Und du, unaussterblich in deiner Gattung,  
 Lebst nur in der Gattung fort,  
 Und findest kein Mittel,  
 Dem Alter und dem Tode zu entgehn.  
 Immer entgegenreisend der Zerstörung;  
 Im Kern des Lebens  
 Trägst du den Wurm des Todes.

Ueber dir hin  
 Wandelt ihren ehrnen Gang die Nothwendigkeit.  
 Du aber über deinen geschmückten Gräbern,  
 Ueber deinen blumigen Trümmern,  
 Weilest flüchtige Tage.  
 Vor allen Kindern der grüngelockten Erde  
 Gab dir der Schaffende  
 Den Blick vorwärts ins Kommende;  
 Und den Blick rückwärts ins Vergangne;  
 Und zwischen zwei Welten,  
 Der sichtbaren und der unsichtbaren,  
 Stehest du da.  
 Aber nur Dämmerung ist die Aussicht,  
 Und einzelne Stralen der Morgenröthe  
 Schwimmen in der weiten Ferne.

Ich hörte viele Fragen  
 Vom Orakel der Weisheit;  
 Jahrtausende fragen sie,  
 Jahrtausende streiten sie über der Antwort:  
 „Was kann ich wissen, was glauben, was thun?“  
 Wo ist das Orakel der Weisheit?  
 Ich will den Fels hinanklimmen,  
 Und engten Dornen und Klippen den Pfad;

Ich will durch die Dornen und Klippen  
 Den steilen Gang hinauf,  
 Wo das geheiligte Becken ertönt,  
 Und mir Kunde der Weisheit  
 Durch den Spruch der Weihe wird.

Nicht im Dunkel des Hains,  
 Nicht über klippigten Höhen,  
 Wo magischer Bezauberung Gestalten  
 Dich umwehn,  
 In dir, Mensch, ist das Orakel der Weisheit.  
 Höre dich selber!

Genieße und leide!  
 Dulde und entbehre!  
 Liebe, hoff' und glaube!  
 Suche den Ewigen nicht,  
 Du möchtest ihn desto weniger finden,  
 Vielleicht verlieren, wenn du ihn suchest.  
 Glaub' ihn!

Er ist dir nahe, um dich, über dir, in dir!  
 Und seine schönste Tochter, die Liebe,  
 Mit ihrer Schwester, der Hoffnung,  
 Gab er dir zur Braut und Gespielin!  
 Ihn singt dir die ganze Natur,  
 Und sein feurigster Psalm ist dir der wandelnde Sternens-  
 himmel.

Such' ihm zu gleichen durch Liebe, so viel du kannst.  
 Ringe nach Tugend.  
 Und geböte der Unbekannte nicht;  
 Pflicht ist für dich  
 Der Vollkommenheit Gesetz,  
 Der ewig unwandelbaren,  
 Vor allem vorhandenen;  
 Und die Harmonie des Weltalls  
 Deutet auf sie!

Und lohnte kein Jenseits;  
 Und strafte kein Jenseits;  
 (Nur irrende Leiter sind Lohnsucht und Furcht;)  
 Gehorche der Pflicht!  
 Bewahre die Krone, die du hast,  
 Der Menschheit Würde!  
 Fürchte den Tod nicht!  
 Aber verachte ihn nicht!  
 Den großen Lehrer,  
 Den Heiland aus vieler Noth,  
 Der dir die Bande löst,  
 Der's mit dir endet, oder vollendet!  
 Glaube, er wird es vollenden!  
 Glaub' an dich und Unsterblichkeit!  
 Was drüben seyn wird,  
 Wenn du Weisheit und Tugend  
 Ehrtest und übest;  
 Wohl dir! du hast dich!

#### 10) von Christian Schreiber.

##### Die Sprüche des Lebens.

Es regt sich die Menschheit in ewiger Fülle;  
 Das Göttliche ruht in erhabener Stille! —  
 Und wie auch gebietet der Wechsel der Zeit,  
 Sie ist nur ein Bild der Unendlichkeit;  
 Und wirst du auch nimmer das Leben ergründen,  
 So strebe, dich selbst in dem Leben zu finden.  
 Es schauet dein Blick nur die endliche Scene,  
 Es höret dein Ohr nur verrauschende Töne;  
 Das Leben ist Schatten, die Ewigkeit Licht,  
 Die Sinne erforschen das Göttliche nicht.  
 Doch was dir vertrauen die innern Gefühle,  
 Dem folge, du nahest dem ewigen Ziele! —

Es giebt eine Ahnung, ein heiliges Glauben! —  
 Wer wollt' es der Menschheit, der Hoffenden, rauben? —

Denn wie auch die Meinung der Völker getrennt,  
 Eins ist, was ein jeder im Herzen bekennet;  
 Daß ein Höheres ist, als das Leben im Staube,  
 Und das ist der wahre, der einzige Glaube!

Es giebt eine Liebe zum Hohen und Schönen,  
 Nach stiller Verklärung ein inniges Sehnen;

Denn wie auch der Wüstling die Liebe entehrt,  
 Die Keine hat stets ihre Würde bewährt;  
 Und sanken ermattet die feurigsten Kräfte,  
 Die Liebe belebt sie zum neuen Geschäfte.

Es giebt eine Hoffnung zu glücklichen Stunden,  
 Ein heilender Balsam für blutende Wunden;

Und wie auch die Täuschung, der Trug uns umflieht,  
 Die tröstende Hoffnung verläßt dich nicht.  
 Sie läßt dich nicht sinken im Strome der Zeiten;  
 Durch sie erst gewinnt das Leben Bedeuten.

Die Räthsel des Lebens, — wer löst sie dem Auge? —  
 Wer ist, der hinab in die Tiefe sich tauche,

Die Perle zu suchen auf trügglichem Grund? —

Wer thut uns den Urquell des Göttlichen kund? —  
 Tief unter den Bildern, da lieget die Wahrheit,  
 Und über dem Scheine nur findest du Klarheit!

### 11) von Tiedge.

#### Unsterblichkeit und Gottheit.

(Bruchstück aus der Urania.)

— Zwet Stunden Zeit, zu werden und zu schwinden,  
 Und eine Sehnsucht, die an Ewigkeiten hängt:  
 Kannst du den Widerspruch ergründen,  
 Daß aus Unendliche das Endliche sich drängt?

Die Rose fällt, die Duftgestalt geht unter! —  
 Der Staub, der sich durch tausend Formen treibt,  
 Verweht, verwittert, und in bunter  
 Verwandlung wiederkehrt — er bleibt!  
 Und ist der Mensch, der, selbstgebietend,  
 Ein freies, liches Seyn in seinem Busen pflegt,  
 Er, der in sich die Welt, in sich die Gottheit trägt,  
 Ist er nur Form, nur Staub? ein Blumenkelch, den  
 wütend

Der letzte Sturm herab von seinem Lenze schlägt?

Doch warum muß der Mensch durch tausend Tode  
 gehen?

Weil tausendfaches Leben ihm gehört.  
 Das ganze Weltall ist ein großes Auferstehen,  
 Das ewig, ewig wiederkehrt.  
 Durch Tode soll der Mensch erst leben lernen;  
 Die Erd' entsinkt, das Reich der Seelen thut sich auf;  
 Die Sonn erlischt, — zu tausend Sonnenfernen  
 Winkt uns die dunkle Nacht hinauf!

Berlaß den Laubefiß voll abgefallner Blätter!  
 Tritt auf den Jura hin! Vernimm dort die Natur,  
 Dies große Lied von Gott, dies Heldenlied für Götter;  
 Und fühle deine eigne Götterspur.

Wohin das Auge blickt, wie sich die Aussicht weitet,  
 Wir ahnen einen tiefen Sinn;  
 Die ganze Gegenwart, die uns umwogt, sie deutet  
 Auf eine große Zukunft hin.  
 Vom Schimmerlicht am Sumpf, bis zu dem Kranz von  
 Tagen,

Der blühend durch den Himmel kreist;  
 O welche Flut des Seyns! Die tiefen Bogen schlagen  
 Bedeutungsvoll an deinen Geist.  
 Es spiegelt in dem Geist, der so erhaben waltet,  
 Weissagend mehr als Eine Welt sich ab,

Wenn sie das Heiligthum der Nacht vor dir entfaltet;  
 Und weihend steigt ein Genius herab,  
 An deine Hoheit dich zu mahnen,  
 Zu der du feierlich berufen bist.  
 Unendlichkeit kann nur das Wesen ahnen,  
 Das zur Unendlichkeit erkohren ist.

Wie? oder ist es eines Traumgesichtes  
 Verirrung nur, die uns ein hell'res Seyn verspricht?  
 Ist dieser Drang nach höhern Licht  
 Nicht Weissagung des höhern Lichtes?  
 Dann sprich, warum, warum ward uns der Drang verliehn,  
 Der tiefe Wahrheitsinn, der feierlich und kühn,  
 Wie ein erhabner Seher, zu den Räumen  
 Der Unermeßlichkeit hinüber reißt?  
 Woher der immer rege Geist,  
 So über sich hinaus zu träumen,  
 Um dort zu fordern, was ihm hier gebricht? —  
 Aus Licht ist er zum Licht geböhren;  
 Zu einem höhern Loos erkohren,  
 Ist seine Heimath hier auf Erden nicht.  
 Hier ist der Vorsabbath der lichten Sonnenfeier;  
 Die Morgenstunde, die den Späher weckt,  
 Hinauf zu schauen zu dem Schleier,  
 Der uns das Heiligthum versteckt.

Und sieh! des Dulders finstern Horizont  
 Umzittert, wie ein rother Morgenschimmer,  
 Ein stilles Leuchten, das die Trümmer  
 Des Lebens freundlich übersonnt.

Der Wolkenvorhang war hinweggezogen;  
 Wie eine junge blühende Natur  
 Umarmte sanft ein schöner Friedensbogen  
 Die Stille seiner Lebensflur;  
 Da war's, als sprach' ein Geist zu ihm die Worte:  
 „Kein Funken einer Göttlichkeit verglüht!

Zu höhern Glanz führt diese Blumenpforte;  
Sie ist aus Thränen aufgeblüht!"

Vom Seyn zum Seyn geht alles Leben über;  
Gestaltung reißt zur Umgestaltung nur,  
Und die Erscheinung schwebt vorüber;  
Zum Nichtseyn ist kein Schritt in der Natur.  
Zwar überschattet Nacht den Urquell unsrer Tage;  
Wir wissen nicht, woher? wir wissen nicht, wohin  
Der große Strom die kleine Welle trage;  
Doch mein Triumph ist, daß ich bin!

Seyn werd' ich, weil ich bin! des Daseyns höchste  
Blüthe,

Des Daseyns Bürgschaft ist die Kraft in meiner Brust,  
Die Kraft, daß ich die Tugend mir gebiete;  
Durch mich bin ich mir dieses Seyns bewußt.

Wie Geist und Körper ist, und wie sich Eins hinüber  
Ins Andre tief zu Einem Seyn verslicht,  
Zu einem solchen Seyn! der Mensch erforscht es nicht;  
Es ruhet Gottes Hand darüber!  
Erforschten wir es auch; sprich, was gewinnen wir?  
Genug, die Tugend bürgt dafür,  
Daß nicht in der Natur ein Quell versiegen werde,  
Der jenseits der Natur entrann.  
Was irdisch ist, gehört der Erde,  
Das Heilige gehört dem Himmel an! —

Unsterblichkeit, auf hehren Schwingen

Erflieget der Geist dein lichteres Reich,  
Und hinter ihm, wo die Gewalten ringen,  
Berrauscht der Sturm am dürrn Gesträuch.

Ihr, vom Naturgesetz gehalten,  
Ihr Sonnen, durchstrahlt den ewigen Raum;  
Mein Geist fliegt auf von den Naturgewalten,  
Und leuchtender strahlt sein abendlicher Raum!



Es ist von ihm hinweggesunken  
 Der irdische Druck; das Göttliche nur,  
 Den heiligen, den reinen Aetherfunken  
 Entwinkelt ein Gott dem Schoos der Natur!  
 Uns ward ein Tugendsinn und Trieb nach Lebenswonnen;  
 Sie sind der Doppelftral, der in dies Leben fällt.  
 Woher der Stral? Er zeigt von einer höhern Sonne,  
 Und deutet mächtig hin auf eine Geisterwelt,  
 Es ist ein Gott! und sieh, die Nebel sind zerflossen  
 Vor diesem Sonnenstral; ein großer Lebenstag,  
 Ein Auferstehungstag ist ausgegossen,  
 Wo dumpfe Mitternacht voll Todesgeister lag!  
 O Mensch, vermiss' diesen Glauben,  
 Und fühle, was dein Heiligstes vermißt.  
 Du würdest die Vernunft selbst ihres Lichts berauben;  
 Gott ist, weil eine Tugend ist!

Und Heil und Heiligkeit sind zwei verwandte Flammen;  
 Sie flammen hoch durch das Gebiet der Zeit,  
 Und neigen ewig sich durch die Unendlichkeit,  
 Und fallen dort in Einen Geist zusammen;  
 Und dieser Geist ist Gott, kann Gott nur seyn.  
 Kein Endlicher kann sich zu dieser Höh' erheben;  
 Die höchste Seligkeit, das reinste Geistesleben,  
 Sind in sich, durch sich eins; Gott fasset sie allein!

Das wär' ein Wahn, ein Traum, was ich so warm  
 umfasse?

Was vor dem Geiste sich so dunkelhell enthüllt?  
 Was meinen reinsten Sinn so rein, so tief erfüllt?  
 Nein, jenes Weltall ist die große Körpermasse,  
 Wohinter eine Welt der Geister sich verhüllt.  
 Und diese Geisterwelt ist die erhab'ne Seele,  
 Der Sinn des großen Alls, voll Gott und Götterart;  
 Was göttlich ist, gehört zu dieser großen Seele,  
 Die sich dem stillen Sinn der Ahnung offenbahrt.

Du kannst dich dieser Ahnung nicht berauben;  
 Dein Zweifel selbst verräth dir ihre leise Spur.  
 Sie spricht durch die Natur zum Glauben,  
 Der Glaube spricht von ihm zu der Natur.  
 Du zweifelst nicht an jenen Himmelsterzen;  
 Du ahnest Größe dort, und schaust entzückt hinan.  
 Ist denn die Geisterwelt entfernter deinem Herzen?  
 In deinem Geiste fängt das Reich der Geister an.  
 Der höchste Geist ist Gott, und du wirst seiner inne;  
 Wann tief der reine Sinn der Tugend dich entzückt;  
 Hier ist sein Heiligthum, und dort im Reich der Sinne  
 Ist er durch Weltnatur und Weisheit ausgedrückt.

Ich war dem Tropfen Zeit entronnen;  
 Und offen lag vor meinem Geiste nun  
 Der Ocean, an dessen Ufer Sonnen,  
 Wie ausgeworfne Kiesel, ruhn.  
 Die Milchbahn streckte weit durch unermessne Fluren  
 Die tausend Arme wundervoll hinaus;  
 Dort drückte seine hellen Spuren  
 Verweilender das Wandeln Gottes aus.  
 Da blühten, wie von Götteridealen,  
 Unsterbliche Gedankenstrahlen  
 In meinem tiefften Leben auf.  
 Verklärter schwebten Monden hin und Erden,  
 Aus Schattenhallen gingen sie herauf;  
 Zu Morgensternen sah ich Abendsterne werden;  
 Die Schatten blühten selbst zu Lichtgestalten auf,  
 Gestirne zogen dort in weit entfernten Gleisen,  
 Sie drangen bleich herauf mit ihren Nebelaun,  
 Wie Geister, die aus irden Lebenskreisen  
 Nach einer hellern Sonne schaun.

So schwang mein Geist sich auf zum Gottesdienst der  
 Sphären.

Ha, welch ein Gottesdienst der Nacht! und doch kein  
Gott? —

Bei jenen flammenden Altären  
Im Tempel der Natur! Hier ist, hier waltet Gott!  
Sein Odem weht durch diese Stralenlaube;  
Dort betet die Vernunft: Erhabener, du bist!  
Bist nahe dem beseelten Staube!  
Ja, wenn den Heiligen die Grübeleien vermißt;  
Dann findet ahnend ihn der Glaube,  
Der die Vernunft der Tugend ist.

Es sey kein Gott! und todt sind diese Himmelsflammen;  
Sie haben hin durch deine Nacht geblüht,  
Und Trümmer haun den wüsten Thron zusammen,  
Auf welchem einsam nur und stumm der Tod noch sitzt.  
Es sey kein Gott, von dem die Welten stammen;  
Im Schoos des Zufalls ist der Lichttag aufgewacht;  
Der weise Zufall rief in aller ihrer Pracht  
Die tausend Sonnen hin in diese Glanzgefülle,  
Damit aus tausend Sonnen — Eine Nacht,  
Des Nichtseyns große Nacht sich bilde?  
Und die Natur, die holde Pflegerin,  
Auf deren Schoos wir einst in Schlummer fallen,  
Sie fragt umsonst: woher? wohin?  
Nein, Gottes Finger schrieb an diese Aetherhallen  
Mit heller Sternenschrift: ich bin!

So find' ich denn im großen Weltenstrom,  
Wo Schöpfung sich an Schöpfung knüpft,  
Und im lebendigen Atome,  
Der, kaum gesehn, im Lichtstral häpft:  
Ein Gott bevölkerte die unermessnen Weiten  
Mit Geistern, angestrahlt von seiner Göttlichkeit;  
Vor ihm ist keine Zeit, uns gab er Raum und Zeiten;  
Er wandelt still dahin durch seine Ewigkeiten,  
Sein großer Schatten fällt durch das Gebiet der Zeit.

Es herrscht sein unbeschränktes Walten  
 Durch die Unendlichkeit in aller Kraft des Seyns;  
 Gedanken Gottes sind die hehren Weltgestalten;  
 Gott ist das All, das All ist Eins!  
 Ihn preißt dein Leben mehr, als alle Huldigungen  
 Der ewigen Natur, die kein Gedank' ermißt;  
 O glaub' es dir, und den Versicherungen  
 Von tausend Welten, daß Gott ist!  
 Sey denn mit Dunkelheit des Pilgers Pfad umschleiert;  
 Natur und Tugend, hin zur Gottheit führen sie!  
 Der Tugend öffnet sich das Reich der Harmonie;  
 Gott ist das hohe Lied des Tempels, wo sie feiert,  
 Und die Natur die Melodie!

Es ist ein Gott! der Tugend verbürgendes Leben  
 Verkündigt ihn; sie wäre nicht, wäre kein Gott.  
 Ihr ist das Wort der innigsten Weihe gegeben;  
 Sie spricht es aus: es ist ein Gott!

Sie zeuget laut, sie ruft es hinaus in die Ferne,  
 Hinaus in die mit Welten umblühete Flur.  
 Es ist ein Gott, antworten die ewigen Sterne  
 Durch das Gewölbe der Natur.

Der stille Geist, der innerste, seligste Friede  
 Vertraut dem Hain das hohe Geheimniß von Gott.  
 Und leise spricht im flötenden Nachtigalliede  
 Der Hain es nach: es ist ein Gott!

Der Erde Druck, die heiligen Leiden des Lebens,  
 Erhöhn den Geist, erheben die Seele zu Gott;  
 Die Tugend kämpft, und fordert den Sieg nicht ver-  
 gebens;

Sie triumphirt: es ist ein Gott!

## 12) von Pölitz.

## Die zehn Gebote vom Hirschensteine \*).

Ein zweiter Sinai, erhebet in die Lüfte  
 Sein graues Haupt der Hirschenstein,  
 Und Gottes Allmacht grub in diese Granitklüfte  
 Zehn heilige Gebote ein.

Von Allem, was da lebt im Staube, fühlet Keiner  
 In sich des ewigen Daseyns Spur;  
 Unendlich ist im ganzen Geisterreich nur Einer,  
 Der waltet groß in der Natur.

Ihn sucht dein sehnend Herz; ihm beugt sich dein Ge-  
 wissen;

Du sollst ihn lieben, ihm vertraun.  
 Du sollst des Vaters Segen rings um dich genießen;  
 Doch wähne nicht, ihn selbst zu schaun.

Du sollst das Gute um des Guten willen üben;  
 Denn dann nur ist dein Wille rein.

Du sollst dich selbst, doch mehr noch deine Brüder lieben,  
 Und einig mit dir selber seyn!

Zur Herrschaft soll schon hier das ew'ge Recht  
 gelangen,

Der Sultanismus untergehn;  
 Im Frieden soll die mütterliche Erde prangen,  
 Und hoch der Freiheit Fahne wehn!

Der Zwingherrn Fesseln, und der Diplomaten Sünden,  
 Sie sollen einst, noch wär's zu früh,  
 Ins Grab, das sie sich selbst bereiten, nieder-  
 schwinden;

Denn Gottes Kraft zerschmettert sie.

---

\*) im Karlsbade am 7 Aug. 1818 niedergeschrieben,  
 und in den thüringischen Erholungen abgedruckt.

Du sollst als freier Geist nach höchster Reife  
streben,

Kein Sklave fremder Meinung seyn;  
Denn nur die selbsterrung'ne Wahrheit führt zum Leben  
Und zu dem innern Frieden ein.

Du sollst das Reich des Lichts auf Erden weit  
verbreiten;

Gott wohnt im Licht, und schuf das Licht,  
Und er erzieht uns hier zum Licht der Ewigkeiten —  
Was auch des Vongzen Irrsinn spricht.

Doch störe nie den Bruder, der nach andrer  
Meinung

Dem Weltenurgeist schüchtern naht;  
Wir alle harren jenseits erst des Lichts Erscheinung,  
Und gehn hier einen dunkeln Pfad.

Du sollst, willst du dem Vater in den Höhen gleichen,  
Sein Ebenbild auf Erden seyn;

Dem Strauchelnd-Fallenden die Hand der  
Liebe reichen,

Und selbst dem Sünder gern verzeihn.

Du sollst nicht angstvoll zweifeln, nicht im Glauben  
wancken,

Wann sich das letzte Licht verliert;  
Der Vorsicht Plan stammt nicht aus irdischen Gedanken;  
Genug, daß dich ein Vater führt!

Du bist unsterblich! Lüste lähn des Geistes  
Schwingen

Im Vorhof seines Heiligthums!  
Wann Geist und Leib sich trennen, wirst du siegreich  
bringen

Zu höhern Tempeln seines Ruhms.

Es wird — mag auch des Hirschensteins Geflüst ver-  
 wittern,  
 Die Blut des Sprudels untergehn,  
 Des Kreuzbergs wilde Hdh' im Sturme niederzittern, —  
 Dies heilige Gesetz bestehn!

---

### 3) Die epische Form der Dichtkunst.

#### 37.

#### Charakter und einzelne Theile der epischen Form der Dichtkunst.

Wenn der Character der didactischen Form der Dichtkunst auf der zur ästhetischen Einheit erhobenen Darstellung von Gefühlen beruht, die durch Begriffe des Verstandes, oder durch Ideen der Vernunft aufgeregt und hervorgebracht werden; so beruht der Character der epischen Form der Dichtkunst auf der zur ästhetischen Einheit erhobenen Darstellung von Gefühlen, die durch Gegenstände in der Naturwelt, oder durch Vorgänge im Reiche der menschlichen Freiheit angeregt und erzeugt werden.

Denn ob es gleich der allgemeine Character der Dichtkunst, und die Grundbedingung jedes einzelnen dichterischen Erzeugnisses ist, daß Gefühle dargestellt, und diese, vermittelt der idealischen Gestaltung des Stoffes, zur Einheit der Form verbunden werden; so unterscheiden sich doch die einzelnen Hauptklassen der Dichtkunst dadurch von einander, daß der darzustellende Stoff in der lyri-

über den  
 in der  
 durch den  
 nunmehr  
 vermittelte  
 ständes  
 der  
 Lehrgänge  
 Jene  
 Daraus  
 Realitäten  
 heit der  
 epischen  
 zungen  
 Geben  
 reiche  
 vermittelte  
 Realitäten  
 die  
 der  
 Jene  
 in  
 die  
 die

: einen  
 i Artila,  
 as, eine  
 er Treue  
 noch seine  
 igemeinen  
 :off durch  
 an er ihm  
 : ertheilen,  
 e, innige  
 ste; dann  
 gebrochen,  
 : war, in-  
 zu seyn nd-  
 el an Tiefe  
 erischer, die  
 en, Einbil-  
 Sobald aber  
 ft über den,  
 :off waltet,  
 a idealischen  
 Urtheil der  
 an sie über  
 n. Denn  
 den rein  
 : Form des  
 zungen des  
 i sie inner-  
 heinen, als  
 : Niemand  
 Spittler,  
 n u. a. auf  
 orm der ge-  
 Dichtern in



fühle für die ästhetische Darstellung in der didactischen Dichtkunst zu vermitteln vermögen; so giebt es auch Naturgegenstände und Vorgänge in der Wirklichkeit (z. B. ein stinkender Sumpf, ein verwesender thierischer Leichnam, eine Lazareth-Amputation, eine Section u. s. w.), die sich nicht für die dichterischen Darstellungen eignen, weil sie das Gefühl zurückstoßen, statt daß es für die dichterische Behandlung mächtig aufgeregt, so wie, durch diese Aufregung, die Einbildungskraft in eine freie Thätigkeit zur Hervorbringung einer idealischen Form versetzt werden soll.

Allein für diese Beschränkung der epischen Dichtkunst von der einen Seite in Hinsicht des Stoffes, wird sie von der andern wieder hinreichend entschädigt, daß sie, was dem Geschichtschreiber in der Prosa nie verstattet ist, theils die wirklichen Naturgegenstände und Thatfachen der Geschichte, nicht nach ihrer geschichtlichen Wahrheit, sondern nach ihrer ästhetischen Darstellbarkeit, d. h. nach den Gesetzen des Ideals behandeln, theils daß sie sogar nach der Aehnlichkeit wirklicher Erscheinungen und Vorgänge, Naturerscheinungen, Individuen und Thatfachen, die nie im Kreise der wirklichen Welt bestanden, durch die schöpferische Einbildungskraft ins Daseyn rufen darf, unter der einzigen Bedingung, daß der darzustellende Stoff einen ästhetischen Charakter trägt, und daß er von dem Dichter zur vollendeten Einheit der Form erhoben wird.

Durch dieses freie Schaffen einer idealischen geschichtlichen Welt unterscheidet sich daher der epische Dichter wesentlich von dem Geschichtschreiber in der Prosa. Es heißt den Charakter der epischen Dichtkunst, nach der Unermeßlichkeit ihrer Stoffe und Gebilde, ganz verkennen, wenn man z. B. den

Dichter eines Romans vorwirft, er habe einen Marc Aurel, einen Karl den Großen, einen Attila, einen Tamerlan, eine Jungfrau von Orleans, eine Maria Stuart, u. a. nicht mit geschichtlicher Treue gezeichnet. Dies war weder sein Beruf, noch seine Aufgabe. Allein wenn er diesen, im Allgemeinen aus der wirklichen Welt entlehnten, Stoff durch seine Behandlung nicht zu idealisiren, wenn er ihm nicht die ästhetische Einheit der Form zu ertheilen, wenn er nicht innerhalb dieser Form tiefe, innige und warme Gefühle auszuathmen vermochte; dann hat er freilich den Stab über sich selbst gebrochen, weil er weder Historiker, noch Dichter war, indem er das erste nicht seyn wollte und zu seyn nöthig hatte, das zweite aber, aus Mangel an Tiefe des Gefühls und aus Mangel an schöpferischer, die Einheit der ästhetischen Form erzeugenden, Einbildungskraft nicht zu seyn vermochte. Sobald aber der epische Dichter mit schöpferischer Kraft über den, der wirklichen Geschichte entlehnten, Stoff waltet, und denselben für ästhetische Zwecke in idealischen Formen ausprägt; sobald darf ihn das Urtheil der strengen Historiker nicht kümmern, wenn sie über den Eingriff in ihr Gebiet Klage führen. Denn kommt ihnen die Kraft des Geistes zu, den rein geschichtlichen Stoff zu einer vollendeten Form des prosaischen Stils, nach allen Bedingungen des Gesetzes der Form, zu gestalten; so werden sie innerhalb ihres Gebietes eben so classisch erscheinen, als der epische Dichter in dem seinigen, und Niemand wird Bedenken tragen, Schözer, Spittler, Johannes Müller, Wachler, Luden u. a. auf gleiche Linie, innerhalb der gediegenen Form der geschichtlichen Prosa, mit den classischen Dichtern in

den Formen der epischen Dichtkunst zu stellen, so verschiedenartig auch die Art und Weise ist, wie der Prosaiker, und wie der epische Dichter dem Gesetze der Form Genüge leistet.

## 38.

## F o r t s e t z u n g.

Unverkümmert bleibt daher dem epischen Dichter das Recht, gleich dem Geschichtsschreiber in der Prosa, über alle Stoffe der beiden geschichtlichen Kreise: der Vergangenheit und der Gegenwart, unter der einzigen Bedingung zu gebieten, daß diese Stoffe ästhetisch darstellbar sind. Allein vorzugsweise vor dem Geschichtsschreiber in der Prosa behauptet der epische Dichter auch das Recht, eine idealische Vergangenheit und Gegenwart, als reines Erzeugniß seiner schöpferischen Einbildungskraft zu gestalten, sobald er den frei ins Daseyn gerufenen Stoff theils nach dem Gesetze der logischen und ästhetischen Möglichkeit, theils nach dem Gesetze der Form, als eine in sich gediegene und vollendete Kunstform, behandelt. Unter diesen Bedingungen gehört die ganze Zauber- und Geisterwelt in den Kreis der Stoffe des epischen Dichters, die er in den meisten einzelnen Formen der epischen Dichtkunst, in dem ernsthaften und formischen Epos, in der Romanze, Ballade, in der Legende u. s. w., mit dichterischer Freiheit anwenden kann; nur daß alle, der wirklichen Welt nicht einheimische, Wesen (z. B. Engel, Teufel, Feen, Sylphen, Nixen u. a.) nach dem Gesetze der logischen Möglichkeit und der ästhetischen Darstellbarkeit ankündigen müssen. Gegen die logische Möglich-

keit verstößt aber blos der Unsinn, d. h. was nach dem Gesetze der formellen Wahrheit, ohne inneren Widerspruch, nicht gedacht werden kann; so wie gegen die ästhetische Darstellbarkeit das verstößt, was keine Schönheit der Form verstattet, was mithin nie unter das Gesetz der Form — das höchste für alles durch Sprache Darstellbare und Dargestellte — gebracht werden kann.

Weil aber unzählige einzelne vollendete Formen der epischen Dichtkunst ohne diese Beimischung einer Zauber- und Geisterwelt bestehen; so darf diese sogenannte Maschinerie nicht als zum Wesen der epischen Dichtkunst selbst erforderlich betrachtet werden, wie einige Theoretiker gethan haben. Denn so gewiß diese Maschinerie, nach den vorhandenen classischen Dichtern in der epischen Form, zu den Eigenthümlichkeiten der epischen Dichtkunst gehört; so gewiß darf sie doch nur zum Luxus, und nicht zum ursprünglichen Wesen dieser dichterischen Form gerechnet werden, weil sonst die Maschinerie bei keinem einzelnen classischen Erzeugnisse der epischen Dichtkunst fehlen dürfte. —

Noch aber gehört es zu der Erweiterung des reichen Gebietes der epischen Stoffe, daß der epische Dichter — nächst den Thatfachen und Erscheinungen in der Wirklichkeit, sie heiße Vergangenheit oder Gegenwart, und nächst den durch die Einbildungskraft ästhetisch umgeschaffenen wirklichen Vorgängen, oder vermittelt der Einbildungskraft, nach dem Gesetze der logischen Möglichkeit und ästhetischen Darstellbarkeit, völlig neugestalteten Individuen, Begebenheiten und Naturerscheinungen, — eben so gut auch abwärts von dem Menschen (z. B. in der Fabel) seine Stoffe aus dem Kreise

der unbelebten und der thierischen Organisationen, wie aufwärts aus den Kreisen der übersinnlichen Welt entlehnen, und beide Kreise mit dem unmittelbaren Kreise der menschlichen Freiheit in Verbindung und Wechselwirkung bringen kann, doch jedesmal nach einem festbestimmten Verhältnisse beider Kreise zum Kreise der menschlichen Freiheit. Denn das in der Fabel dargestellte Thier erscheint so wenig um seiner selbst willen, als das höhere Wesen in dem Epos und in der Ballade; beide sind des Menschen wegen da, um entweder den thierischen Instinkt in einer ästhetischen Verhüllung an den Wirkungskreis der menschlichen Freiheit zu halten, oder ein übersinnliches Wesen, nach seiner geistigen und überirdischen Kraft, in Gegensatz und Widerstreit, oder auch in Verbindung und Unterstützung mit den geistigen und physischen Kräften der handelnden Individuen zu bringen.

Die dramatische Form der Dichtkunst, die der epischen nahe verwandt ist, unterscheidet sich dadurch wesentlich von derselben, daß in der epischen Form der Dichter in seinem eignen Namen spricht und wirkt, während der dramatische Dichter seine Individualität ganz aufopfert, und die Personen, die er schildert, selbst in die Mitte der Darstellung versetzt, um durch dieselben die Handlung durchzuführen und die ästhetische Einheit der Form vollenden zu lassen.

Die einzelnen Formen der epischen Dichtkunst sind:

- a) das ernste Heldengedicht;
- b) das komische Heldengedicht;
- c) die Romanze und Ballade;

- d) die Legende;
- e) die poetische Erzählung;
- f) die Fabel.

## 39.

## a) Das ernste Heldengedicht.

Der Charakter des ernstesten Heldengedichts beruht auf der zur ästhetischen Einheit vollendeten Darstellung des Kampfes der menschlichen Kraft überhaupt, besonders aber der Kraft des freien Willens mit der Macht des Schicksals. Das Heldengedicht versinnlicht daher zwei einander gegen über stehende Größen: Freiheit und Naturnothwendigkeit; die erste vergewärtigt in der Thätigkeit eines menschlichen Wesens; die zweite in einer auf den Menschen eindringenden äußern Macht und Gewalt, so daß die ästhetische Aufgabe des Epos und die Wirkung desselben in der Darstellung dieses Anwogens zweier feindlicher Kräfte gegen einander sich ankündigt, wodurch, bei der Anschauung dieses Kampfes, das gemischte Gefühl der Lust und der Unlust angeregt wird, bis zuletzt im Augenblicke der ästhetischen Vollendung der Form — es siege nun der Held über das feindliche Schicksal, oder er unterliege demselben — das Gefühl der Lust das Uebergewicht über das Gefühl der Unlust behauptet. Das Heldengedicht verlangt also Handlung, und zwar Handlung eines menschlichen d. i. eines, neben der physischen Kraft, mit geistiger Kraft und mit Freiheit des Willens ausgestatteten, aber unter den Schranken der Endlichkeit stehenden, und gegen die

Macht der Naturnothwendigkeit, oder gegen die Vernichtung drohende Freiheit Anderer, anstrebbenden Wesens. Denn im Epos wird unter dem Schicksale, das der Kraft des Helden feindlich sich entgegenthürmt, bald die in ihren Ankündigungen unaufhaltbar wirkende äußere Natur, bald die mit allem Nachdrucke berechneter Klugheit und abgemessener Bosheit anstrebbende feindliche Freiheit anderer Wesen seiner Gattung, bald beides zusammen in abwechselndem Kampfe, bald aber auch der Antheil überirdischer Wesen an diesem mächtigen Kampfe verstanden. Von selbst folgt daraus, daß — sobald der Dichter seines Stoffes völlig mächtig ist — die ästhetischen Eigenschaften der Kraft, des Kühnen, des Edlen und Würdevollen, des Unerwarteten und Wundervollen, des Großen, des Erhabenen und Feierlichen, des Pathetischen und Rührenden (vgl. Th. 1. §. 51. 53 — 59), für die Aufnahme in das ernste Heldengedicht besonders sich eignen, so wie, durch die Vergegenwärtigung dieser Eigenschaften innerhalb der vollendeten epischen Form, in dem Gemüthe des Anschauenden der Kampf des Gefühls der Lust mit dem Gefühle der Unlust veranlaßt wird, der, nur in dem Augenblicke der Entscheidung der epischen Handlung, in den Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Lust übergeht.

Ob nun gleich der im Epos dargestellte Held eben so nach seiner physischen Kraft, und nach seinen geistigen Vermögen, namentlich nach der Größe seiner Vernunft und nach der Innigkeit seines Gefühls, wie nach seiner sittlichen Freiheit im Kampfe mit dem auf ihn eindringenden feindlichen Verhängnisse erscheinen kann; so erfüllt doch  
 : Kampf der sittlichen Kraft gegen die Macht

des widrigen Schicksals mit einem erhöhtern gemischten Gefühle der Lust und der Unlust, als die bloße Wahrnehmung der Aeußerung der physischen oder intellectuellen Kräfte, obgleich die ästhetische Wirkung des Heldengedichts zunächst auf dem idealisirten Anstreben gegen große, während des Kampfes fortdauernd gesteigerte, Schwierigkeiten beruht, in deren Besiegung die dem Helden einwohnende Kraft sich bewährt.

Unter dieser Bedingung darf es auch nur Ein Individuum seyn, das im Mittelpuncte der dichterischen Darstellung steht. Auf diesen Helden muß sich alles im Epos beziehen; alles muß um seinetwillen da seyn; nichts darf in die Darstellung aufgenommen werden, das nicht in näherer oder entfernterer Verbindung mit ihm, und zwar nach dem Verhältnisse stände, in welchem er seine Kraft thätig beweiset. Das Erste daher, worauf es im Epos ankommt, bleibt die versinnlichte Darstellung, Haltung und Durchführung des Helden und der Aeußerung seiner durch das Schicksal aufgebotenen Kraft. Das Zweite ist die dichterische Schilderung der Macht des Schicksals, gegen welche er kämpft. Zwischen seiner Kraft und der Macht des Schicksals muß aber in der epischen Kunstform das sorgfältigst berechnete Verhältniß herrschen. Denn wäre die Macht des Schicksals ursprünglich stärker, als die Kraft, die gegen sie ankämpft; so wäre der Sieg des Schicksals im Voraus entschieden. Wäre hingegen die Kraft des Helden, als solche, sogleich in ihrer ersten Ankündigung überwiegend über die Gewalt des Schicksals, das sie zum Kampfe anregt; so könnte der Held nicht der Gegenstand unsrer Theilnahme und Bewun-



derung werden, weil nur die Gleichmäßigkeit der Kraft des Andranges und des Widerstandes die hohe Bewegung und den innern Kampf der Lust und Unlust im Gefühlsvermögen hervorbringt. Nur dadurch also, daß, bis zum Schlusse des Epos, gleichmäßig mit der sich verstärkenden Macht des Schicksals auch die Kraft des Helden in einer unverkennbaren Steigerung sich ankündigt, wird das Interesse an der Darstellung erhalten und erhöht. Mag übrigens der Held zuletzt siegen oder unterliegen; so streitet beides nicht mit dem Charakter des Epos; nur muß der Held, wann er unterliegt, als ein Wesen fallen, das bis zum letzten Augenblicke den Anspruch auf Achtung, Theilnahme und Bewunderung behauptet. Selbst der überirdische, der göttliche Held muß, sobald er im Epos erscheint, als sittlich vollendeter Mensch, im Vollgefühle und in der Vollkraft aller höhern geistigen Vermögen, nach der höchsten Reife der Vernunft, nach der größten Innigkeit, Reinheit und Stärke des Gefühls, und nach der unwiderstehlichen Kraft der geläutertsten sittlichen Freiheit sich ankündigen, um, ausgestattet mit dieser Gesammtheit vollendeter Eigenschaften, den großen Kampf mit der andringenden Macht des feindlichen Schicksals zu bestehen; denn der Knoten, dessen Schürzung auf der Steigerung dieses Kampfes beruht, soll nicht durch überirdische Kräfte zerhauen, sondern durch die Kraft des freien Willens gelöst werden.

Der Dichter des Epos ist, wie die Theorie der epischen Dichtkunst überhaupt (S. 37 und 38.) zeigte, wenn er auch geschichtliche Thatfachen zur Unterlage seiner Darstellung wählt, nicht an das Gesetz der geschichtlichen Wahrheit gebunden; wohl aber muß

er die dichterische Wahrheit, die innere Nothwendigkeit in den Handlungen des Helden, und den innern Zusammenhang zwischen der Freiheit des Helden und der Macht des Schicksals festhalten, weil ohne diese innere Nothwendigkeit keine Einheit der ästhetischen Form möglich ist. Aus dem Festhalten dieser innern Nothwendigkeit ergiebt sich die Eintheilung des Epos in die einzelnen Acte oder Gesänge, so daß jeder einzelne Gesang ein in sich abgeschlossenes Ganzes des dargestellten Kampfes zwischen der Freiheit des Helden und der Macht des Schicksals bildet, obgleich jeder einzelne Gesang mit den vorhergehenden und nachfolgenden Gesängen im nothwendigen Zusammenhange stehen muß. Selbst die Aufnahme des Wunderbaren und Uebersinnlichen in das Heldengedicht (S. 38.) steht unter diesem Gesetze der innern ästhetischen Nothwendigkeit, so daß es keinen zufälligen und außerwesentlichen, sondern einen nothwendigen Bestandtheil der ganzen Handlung bildet.

Die künstlerische Anlegung, Haltung und Durchführung des Epos, der darin vorherrschende Ton des Gefühls, und die wechselnde Farbengebung in den einzelnen dargestellten Gruppen und Schilderungen, ist eine Wirkung der Begeisterung und der schöpferischen Einbildungskraft des Dichters, und wird deshalb — im ganzen Umfange der ästhetischen Form — das Gepräge der Individualität des Dichters an sich tragen. Je größer seine dichterische Kraft ist, den Helden nach allen seinen Handlungen und Ankündigungen im Glanze des Ideals, und, ihm gegen über, die Macht des Schicksals in ihrem ganzen Umfange darzustellen; je bestimmter das Gesetz des innern Zusammenhanges und der Nothwendigkeit

zwischen allen einzelnen Theilen herrscht, und je mehr es ihm gelingt, das Interesse an der Darstellung bis zu dem Schlusse hin zu steigern; desto umschließender und sicherer wird die Wirkung des Epos seyn.

Wenn man in neuerer Zeit den ästhetischen Charakter des Epos beinahe zu überschätzen und die epischen Dichtungen über die lyrischen zu stellen suchte; so darf man, um beide gehörig zu würdigen, den wesentlichen Unterschied zwischen beiden nie übersehen. Die lyrische Form der Dichtkunst versinnlicht nämlich die höchste Kraft des intensiven Lebens der Gefühle, die epische Form die möglichst höchste extensive Ankündigung dieser Gefühle in Handlungen, welche rückwärts in dem menschlichen Gefühlsvermögen begründet und mit den Aeußerungen dieser Gefühle vergesellschaftet sind. Die Aufgabe und der Zweck der lyrischen Dichtkunst ist daher die sinnlich vollendetste Subjectivität, so wie die Aufgabe und der Zweck der epischen Dichtkunst die sinnlich vollendetste Objectivität. — Ungeachtet dieser ursprünglichen Verschiedenheit ihres ästhetischen Charakters, stehen aber doch die lyrische und epische Form der Dichtkunst einander gleich in Hinsicht des ästhetischen Gehalts; denn dieser beruht nicht auf der Wahl des dichterischen Stoffes, sondern auf der Gediegenheit und ästhetischen Vollendung der Form, so wie das größere Wohlgefallen entweder an der lyrischen, oder an der epischen Form — bei gleicher Classicität derselben — von der individuellen Stimmung dessen abhängt, der bei der Betrachtung dieser Kunstformen verweilt.

Man darf übrigens den modernen Epos nicht mit dem griechischen verwechseln; denn mehr, als

die lyrische und didactische Form der Dichtkunst, trägt die epische die Farbe und das Gepräge der einzelnen Völker und Zeiten, weil ihr Individuen, Ereignisse und Thatfachen zum Grunde liegen, die nur im Lichte ihrer Zeit ganz richtig aufgefaßt werden können. So viel daher auch der epische Dichter von der geschichtlichen Wahrheit in seiner Darstellung abgewichen seyn mag; so wird er doch das Zeitalter, mit seinen Vorstellungen und Ansichten von Religion und Staatsleben, so wie das Volk nicht verläugnen können, aus dessen Geschichte mehr oder weniger in die einzelnen Schilderungen — vielleicht selbst nur in die Episoden — des Epos übergeht. Dies gilt von der Ilias und Odyssee, wie von dem Heldenbuche und dem Niebelungenliede. Kein Dichter der griechischen und römischen Vorzeit hätte des heiligen Grals, oder des Ezels und Siegfrieds gedenken können, und Dante in seiner göttlichen Komödie, Tasso in seinem befreiten Jerusalem kündigen nicht nur sogleich sich als christliche Dichter, sondern auch — im Gegensatze der Ritterdichtkunst des eigentlichen Mittelalters — als epische Dichter im ausgehenden Mittelalter an. Eben so tragen Miltons verlornes und wiedergefundenes Paradies theils den Charakter eines brittischen Dichters, theils die Farbe der religiösen und kirchlichen Ansichten seiner Zeit. Dies gilt selbst von dem vollendetsten Epos in deutscher Sprache, von Klopstocks Messias. — v. Schönaichs Hermann, oder das befreite Deutschland, Bodmers Noachide, und Joh. Elias Schlegels Heinrich der Löwe stehen, in Hinsicht der ästhetischen Haltung, weit hinter dem Messias. Kräftig war der Ton in Zacharia's Schöpfung

der Hölle; sein Cortes aber, und Wielands Cyrus blieben Bruchstück. Geßners Tod Abels und Voss Luise müssen als idyllisches Epos aufgeführt werden. Allein v. Sonnenberg schwang sich im religiösen Epos — im (unvollendeten) Weltende, und in Donatoa — dem Sänger des Messias am nächsten; so wie v. Alpringer im Doolin von Mainz und im Blumberis, und Fr. Aug. Müller im Richard Löwenherz, Alfonso, Adelbert dem Wilden — mit wenigen andern — im ernstesten weltlichen Epos nicht ohne Achtung genannt zu werden verdienen, wenn auch der ästhetische Gehalt ihrer Epopöen nicht überfeiert werden darf.

## 40.

Beispiele aus dem ernstesten Heldengedichte.

1) vom Freiherrn v. Schönaich († 1807; 81 Jahre alt).

(aus f. Hermann, oder das befreite Teutschland; neue Aufl. Leipz. 1753. — Bruchstück aus dem zwölften Buche, wo Hermann die Teutschen den unter Varus sich nähernden Römern entgegen führt.)

„Jauchzet Brüder, ruft Hermann, daß sie so vermessen sind;  
 Daß die längst gehemmte Rache endlich Platz und Feld gewinnt;  
 Gold und Purpur gleißen zwar auf den aufgepußten Waffen;  
 Aber was kann Gold und Glanz wider Stärk' und Tugend schaffen?  
 Marsen! schaut! das sind die Feinde, die euch Joch und Ketten dräun;

Schaut doch die vergoldten Waffen! Sollten die euch  
schrecklich seyn?

Friesen, Sachsen, dämpft die Welle, die von jenem  
Hügel braust!

Folgt Cherusker, und ihr Ratten, thut, wie eures  
Fürsten Faust!

Es wird keine Kunst doch seyn, Weichlinge zu über-  
winden;

Und der Stolzen Lager muß heut in Rauch und Dampf  
verschwinden.

Kastolf, nimm dort jenes Adlers, der so prächtig  
schimmert, wahr;

Stell' ihn, Herzög, nach dem Treffen im geweihten  
Haine dar!

Wer des Varus Scheitel wird vor des Hermanns Füße  
bringen;

Dem soll unsrer Varden Mund Lob und Dank und Lieder  
singen."

Säng ich gleich mit Götterstimmen, würde doch mein  
Lied zu schwach;

Welche Göttin folgt den Helden unter Schwert und  
Spieße nach?

Zwar die Zwietracht schürt die Glut, und Vellonen  
fleht man toben;

Und Morbona selber hat ihre Schwingen frech er-  
hoben.

Krachend bricht sie aus der Hölle, bringet Tod und  
Schrecken mit;

Das bewegte Deutschland zittert, wenn die Göttin nie-  
dertritt.

Aus den Wüsten treibt sie Volf; sie entzündet Süd'  
und Norden;

Und die stets beeifte Welt ist zur Schlacht gerufen  
worden.

Hier spannt Mavors seinen Bogen, und sein Ruf erhebt  
die Schlacht;

Römer und auch Teutsche gleiten, weil das Blut sie  
gleiten mache.

Varus, den die Schlacht nunmehr, Noth und Schand'  
und Ruhm entflammen,  
Sammelt seinen ganzen Muth in der stolzen Brust zus-  
ammen.

„Römer, ruft er, denkt an Cäsar, denkt an Rom und  
an die Welt,

Die nun ihre scheuen Blicke nur auf euch gerichtet hält.  
Folget mir!“ und also bricht er der Ketten feste Glieder;  
Rastolf selber wird gehemmt; Teutsch' und Römer sin-  
ken nieder;

Diesen flammen Ruhm und Ehre, und die goldnen Adler an;  
Jenen treibt die Freiheit wieder, die er nicht verlieren  
kann. —

Varus, der sich von dem Sande unterdessen auf-  
gemacht,

Schweigt, und sieht mit bitterm Schmerzen seines Heers  
gebrochne Kraft.

Zähren voller Blut und Staub dringen von bestaubten  
Wangen,

Die Verzweiflung zwinget ihn, nach dem Tode zu ver-  
langen,

Rasend greift er nach dem Schwerte, das zerknicket vor  
ihm liegt;

Stößt es wütend in den Busen, daß sich Griff und  
Klinge biegt,

Eprudelnd springt das Blut und fließt auf die graus-  
erfüllten Matten;

Seine schwarze Seele fleucht zu der Väter edlen Schatten.

Hauhold, ein verwegner Teutscher, nimmt der Römer  
Feldherrn wahr;

Gleich trennt er mit einem Hiebe seinen Kopf vom  
Kumpfe gar,

Eilt zum Helden, ruft und spricht: „Fürst, hier liegt der  
Feind im Staube!“

Hermann siehts, und giebt ihm gleich den vergoldten  
Helm zum Raube.

Edmund aber wird berufen. „Freund, so klingt des  
Herzogs Wort,

Bringe diesen Kopf dem Marbod!“ Augenblicklich eilt  
er fort,

Dieses Zeichen des Triumphs, da hier Teutschland Rom  
geschlagen,

An der Marcomannen Hof zur Beschämung hinzutragen.

So erfocht der Held die Freiheit; so bezwang er die  
Gefahr,

Die der ganzen Erde schrecklich, und den Teutschen  
rühmlich war.

Des heissen Nordens Meer sah die frechen Adler glänzen;  
Nur der lorbeerreiche Tag setzte Rom den Rhein zu  
Grenzen.

Rom erschrock; Augustus bebte; und man hielt den  
Feind so nah,

Daß der Bürger ganz erschrocken Hermanns Schwert ent-  
gegen sah.

Blut von tausend Opfern floß, wie das Fett von den  
Altären;

Wahn und Andacht sollten nun den erzürnten Schwer-  
tern wehren.

Noch der Held war seinen Völkern lang ein Fels, und  
starker Schild;

Und ist noch den spät'sten Enteln der vergessnen Pflich-  
ten Bild.

Bei den Teutschen hörte Rom endlich auf, zu über-  
winden;



Endlich mußte diese Nacht durch der Väter Arm ver-  
schwinden.

Ach, wo lebt nun wohl ein Hermann? Holder Himmel,  
schaff' ihn doch!

Deutschland heget ja wohl Helden; aber keinen Hermann  
noch.

Ist es möglich, o, so laß meinen heißen Wunsch ge-  
lingen;

Und du, Muse, sollst alsdann mit erhabnem Tone  
singen!

## 2) von Klopstock († 1803).

### Jesus in Gethsemane.

(aus dem fünften Gesange des Messias.)

— Jetzt denkt Gott sich selbst, und das Geisterheer,  
das ihm treu blieb,

Und den Sünder, das Menschengeschlecht! Da zürnet  
er. Ruhend

Hoch auf Tabor, hält er den tieferzitternden Erdkreis,  
Daß der Staub nicht vor ihm in das Unermeßliche stäube!  
Wendet gegen Eloa darauf sein schauendes Antlitz,  
Und der Seraph versteht die Red' in dem Antlitz Je-  
hovah's;

Steigt von dem Tabor gen Himmel. So hub von der  
Hütte des Bundes

Sich die Führerin weg, die himmelführende Wolke,  
Wenn das Volk, der sichtbare Zeuge von Bethlehems Sohne,  
Seine Gezelte von Oede zu Oed' auf Moses Gebot trug.  
Und der Gesendete stand auf einer Mitternacht stille,  
Schaute zum Delberg nieder, erhob die Donnerposaune,  
Tönte des Weltgerichts Entsetzen aus der Posaune,  
Rufte gegen die Erd', und sprach: Bei dem furchtbaren  
Namen

Dessen, der ewig ist, und seiner Gerechtigkeit Dauer  
Mit Unendlichkeit maß; der hält die Schlüssel des Ab-  
grunds,

Der mit rügender Flamme die Hölle, den Tod mit All-  
macht,

Und mit Gericht bewaffnet! Ist einer unter den Himmeln,  
Welcher, statt des Menschengeschlechts, im Gericht will  
erscheinen,

Dieser komme vor Gott! So ruft Eloa vom Himmel.  
Und der Gottmensch schaute dem hohen Seraph ins  
Antlitz,

Hörte den Klang der Posaune! Da ging er mit schnel-  
lerem Schritte

In Gethsemane fort. Noch folgten ihm drei von den  
Jüngern

In die schreckende Nacht. Er entriß sich ihnen, und eilte  
Ganz in das Einsame hin. Jehovah' hub das Gericht an.

In das Heiligste hast du mich zwar, Sionitin, geführt,  
Aber nicht in das Allerheiligste. Hätt' ich die Hohheit  
Eines Propheten, zu fassen die ewige Seele des Menschen,  
Und mit gewaltigem Arm sie fortzureißen; und hätt' ich  
Eines Seraphs erhabene Stimme, mit welcher er Gott  
singt;

Ednete mir von dem Munde die schreckensvolle Posaune,  
Die auf Sina erklang, daß unter ihr bebte des Bergs  
Fuß;

Sprächen der Cherubim Donner aus mir, Gedanken zu  
sagen,

Deren Hohheit selbst der Posaune Ton nicht erreichte:  
Dennoch ersank' ich, du Gottversöhner! dein Leiden zu  
singen,

Als mit dem Tode du rangst, als unerbittlich dein Gott war.  
Ueber den Staub der Erde gebückt, die, im Graun  
vor dem Richter,



Und nun ist sie gekommen! O seyd mir, Schlafende  
Gottes,

Seyd mir in euren Grüften gesegnet! Ihr werdet er-  
wachen!

Ach wie fühl' ich der Sterblichkeit Loos! Auch ich bin  
geboren,

Daß ich sterbe! Der du den Arm des Richters empor-  
hältst,

Und mein Gebein von Erde mit deinen Schrecken er-  
schütterst,

Laß die Stunde der Angst mit schnellerem Fluge vor-  
beigehn!

Vater! es ist dir alles möglich, ach laß sie vorbeigehn!

Ganz von deinem Born, von deinen Schrecken gefüllet,

Hast du mit ausgebreitetem Arm den Kelch der Leiden

Ueber mich ausgegossen. Ich bin ganz einsam, von allen,

Die ich liebe, den Engeln, den Mehrgeliebten, den  
Menschen,

Meinen Brüdern, von dir, von dir, mein Vater, ver-  
lassen!

Schau, wo du richtest, ins Elend herab! Jehovah! wer  
sind wir,

Adams Kinder, und ich! Laß ab, die Schrecken des Todes

Ueber mich auszugießen! Doch nicht mein Wille geschehe!

Vater, dein Wille gescheh'! Mein hingehaftetes Auge

Schauet aus in die Nacht, und kann nicht weinen; mein  
Arm hebet,

Starrt nach Hülfe gen Himmel empor; ich sink' auf  
die Erde:

Sie ist Grab! Es ruft, durch alle Tiefen der Seele,

Laut ein Gedanke dem andern: Ich sey von dem Vater  
verworfen!

Ach, da der Tod noch nicht war! da noch die Stille  
des Vaters

Ruht' auf dem Sohne! da Adam ward, daß er ewig  
lebte.

Aber mein Erdegebein trägt auch die Gottheit! Ich leide!  
Ich bin ewig, wie du! Es gescheh', o Vater, dein Wille!

Also sprach er, und richtete sich von seinem Gebet auf,  
Stützt' auf die wankende Rechte sich nieder, und schaut'  
in die Nacht hin.

### 3) von Bodmer (1783).

Bruchstück aus dem achten Gesange der Noachide.  
(nach der umgearbeiteten Auflage vom J. 1781).

— Als der Komet den Grenzen der Erde so nahe ge-  
kommen,

Daß er kaum seinen Durchschnitt von ihrer Kugel ent-  
fernt flog,

Sieh, da verließen die Wasser des Oceans ihre Gestade,  
Hoben den Rücken empor, und schwellen gegen den  
Stern auf.

Lange schon streifte die Atmosphäre des fremden Gestirnes  
An die Grenzen der Erde, die beiden vermengten sich  
kreuzend,

Seltzam verflochten; mit Arbeit und Müh rangen Stern  
und Erdball

Einen Pfad durch den andern, damit er unaufgehalten  
Seinen verordneten Kreis in des Aethers Gefilden voll-  
brächte.

Von der Gewalt im Grund unwiderstehlich erschüttert,  
Fielen die Thürme zu Trümmern, die Tempel und ho-  
hen Paläste,

Hügel fielen auf Hügel, und Klippen stießen an Klippen.  
Als die Planeten so kämpften, zerriß der Dunstball des  
Schweifsterns.

Eine Nacht hing über der andern an ehernen Ketten,

Schwärzere Schatten, als welche sich über Eimmerien  
hängen.

Ofters erhellte die tödtlichen Schatten ein schlängelndes  
Bliken,

Breit, wie ein Strom, und kreuzend vom Ausgang zum  
Untergang, Donner

Brüllten mit schmetternder Stimm', und unter die  
Stimme des Donners

Heulte Verzweiflung. Der Tod war in allen Gestalten  
vorhanden;

Hing in der Luft, und wühlte in der Erd', und stürmte  
vom Meer her;

Wo man hinsah, da droht' allgegenwärtig sein Antlitz,  
Aber jetzt rissen die Bande der Wolken; die Urnen und  
Schläuche

Thaten sich auf, und gossen kometische Meere herunter.  
Wen nicht die Erde begrub; den ergriff die Flut, o sie  
schleppte

Unerbittlich zum Tod Nationen von Menschen und Thieren.  
Von der gehörnten Flut gespart, auf Berge geflohen,  
Standen da blasser Schaaren, den Tod nur länger zu schmecken,  
Reuchten nach Luft, und umschlangen mit beiden Armen  
die Bäume,

Eine Frist von drei Athemzügen vom Tod zu gewinnen.  
Ueber sie rauschte die Flut mit Riesenschritten, nicht müde,  
Bis sie die Erde durchwandert hatte von Pole zu Pole.  
Ach, sie erhaschte die Sünder in ihrer sichersten Stunde,  
Eingeschláfert, im Schwindel der Lust' und des Unsinn's  
begraben;

Denn sie kam wie ein Feind, der in der Mitternacht  
einbricht.

In dem gestadlosen Meer, mit den Leichen der Sün-  
der vermischet,

Schwammen die Körper der Edlen, zur Seite der Thiere  
des Feldes,

Alles Fleisch, das sich von der Speisetragenden Erde  
Nähret, verfolgte der Tod weltherrschend von Zone zu  
Zone.

O wie war die Gestalt des Landes verkehrt, wie ver-  
wandelt!

Wo nur jüngst noch der Lenz in seinem blumigten Kleide  
Zwischen der duftenden Ros' und dem Liede der Nach-  
tigall lachte,

Schmachtet' er unter den Banden, womit die Flut ihn  
gebunden.

Schweflichte Dämpfe von finstern und groben Erzen  
des Abgrunds

Flogen empor, und mischten mit Gift die Luft und das  
Wasser.

Unterdeß floh der Komet, und rühmt', ihm hätte die Erde  
Nichts als die äußersten Ecken der Durstgebirge genommen.

Vor dem Antlitz der Menschen, die Gott in die Ar-  
che beschlossen,

Brüllten nicht ungehört die verschlossenen Donner im  
Erdreich,

Wankte nicht unempfundnen in ihrer Feste die Erde.

Auch sie hatten den eisernen Himmel, gepelzt von den  
Winden,

Kommen gesehn, und über das Land sich breiten gesehen,  
Bis er aus seinen Cavernen die Meere Gewässers hera-  
abgoß.

Aber den feindlichen Stern, der das Uebel der Erde ge-  
bracht hat,

Sahn sie nicht mehr; er nahm, gehüllt in cimmerische  
Schatten,

Seinen Lauf zu dem Kreis des Merkurs mit geflügelter  
Eile.

Aber noch reichte die Flut nicht hinauf zur schirmenden  
Arche.

Wo sie ein Fels umwöl bend in Schutz nahm; über dem  
Haupt hin  
Fiel von der Hdh' das Getös der Flut in schäumenden  
Wogen.

Innerhalb schien ein nächtlicher Tag, die eisernen Wolken  
Hemmt'n das Licht, und vermischten die Tag' und die  
Nächte zusammen.

Also flossen die Tage vorüber, zweideutige Tage,  
Die ein entkräftetes Licht nur mit welken Zügen bezeichnet.  
Unterdeß war die Flut beständig gewachsen, sie trat jetzt  
Ueber die Pforte des Paradieses, sie stieg in das Thal ein,  
Wo die Arch', an die Klippe gelehnt, dem Verderben  
entflohn war.

Aber indem die Wolken mit jedem Tage zerflossen,  
Reinigte sich der Himmel, das Licht brach durch und  
besiegte

Seine schwebenden Wässer, sie waren jetzt alle vergossen;  
Auf das Silber der Flut fiel die Sonn' im güldenen  
Glanze,

O wie erstarrten die Menschen, als sie die gestadlose Wüste  
Sah'n, allgegenwärtig die Flut, die Meere nach Meeren.  
Diese Gefilde von Wassern, die nur der Himmel begrenzte,  
Sekten sie lang aus sich selbst; sie standen und sahen  
erstaunet,

Als in Gedanken bemüht, die Weiten der Meere zu messen;  
Aber verloren sich über dem Anblick, und hatten Mühe  
Ihre verirrt'n Sinne zu sich zurücke zu sammeln.

Dann erhoben vor ihrer Stirne sich tödtliche Bilder,  
Eine Wahlstatt des Todes; sein Tummelplatz, seine Ge-  
richtsstatt,

Allgemeine Vertilgung, der Untergang aller Geschlechter,  
Aller Geschöpfe, die kürzlich den Athem des Lebens ge-  
hauchet;



Aber vornämlich der Menschen, unzähliger, welche der  
 Schöpfer  
 Halb nur von Staub und halb von himmlischer Flamme  
 gemacht hat,  
 Die der Tod jezt auf einmal in ihren Sünden ergriffen,  
 Jüngling' und Greise, die Kinder und Väter, die Müt-  
 ter und Bräute,  
 Alle gemäht, und zugleich in Einem Grabe vermischt hat.  
 Was für Hoffnung noch war, den Riß in der Schöpfung  
 zu heilen,  
 Raum auf die Wenigen an, die der enge Kasten beschloßen.

4) von v. Sonnenberg († 1805).

Bruchstück aus Donatoa, oder das Weltende.  
 Anfang des vierten Gesanges.

Sey mir, o Morgensonne, begrüßt in deinem Erwachen;  
 Rosiger Jugend noch, schwingst du dich heiter vom Lager  
 des Aufgangs  
 Wie die gekrönete Lieb' empor, an den Busen der Erde,  
 Schmückst die Erde, wie dich, mit junger Herrlichkeit,  
 lächelst  
 Allem Leben und Tode mit Einer Liebe, und freust dich  
 Ueber den Jugendspielen der Welt — auch dort, wo ins  
 Kühle,  
 Reich in die Blumen, mich einst zu meiner Kindheit  
 Gespielen  
 Niederbettet der Tod, — in der Hoffnung anderer Welt  
 schon.  
 Sonne, du steigst auch einst wie der Jüngling hinab,  
 und dein Auge  
 Schließt sich in Nacht, und schlägt es nun aus, dein  
 Herz der Freude,  
 Sinkst du mit im großen Zubettgehn aller Naturen.

Aber, wann einst du aus Wolfengräbern in hoher Ber-  
 klärung  
 Wieder erwachst, und das Erstlings Lächeln des himmli-  
 schen Lebens  
 Dir um die Morgenwange, wie ewiger Frühling, em-  
 porschwebt,  
 Du, mit dem Sterne der Lieb' hochzeitlich geschmückt an  
 dem Busen,  
 Braut in der Jugend Gefühl, in deiner Göttlichkeit  
 jauchzest,  
 Und im Triumph mit dem jubelschlagenden Herzen dich  
 vorschwingst,  
 Ach, an die Erde dich schmiegst, die kalte Mutter er-  
 wärmend,  
 Trunken vor Liebe und Licht, mit dem Kuß der Liebe  
 sie aufweckst;  
 Sonne, wann dann du dich froh in deiner Herrlichkeit  
 umschau'st,  
 Alle Gräber sich dir aufschließen, wie Rosen dem Frühstral,  
 Alle du kränzt, sie alle noch kennst, und nun auch des  
 Jünglings  
 Schummerhügel besuchst, der gern einst deiner sich freute,  
 Wann du ihn siehst, den noch schlummernden Sänger, und,  
 gern ihn noch hörend,  
 Nun ihm die Aschenlippen mit Edens Jugend umröthest.  
 O der Wonne, dich wiederzusehn, und in deiner Um-  
 strahlung,  
 Weit um die Erde hinab, vom Niedergang bis zum  
 Aufgang,  
 Alles voll hoffender Auferstehungen, die in die Hymne  
 Deines stillen Triumphs ihr lautes Entzücken nun mischen;  
 Wann die Lieben jetzt all' aus ihren Gräbern heraufgehn,  
 Alle die Trauten der Wiegenjahre, die ersten Umarmten,  
 Meiner Kindheit Gespielen und meiner Jugend Gefährten,



Ein in den göttlichen Plan der unendlichen Seligkeit  
 Aller!

Sieh, so löste das ewige Schicksal aller Natur sich  
 In die unendliche Harmonie auf: Gott ist die Liebe!

Ach, da sank nun aufs Knie das Universum des Lebens,  
 Hob die Arme zu Gott, und tief aus dem schlagenden  
 Herzen,

Aller Schöpfungen riefß mit der Stimme des höchsten  
 Erstaunens,

Schauernden Wonneerstaunens aus Allen mit einmal:  
 Allvater!

Und jetzt schwebten im All der Entzückung die Wieder-  
 verklärten

Jauchzend empor, es jauchzeten alle Naturen im Umkreis  
 Alle Schöpfungen auf; des Lebens unendliches All ward  
 Eine Jubelumarmung, und sieh' die Jubelumarmung  
 Sank an die große Jehovahbrust, an den Busen der Liebe.  
 Und Jehova blickt' auf das All; da drängten der Welten  
 Unermeßliche Heere sich all' um die große Umarmung,  
 Eine Welt nur zu seyn, und allgegenwärtiger Himmel  
 Ward die unendliche Welt, und ihre Sonne Jehova.

Ach! da lag jetzt alle Natur, die Engel und Menschen  
 Und der Dämonen Geschlecht an der Brust Allvaters  
 Jehova,

Alle wunde geblutete Herzen; da wurden jetzt alle  
 Zugedeckt von der großen Allvaterhand, und die Thränen  
 Jedes müde geweineten Augs von Ihr getrocknet;  
 Und da blühten um sie die Paradiese der Liebe,  
 Unter der Ewigkeit Morgenröthe mit allen Olympen,  
 In der unendlichen Gotteswelt um alle vereinet.

Ach da bebte, da zitterte selig an jeglichem Herzen  
 Alles, was je es umschlang in allem Großen und Schönen,  
 Alles in jeder Umarmung umarmte, in jeglicher Freude,  
 In der Wonne umarmte, in allen Gespielen der Kindheit,

Allen Jugendgeliebten, und kindlich in Vater und Mutter,  
Brüderlich traut in allen Geschwistern, und väterlich  
liebend

In der Unschuld des Kindes und Entels, am Busen  
umschlungen,

Alles in höheren Wonnestunden des Lebens umfaßt,  
Mitten im Jubel Erweinte, in jedem Schlagen des Herzens  
Heiß Ersehnte, in jeglicher Thräne vom Himmel Erflohte,  
Und in jeder süßen Beklemmung Erahnete, Alles,

Ach in aller Liebe Geliebte, in allen Gebeten

Se nur Erhoffte, und selbst im Olymp; ach alles, wor-  
nach nur

Thränen gerufen, und ewige Sehnsucht von erster Ge-  
burt an

Hatte geweint, da lagß jetzt allen am Herzen, was je nur  
Junge seraphische Thränen, von Edens verjüngter Aurora  
Liebend gesättigt, je lächelten; da das All des Geliebten,  
Ach das Alles fassende Herz, wornach vom Beginn an  
Alle unsere Wünsche, und unsere Hoffnungen alle,  
Jedes liebende Ach, und jedes heiße Verstummen,  
Unser ewiges Greifen hinauf von Sterne zu Sterne,  
Ueber die Morgenröthen hinauf und über die Himmel,  
Jedes brechende Herz und jedes gewendete Auge,  
Alle Leben nur ewige Armausstreckungen waren:

Sieh das Urideal, das nur für jegliches Wesen  
Einmal in der Jehovahschöpfung Unendlichem athmet,  
Und im engsten Vereine mit ihm nur Eine Natur ist;  
Endlich, endlich ruht es ja nun, ach endlich, Allvater,  
Allen im Arm, am schlagenden Herzen, mit schlagendem  
Herzen

Mit umschlingendem Arm an seinem Urideale,  
Lächelte, Wonne weinete, jubelte, zitterte Liebe.  
Weint' in des Anderen Seligkeit laut das innere Eden,  
Aller Himmel Himmel aus überwallendem Herzen!

Gott! da jubelt' die ganze lebendige Schöpfung im  
Einlaut

Unser Vater, der du im allgegenwärtigen Himmel  
Ueberall bist, nun sind wir endlich vom Uebel erlöst,  
Hast nun den Fall uns verziehen, wie wir einander ver-  
ziehen;

O, wir fallen durch alle unendliche Ewigkeit nie mehr,  
Hast jetzt Allen Alles gegeben, dein Will' ist geschehen,  
Wie im Reiche der Engel vordem, in aller Natur jetzt,  
Allen gekommen dein Reich, dein Nam' in allen geheiligt,  
Ewig und überall bist du im allgegenwärtigen Himmel  
Unser Vater!!!

5) von Fr. Aug. Müller († 1807).

Bruchstück aus seinem: Richard Löwenherz in,  
7 Büchern. (Berl. 1790. 8.)

Die fromme Wuth, fürs Heil der Christenheit  
Durch einen Schwur zum Kreuz sich zu verbinden,  
Und im Geruch der Heiligkeit,  
Für ein erlog'nes Glück, erträumte Seligkeit  
Und vollen Ablass aller Sünden,  
Das heim'sche Land, die Ruh' am eignen Heerd zu fliehn,  
Zum heiligen Grabe nach Jerusalem zu ziehn,  
Sein Schwert mit Bruderblut zu färben,  
Und endlich hart getäuscht im Arm des Grams zu sterben:  
Die fromme Wuth war noch nicht abgekühlt.  
Ein starker Wind aus Eiden unterhielt  
Die Flammen immer noch, und fachte neues Feuer  
In jedem Christenherzen an.  
Vom Herrscher bis zum niedern Unterthan  
War Keiner, dem der Ruhm, Befreier  
Der Christenwelt im Orient zu seyn,  
Nicht preislicher erschienen wäre,

Als häuslich Glück, als Glück des Bürgers, und die Ehre  
Ein guter Fürst des guten Volks zu seyn.

Wer fromm und heilig war, trat in den Bund mit ein;  
Und wer sein Lebelang ein böser Mann gewesen;  
Der schwor zum Kreuz, der schiffte sich mit ein,  
Und sieh', sein Haupt umstrahlt' ein goldner Himmelschein,  
Und seine Seele war vom Sündentod genesen.

So zog noch jedes Jahr ein immer größ'res Heer  
Gekreuzter Heiligen und Thoren über's Meer;  
Oft, um zu büßen, oft, für Gottes Ruhm zu streiten,  
Doch öfter, wuchs kein Glück im Vaterlande mehr,  
In jener Welt die Gunst des Schicksals zu erbeuten.

Ein rein'rer Trieb und ein Gelübde hieß  
Auch Richard, Englands Fürst, in jenem Paradies  
Für Gottes Ruhm und seinen Glauben kämpfen,  
Der Heiden Uebermuth zu dämpfen,  
Und seinen Vater, dessen Fluch  
Er brennend auf dem Haupte trug,  
Durch heiße, reuevolle Thränen  
Am Grabe Christi zu versöhnen:  
Dies war sein frommer Schwur, und den  
Mit aller Treu' erfüllt zu sehn,  
Mußt' er sein neues Reich, noch kaum gekrönt, verlassen,  
In Rom auf seinen Knie'n des Himmels Huld erslehn,  
Vom Papst sich segnend weihen lassen,  
Und dann mit Frankreichs Fürst nach Palästina gehn.

Er zog, umjauchzt von seinem tapfern Volke,  
Als Held und Büßender, zum mühevollen Streit,  
Und wie, in herbstlich später Zeit,  
Wann sich auf einer goldnen Wolke  
Des Tages Königin am Abendmeere senkt  
Und ihren Segenslauf nach andern Welten lenkt,  
Wie, wann ihr letzter Stral erbleichet,  
Der Schatten schwarzes Heer aus seinen Höhlen schleicht,

Giftschwang're Nebel aus den See'n  
 Und aus dem Bauch der Erde sich erheben,  
 Und von den finstern Wolkenhöhn  
 Mit starren Fittigen Orkane niederwehn;  
 So sah man jetzt in dem verwaisten Staate  
 Des Schicksals friedliche Gestirne untergehn  
 Und Wetterwolken schwarz sich über ihm erhöhn.  
 Verwirrung regte sich; der kühne Aufruhr nahte  
 Dem unbewachten Königsthron;  
 Die Zwietracht hob ihr Haupt, mit ihr Rebellion  
 Und Elend bürgerlicher Kriege.

Nur Einer blieb noch seinem König treu,  
 Und war bereit, selbst Blut und Leben  
 Mit Freuden für ihn hinzugeben.  
 Und diesen kühnen Mann, der den gewagten Streit  
 Für Richard oft beging, wer sucht' ihn in dem Stande  
 Der Jünger Ossians, im friedlichen Gewande  
 Der frohen Schaar, der Scherz und Freude nur gefiel?  
 Ein Sänger war es, Blondel nannte  
 Er sich. Schon früh entbrannte  
 Sein edles Herz beim frohen Saitenspiel  
 Für Tugend, Freundschaft und der Liebe Hochgefühl;  
 Früh wähl't er schon, bestimmt von höherm Drang, das  
 Ziel

Der edlen, hohen Kunst, zu der er sich bekannte,  
 Die Fürsten selbst genüßt — das ehrenvolle Ziel:  
 Ein Sänger unschuldsvoller Triebe,  
 Erhab'ner Freundschaft, reiner Liebe,  
 Der Fürsten Günstling und der Schönen Freund zu seyn.  
 Ihn weih'te Nollo selbst zu dieser Würde ein,  
 Und England sah die ersten Früchte  
 Von diesem früh genährten Drang.

Er zeigte sich im schönsten Jugendlichte  
 Am königlichen Hof. Sein göttlicher Gesang,



Sein männlich schöner Bau, die Reize seiner Jugend  
 Gewannen bald des jungen Richards Herz,  
 Und seine liebenswürdig'ge Tugend,  
 Sein männlicher Verstand, sein Wiß und edler Scherz  
 Erhielten ihm das königliche Herz,  
 Trotz der Verläumdung Gift, selbst auf dem stolzen Throne.

O wohl dem reichen Erdensohne,  
 Der auf dem Lebensweg — nicht eine Krone,  
 Nicht Ehr' und Gut, nicht göttlichen Verstand, —  
 Der einen Freund, wie diesen Jüngling, fand.  
 Er ziehe hin zu der entfernt'sten Zone,  
 Wo ew'ger Nebel schwebt, wo in dem Sonnenbrand  
 Noch nie ein Baum gegrünt, er wohne  
 Tief im verwachsenen Wald, auf Fels und dürrem Sand,  
 Er traue Flut und Sturm, — des Glückes Unbestand  
 Verfolg' ihn ohne Rast auf jeder Erdenstelle;  
 Sein Freund hängt fest an ihm und weicht nicht einen  
 Schritt,

Und stieg' er selbst hinab zum Schwefelpfuhl der Hölle,  
 Sein Freund blieb' immer treu und schritte herzhast  
 mit.

Zwar war' auch Blondel seinem Freunde  
 Mit Freuden nachgefolgt, wohin sein Schwur ihn rief;  
 Doch Richards übermüth'ge Feinde,  
 Ihr Haß, der niemals starb, nur gleich dem Löwen  
 schlief,

Um fürchterlicher zu erwachen,  
 Bedurfte nie so sehr den aufmerksamen Blick  
 Der Redlichkeit, als jetzt, und Blondel blieb zurück,  
 Um jeden Schritt der Bosheit zu bewachen,  
 Und dem entfernten Freund' durch Briefe kund zu machen.

Viel litt er schon in diesem schweren Amt',  
 Auch hatt' er das Verderben mancher Streiche  
 Von Richard und dem steuerlosen Reiche

Durch Klugheit abgewehrt. Allein von neuem flammt  
 Jetzt der Empörung Blut; mit schändlichen Gerüchten,  
 Von Richards Tugend ausgesprengt,  
 Sucht man den letzten Rest von Treue zu vernichten,  
 Womit das irre Volk an seinem König hängt,  
 Und schon entreißt es sich, von Meurungssucht gedrängt,  
 Den Banden zugeschworner Pflichten.

Umsonst hofft Blondel, seinem Freund  
 Die drohende Gefahr durch Boten zu berichten;  
 Kein Bote kommt zurück, und Richard selbst erscheint  
 Noch immer nicht, obgleich die Zeit bereits verflossen,  
 Nach welcher man die frohe Wiederkehr  
 In das verwaiste Reich beschloß.

Nun sieht der treue Freund kein Rettungsmittel mehr,  
 Als selber über Land und Meer  
 Nach Asien zu ziehn. „Nur Richard kann der Retter  
 Des schon verlornen Volkes seyn,  
 Nur seine Gegenwart das aufgethürmte Wetter,  
 Das seinem Reich' und ihm Verderben droht, zerstreun!“  
 So denkt der edle Mann; fest steht in seinem Herzen  
 Der eiserne Entschluß, den keine Furcht entmannt;  
 Ja, eh' der Morgen noch des Tages goldne Kerzen  
 An Titans Fackel angebrannt,  
 Tritt er, in' Talifers Gewand,  
 Trotz Frühjahrsluft und rauhen Stürmen,  
 Der Freundschaft große Wallfahrt an;  
 Und als der neue Tag den trüben Lauf begann,  
 Schwand schon die stolze Stadt mit ihren hundert  
 Thürmen

Vor seinem oft gewandten, nassen Blick  
 In undurchdringlich Grau der Morgenluft zurück.

## 41.

## b) Das komische Heldengedicht.

Das komische Heldengedicht ist dem ernstesten Epos dadurch verwandt, daß es, wie dieses, ein im Mittelpuncte der Darstellung erscheinendes Individuum im Kampfe mit einem widrigen Geschieke versinnlicht, und durch die ästhetische Anlage, Haltung und Durchführung dieses Kampfes das gemischte Gefühl der Lust und der Unlust anregt, bis endlich, im Augenblicke der Entwicklung und Entscheidung des Kampfes, der Held des komischen Epos als Sieger aus dem Kampfe hervortritt, und gleichfalls das Gefühl der Lust den vollständigen Sieg über das Gefühl der Unlust behauptet. Denn das ist eine nothwendige Bedingung des komischen Epos, daß das in den Mittelpunkt des Ganzen gestellte Individuum zuletzt glücklich wird, und nicht dem widrigen Schicksale erliegt, wie dies im ernstesten Heldengedichte eben so oft, als der Sieg des Helden über die Macht des auf ihn einstürmenden Schicksals, eintreten kann.

Ob nun gleich das komische Heldengedicht, wie das ernste, eine sehr vielseitig durchgeführte und vielfach verwickelte Handlung, nicht selten auch eine Mischung von ernstesten und komischen Scenen, darstellen kann; so ist doch weder das in die Mitte des Ganzen gestellte Individuum ein Held in dem höhern Sinne des Wortes, wie er in dem ernstesten Heldengedichte (z. B. der Messias, Noah, Hermann der Cherusker, Richard Löwenherz u. a.) erscheint; noch ist das feindliche Geschick, das seine Kräfte in Thätigkeit setzt, von der Art und Weise, daß man eine völlige Vernichtung des Helden von

ihm befürchten dürfte. Wenn denn also auch das Gefühl der Unlust durch die ästhetische Schilderung dieses widrigen Geschicks oft angeregt wird, und mit dem Gefühle der Lust in dem Gemüthe des Anschauenden abwechselt; so ist doch durchgehends im komischen Epos das Gefühl der Lust vorherrschend, weil der Dichter des komischen Epos die Widerwärtigkeiten seines Helden nur als Schatten zum Lichte gebraucht, nicht aber um, bis zur Auflösung des Ganzen, einen mächtigen und immer höher steigenden Gegensatz des Schattens und des Lichtes aufzustellen. Im komischen Heldengedichte schimmert, bei allen neueintretenden Schwierigkeiten, doch im Voraus der Sieg und das Glücklicherweise des vielfach versuchten und geprüften Helden hindurch, so daß die Hauptaufgabe des Dichters bleibt, seinen Helden gegen alle Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten so ankämpfen zu lassen, daß er nicht nur unsre Theilnahme, sondern auch unsere Achtung behält, und daß wir ihn, am Schlusse des Ganzen, deshalb mit einem hohen Gefühle der Lust, als Sieger und belohnt erblicken, weil er den Kampf mit dem widrigen Geschehe ehrenvoll und durch seine eigne geistige Kraft bestand. Dieses Gefühl der Lust kann aber nur dann rein und vollständig seyn, wenn die Form des komischen Heldengedichts, als solche, eine in sich vollendete ästhetische Einheit bildet, die auch als bloße Form, noch abgesehen von dem dargestellten und glücklich gewordenen Helden, um ihrer selbst willen gefällt.

Die teutschen Dichter des Mittelalters bauten das komische Heldengedicht vielfach an; allein allen fehlt die ästhetische Einheit und Vollendung der Form, und vielen der rein epische Charakter, weil

das Didactische und Satyrische zu oft eingemischt ward. Doch gehört die vielfach in beiden teutschen Hauptdialecten gestaltete Fabel vom Reinecke dem Fuchs zu den gelungensten Formen des komischen Heldengedichts, neben welcher Kollenhagens sinnreicher Froschmäuseler seinen Platz verdient. — Unter den teutschen Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts versuchte sich besonders Zacharia in dem Kenommisten (wovon der erste Theil dieses Werkes S. 409 ein Bruchstück enthält), in dem Schnupftuche, im Phaeton, im Murner in der Hölle nicht ohne Erfolg im komischen Epos. Ihm folgten Uz, Löwe und Dusch mit geringerem Werthe. Allein v. Thümmels Wilhelmine, obgleich nicht in die äußere Form des Metrums gekleidet, von dem Dichter selbst „ein romantisches Heldengedicht“ genannt, dürfte, nächst Wielands Oberon, unter allen diesen jüngern komischen Heldengedichten den Vorzug behaupten, wenn gleich Präzels Feldherrnränke nicht ohne einzelne gelungene Schilderungen sind.

## 42.

## Beispiele aus dem komischen Heldengedichte.

## 1) von Kollenhagen († 1609).

Bruchstücke aus dem sinnreichen Froschmäuseler, vorstellend der Frösche und Mäuse wunderbare Hofhaltung.

## α) Anfang des ersten Capitels.

Das Hofhalten, die Feind' und Macht,  
Das Blutbad und erschrecklich' Schlacht

Der mannhafsten Frösch- und Mäuse-Helden,  
Will ich in diesem Buch vermelden.  
Gott verleih dazu Rath und Gnad,  
Daß es zur Lehr und Lust gerath.  
Ihr freien Schulkünst' allgemein,  
So der Poeten Musae seyn,  
Tret' auch herzu, und steht mir bei,  
Daß ich, was nütz' und lieblich sey,  
Weißlich bedenk', künstlich aufzeich,  
Das euch zu Ehren auch gereich.  
Denn weil ihr seyd Jungfräulein zart;  
So bleibt ihr stets fröhlicher Art,  
Seht nicht ernstlich saur alle Stund,  
Sagt oft wahr mit lachendem Mund,  
Damit im Scherz die gute Lehr  
Bei der Jugend schaff desto mehr.  
Lasset die auch etwas Weisheit  
Alhie lesen in Fröhlichkeit,  
Und an Fröschen und Mäusen sehen,  
Wie es pflegt in der Welt zu gehen.  
Wie kanns besser seyn, denn daß Mäusen  
Einmal reden von den Frösch und Mäusen.  
Und ihr junge lustige Knaben,  
Die Lust zu ehrbar Kurzweil haben,  
Und suchet gern bei allen Sachen,  
Daß ihr in Freuden habt zu lachen,  
Wollt den Reimen ohn Beschwerden  
Mit gutem Nachdenken zuhören.  
Soll euch ohn Zweifel mehr Nutz schaffen,  
Denn alles Narrenspiel der Affen,  
Der man auch wohl zu lachen pflegt,  
Obs gleich nicht viel in Beutel trägt.

ß) aus dem 7ten Capitel, wo Ulysses seine Diener wieder zu Menschen machen läßt.

Ulysses sprach aus großem Grimm:  
 Es betreugt mich denn all mein Sinn.  
 So beraubt euch der Circe Kunst  
 Aller Wiß und der Menschen Gunst.  
 Es ist umsonst, daß man euch fragt;  
 Das sey Gott im Himmel geklagt.  
 Und ging damit wieder zum Schloß.  
 Bald vom Dach zu ihm abher schoß  
 Ein' wunderbare Vogelrott,  
 Ein' graue Taub', war eh sein Bot'.  
 Ein Papagoy war sein Drator,  
 Ein Geyer war sein Procurator.  
 Ein weiße Gans war sein Mundschent,  
 Ein Aff sein Schösser wohlgelenk.  
 Ein hurtig Pferd sein Postlakai,  
 Ein großer Bär und starker Leu,  
 Die waren von sein' Kriegeshelden,  
 Und sich gar sehr bekümmert stellten.  
 Ein bunte Raß, zween kleine Hund  
 Regten den Schwanz, leckten den Mund,  
 Und legten sich für sein Fuß.  
 Bellten, schnarchten, winselten süß,  
 Waren sein Edel Kammerkneben,  
 Er wollt' aber ihren Dienst nicht haben,  
 Und sprach: Geht hin zu euern Orden,  
 Ihr seyd am mir zu Schelmen worden.  
 Ich will mit euch nicht disputiren,  
 Der Teufel mag euch sämtlich führen,  
 Und trieb sie mit der Ruthen abe.  
 Also ward getroffen ein Knabe,  
 Der bat: Ach Herr, hör' zuvor recht,  
 Ehe du verläßt dein' arme Knecht.

Wider unsern Willen ist geschehn,  
 Daß wir also müssen hergehn.  
 Wenn du wollst bei Circe erhalten,  
 Daß sie uns gäb' unsre Gestalten,  
 Ewig mir dir dankbar seyn wollten,  
 Auch thun und leiden, was wir sollten.

Das ist mir eine Wunderstimme,  
 Sprach Ulysses, die ich vernimm.  
 Wohlan, so tret zur rechten Hand,  
 Der mich für seinen Herrn erkennt;  
 Der Menschen Gestalt wieder begehrt,  
 Mit mir in sein Vaterland fährt.  
 Sie traten zu der Rechten all,  
 Mit ein'm demüthigen Fußfall,  
 Daß Ulysses die Freuden meint,  
 Und sprach: Das hät' ich nicht gemeint;  
 Ihr seyd mein treue liebe Knecht,  
 Ich sorg für euch billig und recht.  
 Ich will euch Menschen, Sprach erst, geben;  
 Die Menschen Gestalt auch darneben,  
 Sollt ihr allsammt wieder empfangen.  
 Circe kommt auch schon zu uns gangen.  
 Damit rührt er sie mit der Rath';  
 Sie dankten ihm mit Herz und Muth.  
 Und Circe fragt: Mein lieber Gast,  
 Sag an, wen du gefunden hast,  
 Der gern mit dir heim reisen wolt,  
 Den ich zum Menschen machen sollt?  
 Ulysses sprach: In der Gemein  
 Sagt einer Ja, der andre Nein.  
 Ich weiß auch nicht, wie ich es thut,  
 Ob sie mein' Leut seyn, oder nicht?  
 Darum bitt' ich vor allen Dingen,  
 Wollst du sie all zusammen bringen.



Und ihn'n ihr Gestalt wieder geben,  
So kann ich sie ausfragen eben.  
Darauf piff sie in einen Ring,  
Der an ihrer Halsketten hing,  
Daß es durch Haus und Wald erschallt,  
Und die Thiere herzu kamen bald.  
Und sprach: Nun tret auf diesen Ort,  
Wer vor zum Ulysses gehort,  
Daß ich ihm eine Verehrung geb',  
Der er gedenkt, so lang er leb.  
Sie traten zusammen auf ein Ecken;  
Circe ließ sie was Süßes lecken.  
Aus einer großen silbernen Schaal,  
Und schenkt neu ein auf jedesmal,  
Und schlug sie mit verwandten Stecken;  
Da fiel auf all ein großes Schrecken.  
Das Haupt richt' sich wiederum empor,  
Der Rück' ward gerad, wie zuvor;  
Zween Fuß traten beständig nieder,  
Die Hand wuchsen urplötzlich wieder.  
Die Haar und Federn gingen abe,  
Der ward ein Mann und der ein Knabe,  
Wie sie zuvor gewesen waren,  
Stärker, schöner, jünger von Jahren.  
Und Circe gab jedem ein Kleid;  
Das war ein'm Lieb, dem andern leid.  
Einer lacht, der andre weint,  
Einer war Freund, der andre Feind,  
Schämten sich doch zu widersprechen;  
Fürchten, Ulysses würd' es rächen.  
Allein der Koch trotziglich pocht,  
Daß man ihn aus dem Dreck gesocht,  
Aus einer Sau zum Mensch'n gemacht;  
Darüber Circe selber lacht,

Und sprach: Seht ihr nun, lieben Kind;  
 Woher sich euer Elend findet?  
 Daher, daß Niemand jeder Frist  
 Mit seinem Stand zufrieden ist.  
 Was Gott und die Natur uns geben,  
 Das ist uns nimmer gut und eben.  
 Man muß stets nach ein'm andern gaffen,  
 Das macht die ganze Welt voll Affen.

2) von Moriz Aug. v. Thümmel († 1817).

Bruchstück aus f. Wilhelmine.

— Nah an der glänzenden Residenz eines glücklichen Fürsten, nicht fern von der schiffbaren Elbe, verbreiteten sich in dem anmuthigsten Thale zwanzig kleine Wohnungen fröhlicher Landleute. Junge Haselstauden und wohlriechende Birken verbauten dieses Landgut in Schatten, und versüßten dem fleißigen Bauer die entkräftende Arbeit, wenn der Hundstern wütete, und, entblättert vom Boreas, flammte dieß nußbare Gebüsch in wohlthätigen Oefen, wenn der Winter das Thal mit Schnee füllte, und nun ein Nachbar zum andern schlich, um die langen müßigen Stunden durch schlaue Gespräche zu verkürzen. So lebten diese Hüttenbewohner ruhig und mit jeder Jahreszeit zufrieden.

Nur der Pastor des Dorfes allein, der gelehrte Seebaldus, hatte seit vier unglücklichen Jahren die ländliche Munterkeit verloren, die auch sonst auf seiner offenen Stirne gezeichnet war. Ein geheimer Kummer peinigete sein Herz. Wenn er die ganze Woche hindurch in der Einsamkeit seiner verrußten Kause getrauert hatte; dann winselte er am Sonntage der schlafenden Gemeinde unleidliche Reden vor, und selbst bei dem theuer bezahlten Leichensermone verließ ihn seine sonst männliche Stimme.

Die Klügsten der Gemeinde marterten sich umsonst, die Ursachen seines Leidens zu entwickeln. Was fehlt unserm Magister? fragte einer den andern. Wir lieben ihn ja; er ist der Vornehmste im Dorfe, und wird auch nicht etwa, wie dieser und jener, von einem hochmüthigen Junker geplagt, denn der unsere lebt, Gott sey es gedankt, fern von uns, und verbrauset seine Renten in Frankreich. So klagten die Bauern den Kummer ihres Magisters! Aber umsonst blieb ihr mitleidiges Nachforschen; der tieffinnige Pastor verbarg seine Sorgen der Neugier, und außer Sonntags, wo sein Amt ihm gebot, schien seine Sprache verloren. Vier Jahrgänge finsterner Predigten hatte er also geendiget. Mit zitternden Händen geschrieben und auf einem Haufen gesammelt, lagen sie in einem verriegelten Schranke, oft von andächtigen Würmern besucht, die alle Buchstaben zerfraßen.

Aber die komische Muse hüpfte ängstlich über den heiligen Staub und über die traurigen Schedeln des Pastors. Sie beschäftigte sich nur mit seinem Glücke, und erzähle den wunderbaren Traum, der ihn bewillkommend an der letzten Stufe des Jahres, mit dem Ende seines schwindfüchtigen Kummers schmeichelte. In der zwölften Stunde der Nacht erschien Amor dem eingeschlummerten Pastor, der über das Zudrängen dieses kleinen Unbekannten heftig erschrock; denn bisher hatte er ihn nur aus dem großen Rufe seiner Verwüstungen gekannt. Doch der freundliche Amor ließ ihn nicht lange in seinem ungewissen Erstaunen, schüttelte seinen Köcher, und sprach also zu ihm: Entschuldige den Amor, theurer Gebaldus, wenn er bisher wider deinen Willen dein Feind gewesen ist, und erschrick nicht über seine Erscheinung, die dir dein Glück verkündiget. Wilhelmine — bei diesem Namen durchströmte ein leuchtendes Roth die

verfallenen Wangen des Pastors, und Amor fuhr lächelnd fort: Ich sehe, du erinnerst dich noch dieser lebhaften Schönen, die einst, in diesen Sturen geboren, nur von der unschuldigen Natur erzogen ward, die dir oft in der feurigsten Predigt, durch einen einzigen Blick ihrer hellblauen Augen, ein langes verhaßtes Stottern, — und, wenn du allein warest, manchen lauten Seufzer erregte. Ach, sie hätte dich gewiß zum Glücklichsten deines Standes erhoben, wenn nicht die Intrigue eines neidischen Hofes sie deinem Kirchspiele entführt, und unter die fürstlichen Rosen versetzt hätte. O wie traurig hast du diese Zeit ihres Hofdienstes hinschleichen lassen! Doch das Ende deiner Leiden ist da! Wie leicht wird dir es werden in Wilhelminens tröstenden Armen, oder an ihrem wallenden Busen, der vergangnen traurigen Tage zu vergessen. Ermuntere dich also und höre meinen liebreichen Rath. Morgen wird die reizende Wilhelmine den graubärtigen Verwalter, ihren Vater, besuchen; — von keinem Höflinge begleitet, wird sie des Mittags zu ihm fahren. Welch ein bedeutender Wink, den das Schicksal dir giebt! Folge ihm; suche Wilhelminens Gesellschaft, und eröffne ihr, so rührend als du vermagst, deine brennende Neigung!

Die neue Sonne rollte den jungen Tag des Jahres herauf. Ein Heer vorausbezahlter Gratulanten jauchzte ihr entgegen; andere, unglücklicher, zerrissen das Neujahrsge-dicht, seit dem September geschmiedet; denn ihr alter Mäcen ist den heiligen Abend vorher gestorben, und hinterläßt geizige Erben. Verjährte Rechte, drohende Wechselbriefe, erfüllte Hoffnungen und erseufzte Majoren-nitäten drängten sich auf den Stralen des neuen Lichts in das beunruhigte Herz der erwachten Sterblichen. Und der voll Hoffnung erwachte Pfarrherr ging in der Frühe zu Niclas, dem Verwalter; wünschte ihm

ein fröhliches neues Jahr, und ließ sich wieder eins wünschen; dann erzählte er ihm seinen nächtlichen Traum bündig und kurz; denn die gebietenden Glocken hatten schon zum drittenmale geläutet, und die gepukzte Gemeinde sah sehnlich ihrem Herrn Pastor mit seinem Neujahrswunsche entgegen. Ach wie fröhlich klopfte Niclas dem Herrn Magister die Achsel, und zweifelte gar nicht an der Erfüllung des Traumes. Hurtig bestellt' er die Küche; auch bat er den werthesten Träumer zur Tafel, und ging an seiner rechten Seite mit ihm vertraulich in die Kirche. Der künftige Herr Schwiegersohn hielt eine erbauliche Predigt, bis unter Singen und Beten die Mittagssonne hervortrat. Schon eilte die buntschächtige Gemeinde mit gesättigter Seele und hungrigem Magen nach Hause, als der erwartete Wagen zur Höhe des Dorfes hereinschimmerte. Mit weiten Schritten und fliegender Mantel eilte der hagere Magister den sechs Schimmeln vorzukommen, um seine Schöne aus dem Wagen zu heben. Keuchend schmälte er auf sich, daß er so lange gepredigt; aber dennoch überhohlte er die rollende Kutsche, und empfing die holde Wilhelmine an der Thüre ihrer vormaligen Wohnung. Von dem Zurufe ihrer herzugelaufenen Bekannten begrüßt, reichte sie, nicht mehr als eine Nymphe des Dorfes, ihrem unerkannten Liebhaber die Hand mit kostbaren Ringen geziert, und sagte höflich zu ihm: Wie geht es, werther Herr Pastor? Darauf umarmte sie ihren alten weinenden Vater, der vor der Hoffstimme der Tochter erschrock, und nicht wußte, ob er mit seiner bäuerischen Sprache ihre Ohren beleidigen dürfte. Noch scheuer und in einem unaufhörlichen Bücklinge stand ihr Liebhaber vor ihr, und hustete immer, und sprach — nichts, — lange getraute er sich auch nicht, sie anzublicken; denn ihr hüpfender Busen, von keinem ländlichen Halstuche be-

deckt, war ein zu ungewöhnlicher Anblick für ihn, und setzte seine Nerven in ein fieberhaftes Erzittern. Mit zufriedennem Mitleiden beobachtete Wilhelmine den Einfluß ihrer Person, und riß endlich Vater und Liebhaber aus ihrer Betäubung. Ihre harmonische Stimme belebte manche vertraute Erzählung, bald von den Freuden des Hofes, von englischen Tänzen und überirdischen Opern, und von den unnützen Verfolgungen ihrer lächerlichen Amanten; bald aber auch bejammerte sie mit nachdenkender Stimme den steten Wechsel des Hofes und den Eitel, der hinterlistig dem taumelnden Höflinge nachschleicht, und da wünschte sie sich — welch ein Vergnügen für den horchenden Priester — einst wieder mit Ehren zur glücklichen Stille des Landes zurück.

Unter diesen anmuthigen Gesprächen, wovon meine Muse nicht die Hälfte verräth, setzte sich die liebe Gesellschaft vertraulich und ohne Gebet zu Tische. Erschrocken dachte zwar der Magister daran; doch durfte er es jetzt nicht wagen, sich wider die Gewohnheiten des Hofes zu empören. Um das Mittagsmahl zu verherrlichen, hatte die schöne Tochter des Hauses vier Flaschen köstlichen Weins mitgebracht. Sie öffnete eine davon, und schenkte mit wohlthätigen Händen ihrem Liebhaber und Vater schäumende Gläser ein. Lange besah der Magister das unbekannte Getränk, kostete es mit der Miene des Kenners, und ließ doch fein Feuer verrauchen. Endlich fragt' er pedantisch: Liebe Mansell, für was kann ich das eigentlich trinken? Lächelnd antwortete sie: es ist von unserm Burgunder. Nach ihm setzte man auch eine langhalsichte Flasche des stillscheinenden bletchen Champagners auf die Tafel. Schon ganz freundlich durch den Burgunder, reichte sie der Magister den befehlenden Händen der Schönen. Aber er wäre bald vor Schrecken versunken, als der betrügerische Wein den Stöpsel an

die Wand warf, und wie der vogelfreie Spion, der sich einsam und sicher in dem Walde geglaubt hat, durch den Mörser eines feindlichen Hinterhalts aus seiner Ruhe geschreckt wird — so betäubte der schreckliche Knall die Ohren des zitternden Pastors. Erst auf langes Zureden und hundert Bethenerungen der Schönen trank er den türkischen Wein, und empfand bald dessen feurige Wirkung; denn nun öffnete der laute Scherz und der wiesderkehrende Witz seine geistlichen Lippen. Antithesen und Wortspiele jagten einander; und da gewann er auf einmal den ganzen Beifall der artigen Wilhelmine, wie ihm sein Traum vorher verkündigt hatte. Jetzt erschrock er nicht mehr vor dem erhabenen Busen, den er selbst belebender fand, als den brausenden Champagner. Dreimal hatt' er mit lüsternen Augen hingesehelt; da ward er so dreist und wagte es, von dem alten Verwalter unterstützt, das Herz der englischen Kammerjungfer zu bestürmen. So viele Waffen der Liebe, als nur seine unerfahrene Hand regieren konnte; so viele zärtliche Blicke, so ein gefälliges Lächeln, als ihm nur zu Gebote stehen wollte, verwendete er auf die Hoffnung einer geschwinden Eroberung. Welch eine Verschwendung von süßen rührenden Worten! Erstaunt sah Wilhelmine ihren dringenden Freund an, und dreimal wankte sie, — aber, ein geheimer Stolz und die Rücksicht auf den prächtigen Hof erhielt sie noch — bis ihr endlich Vater und Liebhaber, immer einander unterbrechend, das Wunder des Traumes entdeckten. Denn da erkannte sie selbst in allem die sichtbaren Wege des Himmels und ihren Beruf, und durch die Beredsamkeit des Pastors bekehrt, entfernte sie allen Zwang des Hofes von ihren offenerzigen Lippen. Wohlan! sagte sie, nachdem sie in einer kleinen freundlichen Pause die Beschwerden und die Vortheile des Hymen gegen einander gehalten, und noch die reise Ueber-

legung auf ihrer Stirne saß. — „Wohlan! ich unterwerfe mich den Befehlen meines Schicksals; ja, ich will selbst mit Vergnügen das unruhige Leben des Hofes mit den stillen Freuden meines Geburtsortes vertauschen; und da Sie mich einmal lieben, Herr Pastor, so würde es unzeitig seyn, spröde zu thun. Ich sehe die Ungeduld Ihrer Neigung auf Ihrem Gesicht! Kommen Sie her, mein Geliebter, und — Welch ein Triumph für einen Unerfahrenen, der nie den Ovid gelesen — küssen Sie mich, und nehmen Sie zum Zeichen unsrer Versprechung diesen Ring an!“ Und mit unaussprechlichem Vergnügen kam der schwerfällige Liebhaber gestolpert, küßte sie dreimal, und machte es zur Probe, — recht artig. Sie steckte ihm einen Demant, in Form eines flammenden Herzens, an das kleinste Glied seines Fingers, und Er — welcher Tausch! — überreichte ihr einen ziegelfarbenen Karniol, worein ein Anker gegraben war. Nun brachte jede Minute neuen Zuwachs von Liebe und Vertrauen in ihre verbundene Gesellschaft, und frohe Gespräche von ihrer baldigen Hochzeit beschäftigten ihre unermüdeten Lippen.

## 43.

## c) Die Romanze und Ballade.

Wie in der lyrischen Form der Dichtkunst die Elegie zur Ode und Hymne sich verhält; so ungefähr verhält sich in der epischen Form der Dichtkunst die Romanze und Ballade zum eigentlichen Epos. Denn wie im Epos die Freiheit des im Mittelpuncte der Darstellung stehenden Helden zu dem ihn bestürmenden widrigen Schicksale sich ankündigt; so in der Romanze und Ballade die Thätigkeit und Kraftäußerung des aufgestellten Individuums in Beziehung auf die widrigen Schicksale, die auf dasselbe ein-



dringen. Wie im Epos der Held entweder siegt, oder der Macht des Schicksals unterliegt; so wird er auch in der Romanze und Ballade entweder sein Ziel erreichen, oder dasselbe verfehlen. Wie endlich im Epos die gemischten Gefühle der Lust und Unlust gegen einander anwogen und um das Uebergewicht im Bewußtseyn des Anschauenden streiten, bis, am Schlusse der Form, bei der Wahrnehmung der ästhetischen Entwicklung, Auflösung und Entscheidung des Ganzen, und bei dem vor die Seele tretenden vollendeten Bilde von der Einheit der dichterischen Form, das Gefühl der Lust den Sieg über das Gefühl der Unlust feiert; so muß auch, am Schlusse der Romanze und Ballade, das Wohlgefallen an der Entwicklung der dargestellten Handlung und an der vollendeten dichterischen Form, den Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust vermitteln.

Die Romanze und Ballade gehört, dem Stoffe nach, zur epischen Dichtkunst; denn er schildert zunächst Individuen, nach ihren Handlungen und Schicksalen. Oft ist es nur Ein Individuum, dessen Begebenheiten und Handlungsweise der Dichter vergegenwärtigt; oft aber wird eine Mehrzahl von Individuen in der Darstellung der Romanze geschildert, unter welchen jedesmal Ein Individuum als Hauptperson sich ankündigt. Doch nach der Form und dem Tone, der in der Romanze und Ballade vorherrscht, ist sie unter allen einzelnen Formen der epischen Dichtkunst der lyrischen am nächsten verwandt, weil nicht nur, wie in den übrigen epischen Formen, tiefe Gefühle durch die Darstellung menschlicher Handlungen und menschlicher Schicksale aufgeregt werden, sondern in den meisten

Fallen die innigsten Gefühle des menschlichen Herzens, die Gefühle der Liebe, der Zärtlichkeit, der Freundschaft und der Theilnahme, den in der Romanze und Ballade versinnlichten Handlungen und Begebenheiten zum Grunde lagen. Der Stoff der Romanze und Ballade, er sey nun entweder aus der wirklichen Geschichte entlehnt und nur von dem Dichter für seinen ästhetischen Zweck gestaltet, oder er sey ein reines Erzeugniß seiner schöpferischen Einbildungskraft, kann bald der Mythologie, bald dem heroischen Zeitalter der Völker, bald den religiösen Vorstellungen und Ansichten, bald dem Klosterleben, bald auch den Vorgängen des gewöhnlichen Lebens angehören; nur muß ein höheres Gefühl als Grundton des Ganzen sich ankündigen, und die ästhetische Vollendung der Form auf der Haltung, Durchführung und Steigerung dieses Gefühls beruhen. Denn selbst bis zur Stärke der Leidenschaft kann dieses Gefühl von dem Dichter erhoben werden, je mächtiger entweder dieses Gefühl ursprünglich erscheint, oder je größer der Kampf ist, den die einwohnende Kraft des handelnden Individuums mit den Schwierigkeiten und Hindernissen eines widrigen Geschicks bestehen muß. Die Maschinerien, die, wie in der Epopöe, in mehreren Romanzen und Balladen vorkommen, gehören nicht zu ihrem eigentlichen Wesen; denn es sind viele, der Form nach vollendete, Romanzen vorhanden, die der Maschinerie ermangeln (z. B. Schillers Bürgschaft; Seume's Opfer u. a.). Wo sie aber aufgenommen wird (z. B. in Bürgers Leonore u. a.), muß sie als ästhetisch = nothwendig erscheinen, und zur Schürzung und Entwicklung des Knotens der Hauptbegebenheit gehören. Die Kürze oder Länge der

Form der Romanze und Ballade wird durch die gleichmäßige — weder abgebrochene, noch gedehnte — Haltung aller einzelnen Theile des ästhetischen Ganzen bedingt; so wie die Schlußentwicklung der Handlung oder der Schicksale des Individuums erfreulich (z. B. in Schillers Bürgschaft) oder traurig (z. B. in des Pfarrers Tochter von Taubenhain von Bürger) seyn kann, ohne daß dadurch die Forderungen des Gesetzes der Form an die ästhetische Vollendung der Romanze und Ballade verändert werden.

Ohne hinreichenden Grund bestimmten einige Theoretiker die Bezeichnung Romanze für die frohe und heitere Einfleidung und Durchführung, das Wort Ballade aber für die traurige und erschütternde Darstellung dieser epischen Kunstformen. Denn die Benennung Romanze stammt aus der verderbten lateinischen (romanischen) Sprache, in welcher man seit dem zehnten Jahrhunderte dichterische Schilderungen von kriegerischen und verliebten Abenteuern niederschrieb; und Ballade bezeichnete ursprünglich ein Lied, das man zur musikalischen Begleitung, ja selbst zum Tanze, sang. In theoretischer Hinsicht kann zwischen beiden Benennungen kein wesentlicher Unterschied ausgemittelt und durchgeführt werden; auch haben die classischen Dichter nie ausschließlich an die eine oder die andere Bezeichnung sich gebunden. — Auf gleiche Weise verhält es sich mit der von einigen Theoretikern aufgestellte Forderung, daß der Ton der Romanze dem Volksliede sich nähern müsse. Zugestanden, daß dies bei einzelnen gediegenen Romanzen und Balladen — namentlich bei den Bürgerischen, Stolbergischen und Langbeinischen — wirklich der

Fall ist; so liegen doch auch andere treffliche Gedichte aus dieser Gattung (besonders die von Schiller, Göthe, Seume, Schlegel, Ziedge, Rosengarten u. a.) nicht geradezu in dem Gesichtskreise der Kenntnisse, Meinungen und Ansichten des Volkes, sondern verlangen, um verstanden und ganz gefühlt zu werden, einen höhern Grad von geistiger und ästhetischer Bildung, als man gewöhnlich in der Mitte des Volkes antrifft.

## 44.

Beispiele aus der Romanze und Ballade.

1) von Seume († 1810).

## Das Opfer.

Noch strömte von den Thermopylen  
Der Perser Blut herab ins Meer,  
Die durch das Schwert der Griechen fielen,  
Als Sparta's Held sein kleines Heer  
Entschlummern hieß, und um die zweite Wache  
Gewaffnet seyn zu heißer Rache.

Die Bürger ruhn am Fels im Thale;  
Der Herold weckt um Mitternacht  
Zum feierlichen Todtenmahle.  
Sie stehn; das Opfer wird gebracht;  
Der König folgt, den Lorbeer in dem Haars  
Und schweigend, ihm zu dem Altare.

Der Priester schlägt; das heilige Feuer  
Erhellte den Berg; Megist besprengt  
Mit einem grünen Lorbeerweihher  
Der Kämpfer Haupt, die dicht gedrängt  
Mit hohem Muth sich um die Flamme reihen,  
Zum Tod im Kampf sich einzuweihen.

Leonidas sah, wie Alcide,  
 Sein Ahnherr, als er Riesen zwang,  
 Mit Götterblick von Glied zu Gliede  
 Die Krieger an, und plötzlich drang  
 Ein Flammenstral, als käm' er von dem Gotte,  
 In jedes Herz der Heldenrotte.

Der König sprach: „Gefährten, Brüder,  
 Eßt jetzt der Freiheit letztes Mahl,  
 Und trinkt den Wein; denn wenn wir wieder  
 Zusammenkommen, ist's im Thal  
 Elysiums, wo glühend vor Verlangen  
 Die Väter stehn, uns zu empfangen.“

„Denkt an die Männer, die im Streite  
 Des Vaterlandes starben! Denkt,  
 Ihr Heldengeist schwebt euch zur Seite,  
 Und wägt der Enkel Werth und lenkt  
 Des Schwertes Stahl, den östlichen Barbaren  
 Mit tieferm Druck ins Herz zu fahren.“

„Das Weib mit ihren kleinen Knaben  
 Beim Abschiedsruß, und jedes Pfand  
 Der Liebe und der Freundschaft haben  
 Sich uns vertraut. Das Vaterland,  
 Die Freiheit ruft: wir sind der Freiheit Erben!  
 Brauchts mehr zum Stegen oder Sterben?“

Er sprach und aß; die Krieger zehrten  
 Das Mahl, auf Schild und Speer gelehnt,  
 In stiller Feier auf, und leerten,  
 Des Landes Göttern ausgesöhnt,  
 Die Schalen aus bei des Altares Dampfe,  
 Und stärkten sich zum Todeskampfe.

Der Zug geht, gleich dem Zug der Götter,  
 Der vom Olymp die Rache trägt,

Und wie vereinte Donnerwetter  
 Der Erde Brut zu Trümmern schlägt;  
 So trägt ihr Schwert, der Tyrannei zu lohn,  
 Den Tod in Xerxes Millionen.

Tief ist die Nacht; aus Wolken blicket  
 Selene mit dem jüngsten Stral,  
 Und von des Helmes Spitze nicket  
 Die Feder durch das Felsenthal;  
 Indes im Schlaf mit tiefen Athemzügen  
 Die Sklaven und Despoten liegen.

Durch stumme Nationen schreitet  
 Der kleine Heldenzug, zum Alt  
 Des großen Königs, und bereitet  
 Verderben für die Morgenwelt.  
 Schon glaubt im Traum mit taumelndem Vergnügen  
 Der Stolz sich im Triumph zu wiegen,

Stracks donnert ihn aus dem Gefühlen  
 Der Vorhof wach, wo schon in Blut  
 Der Herakliden Dolche wühlen,  
 Wo, mit gereizter Löwen Wuth,  
 Die Griechen hoch dem Unterdrücker fluchen  
 Und ihn mit Rächerstahle suchen,

Der Droher flieht durch dunkle Gänge  
 Vor seinem Tod; der Griechen Schwert  
 Frißt hungrig in die reiche Menge,  
 Der goldnen Sklaven, and zerstört  
 Den Schmuck des Jochs, dem sich mit krummen Rücken  
 Die Schmeichler bis zum Staube hücken.

Die Flamme steigt wie Nebelwolke  
 Vom Lager zu dem Himmel auf;  
 Der Schrecken wälzt von Volk zu Volke  
 Laut heulend seinen Schlangelauf;

Die Opferer mahn die zitternden Barbaren  
Zum Styx hinab bei langen Schaaren.

Die Gegend raucht, die Kriegswuth brüllet,  
Verwirrung herrscht, bis Titans Licht  
Die todtenvolle Nacht enthüllet  
Und durch den dunkeln Schleier bricht;  
Leonidas ruft nun aus Blut und Flammern  
Sein göttergleiches Heer zusammen.

Des Orients Entflohne schauen  
Mit Schaam nunmehr ihr Lager an;  
Der Anblick fällt mit Furcht und Grauen.  
Doch des Tyrannen Busen kann  
Das Todtenfeld und ein geheimes Zittern  
Noch nicht in seinem Stolz erschüttern.

Die Spartaner ruhn in Oeta's Grotten,  
Mit Herzen, die nach heißer Schlacht  
Des nahen Todes kühner spotten;  
Als schnell, wie mit Gewitternacht,  
Das ganze Heer in Stürmen auf sie dringet,  
Und sie zum neuen Treffen zwinget.

Das Volk auf Wagen und auf Rossen  
Schwoll rund wie Meeresflut heran;  
Die Spartaner standen, und beschlossen,  
Der Freiheit heilig, Mann für Mann  
Den Todeskampf, im Stolz gerechter Rache,  
Für ihres Vaterlandes Sache.

Noch lange hielt der Heraklide  
Leonidas, mit Schwert und Speer,  
Gleich einer Felsenpyramide,  
Und gab Verderben um sich her,  
Bis, Mann auf Mann, die Seinen, ohneanken,  
Mit ihm im Bogenschwall versanken.

Ihr Edlen, leuchtendes Exempel!  
 Bewundrung jeder Nation,  
 Und hohes Lob und Ehrentempel  
 Sind durch Aeonen euer Lohn;  
 Und, was euch mehr als alle Lorbeer kröne,  
 Ihr seyd der Freiheit Lieblingsöhne!

2) von Aug. Wilh. v. Schlegel.

### Pygmalion.

Festlich duften Cypriens Altäre,  
 Vom Gesang ertönet Paphos Hain.  
 Schön geordnet ziehn geschmückte Chöre  
 In den Myrthumkränzten Tempel ein.  
 Rosig blüh'nde Mädchen, zarte Knaben;  
 Alle bringen sie Gelübd' und Gaben,  
 All' erflehn, Verlangen in der Brust,  
 Liebe, Reiz und Jugendlust.

Wollust athmet aus den Rosenlauben,  
 Wo sich willig manches Paar verirrt;  
 Wo ein Paar von buhlerischen Tauben  
 Ihrer Ankunft süß entgegen girrt.  
 Küsse hört man flüstern in den Büschen,  
 Wo sich Licht und Dunkel lieblich mischen,  
 Wo der Grund, mit Moosen überwebt,  
 Sich zum Lager schwellend hebt.

Aber einsam, in sich selbst verschlossen,  
 Schaut Pygmalion dem Feste zu;  
 Das Frohlocken muthiger Genossen  
 Weckt ihn nicht aus seiner ernsten Ruh.  
 Suchtest du denn von den Schönen allen,  
 Holder Jüngling, keiner zu gefallen?  
 Oder hat, für die dein Sinn entbrannt,  
 Spröde sich dir abgewandt?

Dritter Theil.



Ach, ihm kam wohl mancher Gruß entgegen,  
 Mancher Wink verhieß ihm Gunst und Glück,  
 Und es hob von schnellen Herzensschlägen  
 Mancher Busen sich vor seinem Blick.  
 Doch umsonst! nie öffnet er die Arme,  
 Daß davon umstrickt ein Herz erwarme;  
 Dieser Mund, wo frisch die Jugend blüht,  
 Wird von Küssen nie durchglüht.

Zur Geliebten hat er sich erlesen,  
 Die noch nie ein sterblich Auge sah;  
 Nur ein Schatte, doch ein mächtig Wesen,  
 Ist sie fern ihm, und doch ewig nah.  
 Tief in seines Innern heil'ger Stille  
 Pfllegt die Dichtung sie mit reger Fülle,  
 Und umarmt das göttlich schöne Bild,  
 Halb von eignem Glanz verhüllt.

In erstauntes Anschau'n so versunken,  
 Fühlt er sich allein, wann er erwacht.  
 „Götter! seufzt er dann, nur Einen Funken,  
 Einen Funken eurer Schöpfermacht!  
 Bin ich bloß zu eitlem Wahn gebohren?  
 Meine Lieb' an einen Traum verloren,  
 Der, von ihrem Odem nie beseelt,  
 Liebevoll sich mir vermählt?“

„Oder thronet, die ich lieb', im Saale  
 Des Olymps mit sel'ger Allgewalt?  
 Trinkt sie jeden Tag aus goldner Schale  
 Jugend und ambrosische Gestalt?  
 Wird sie zürnend den Vermessnen tödten,  
 Der in Lieb' entbrennt, statt anzubeten?  
 Oder lächelt sie, voll Größ' und Huld,  
 Seiner hoffnungslosen Schuld?“

„Göttin, deren neugebohrne Schöne  
Einst das Meer in Purpurglut getaucht;  
Du, die in die Brust der Menschensöhne,  
Wie der Götter, linde Sonne haucht!  
Sieh mit unaussprechlichem Verlangen  
Mich am Schatten deines Bildes hangen;  
Diese Züge hoher Armuth lieb  
Nur von dir die Phantasie.“

„Zwar dich darf kein Sterblicher erblicken  
Wie du bist, wie dich der Himmel kennt;  
Raum durchblizen würd' ihn das Entzücken  
Einen schnell vernichtenden Moment.  
Aber laß, wie Frühlingswehn, dein Lächeln  
Eine jungfräuliche Stirn umfächeln,  
Wie die Sonn' im Bache sich beschaut:  
Und ich grüße sie als Braut!“

Also steht er oft, doch aus den Sphären  
Steigt Erhöhrung niemals ihm herab.  
Nur die Kraft kann seinen Wunsch gewähren,  
Die zuerst dem Wunsche Flügel gab.  
Hoffst du Labung außer dir? Vergebens!  
In dir fließt die Quelle schönen Lebens.  
Schöpfe da, und fühle froh geschwellt  
Deine Brust, dein Aug' erheitert.

Jener Zaubrer wandelnber Gestalten,  
Dädalus, erzog ihn einst für sie,  
Lehrt' ihn Bildung aus dem Stoff entfalten,  
Bis sie schön zum Ebenmaas gedieh.  
Gern besiegt von seines Wetfels Schlägen,  
Schien der starre Felsen sich zu regen,  
Und er ward auf seines Lehrers Spur  
Nebenbuhler der Natur.

Wie Prometheus Menschen, seine Verber,  
 Bildet er der Götter ganzes Chor;  
 Zog zur Erde nur den Himmel nieder,  
 Nicht die Erde zum Olymp empor.  
 Edle Wesen, irdische Heroen,  
 Doch nicht groß wie die unnennbar hohen,  
 Schien ihr mildres, nicht umstraltes Haupt  
 Der Unsterblichkeit beraubt.

Aber seit ein namenloses Sehnen  
 Süß und quälend seine Brust entzweit;  
 Seit der Bahn des nie erblickten Schönen  
 Ihn berauscht mit Allvergeffenheit,  
 Ließ er ruhn die Kunstbegabten Hände,  
 Unbesorgt, ob er ein Werk vollende,  
 Das nur halb, mit zweifelhaftem Sieg,  
 Aus dem Stein ins Leben stieg.

Nun, da zu der holden Unsichtbaren  
 Ihn hinan des Muthes Fittig trägt,  
 Will er seinen Augen offenbaren,  
 Was sein Busen heimlich längst gehegt.  
 In der Flut begeisternder Gedanken,  
 Die entbunden um die Sinne schwanken,  
 Liebeglühend, tritt Pygmalion  
 In der Werkstatt Pantheon.

Und, o Wunder, in verklärtem Lichte  
 Stehen rings die stolzen Bilder da.  
 Es enthüllt dem staunenden Gesichte  
 Gottheit sich, wie er sie nimmer sah.  
 Wie von reinem Nektarthau durchflossen,  
 Wonnevoller Ewigkeit Genossen,  
 Schön und furchtbar, scheinen sie erhöht  
 Zu des Urbilds Majestät.

Freudig, doch mit ahnungsvollem Schweigen,  
Blickt er auf der Himmelsmächte Kreis;  
Richter sind sie ihm und heil'ge Zeugen,  
Wie er ringt nach der Vollendung Preis.  
Nicht zu ruhn, noch feige zu ermatten,  
Schwört er, bis er den geliebten Schatten,  
Einen Fremdling in der niedern Welt  
Seinen Göttern dargestellt.

Schöner Stein! in Paros fühlen Gräften  
Hat die Dreade dir gelacht;  
Ja, du wurdest aus den Fessentlüften  
In beglückter Stund' hervorgebracht!  
Von der Hand Pygmalions erkohren,  
Keiner Marmor, wirst du neugebohren.  
Was fein Stahl dir liebend raubt, vergilt  
Tausendfach das holde Bild.

Wann Aurora kaum noch deine Weiße  
Röthet, eilt der Künstler schon herzu,  
Und ihm winkt von immer süßerm Fleiße  
Nur die Nacht gebteterisch zur Ruh.  
Wann des Schlafes Arm' ihn leis' umfassen,  
Eptelt um ihn das schmeichelnde Verlangen,  
Zeichnet sein gelungenes Werk der Traum  
Dämmernd in des Aethers Raum.

Endlich geht die freundlichste der Sonnen  
Ueber ihm, Vollendung bringend, auf.  
Endlich, endlich ist das Ziel gewonnen,  
Und die Palme fühlt des Siegers Lauf.  
Vor ihm blüht das liebliche Gebilde,  
Gleich der Rose, die der Frühlingsmilde,  
Welche webend, athmend um sie floß,  
Raum den Purpurtelch erschloß.

Hüllenlos, von Unschuld nur umgeben,  
 Scheint sie sich der Schönheit unbewußt;  
 Ihre leicht gebognen Arme schweben  
 Vor dem Schoos und vor der zarten Brust,  
 Keine Harmonie durchwallt die Glieder,  
 Deren Umriß, von der Scheitel nieder  
 Zu den Sohlen, hingeathmet fliegt,  
 Wie sich Well' in Welle schmiegt.

Selig festgezaubert im Betrachten  
 Schaut Pygmalion, und glüht und schaut.  
 Bald verstummt er, aufgelöst in Schmachten,  
 Bald erschallt des Herzens Hymne laut.  
 Mit des Steines nachgeahmtem Leben  
 Strebt er sich so innig zu verweben,  
 Daß sein Herz, von Lieb' und Lust bewegt,  
 Wie in beider Busen schlägt.

Was erfann er nicht, ihr Liebzukosen?  
 Welche süße Namen nannt' er nicht?  
 Das Gebüsch verarmt an Myrth' und Rosen,  
 Die er sorgsam ihr in Kränze flicht.  
 Aber ach! wann wird ihr holdes Flüstern  
 Seinen Liebesreden sich verschwistern?  
 Wann besiegelt der erwärmte Mund  
 Wiederküssend ihren Bund?

Lächelnd einst, wie mildes Frühlingswetter,  
 Schaut Urania vom lichten Thron;  
 Von der Menschen Vater und der Götter  
 Fordert sie der reinsten Treue Lohn:  
 Sieh, allein von allen Erdensöhnen  
 Hat Pygmalion, dem höchsten Schönen  
 Huldigend, und frei vom Sinnenbrand,  
 Sich zu meinem Dienst gewandt.

Nicht aus Troß, zu eitlen Schöpfertruhne;  
Folgsam lauschend nur dem innern Ruf,  
Stellt' er im verborgnen Heiligthume  
Uns die Göttin dar, die er sich schuf.  
Jenen Funken; den Prometheus raubte,  
Zum Verderben seinem stolzen Haupte,  
Gieb ihn mir für den bescheiden Sinn  
Meines Künstlers zum Gewinn.

So die Göttin, und mit Wohlgefallen  
Winkt ihr Zeus, und neigt den Herrscherstab;  
Locken, den Olymp erschütternd, wallen  
Auf die Stirn ambrosisch ihm herab.  
Ein gewohntes Opfer darzubieten,  
Stand Pygmalion in Duft und Blüthen,  
Als es wie ein Blitz sein Mark durchdrang,  
Daß er jagend niedersank.

Doch ihn locken ferne Melodien  
Zauberisch ins Leben bald zurück.  
Rosenfarbne Morgenschimmer fliehen  
Um das Bild und laben seinen Blick.  
Wie von eines Aetherbades Wogen  
Wird sie sanft gewiegt und fortgezogen.  
Soll sie eures Himmels Sterne seyn?  
Götter! Götter! sie ist mein!

Und er fliegt hinzu, und schlingt die Arme  
Rühn und fest um das geliebte Weib.  
Glühend, schauernd fühlt er, sie erwarme;  
Seinem Drucke weicht der Marmorleib.  
Und es schlägt ihr Herz die ersten Schläge,  
Und die Pulse werden hüpfend rege,  
Und das Drängen junger Lebenslust  
Schwellt die ungeduld'ge Brust.

Und ihr Auge — Wonne würd' ihn tödten,  
 Schloß' es sich dem fremden Tage nicht.  
 Ach, sie drückt mit schüchternem Erröthen  
 An des Jünglings Busen ihr Gesicht.  
 Liebe! Liebe! stammeln beider Zungen,  
 Und die Seelen, ganz in eins verschlungen,  
 Hemmt ein Kuß im schwesterlichen Flug  
 Mit geheimnißvollem Zug.

### 3) von Luise Brachmann († 1822).

#### C o l u m b u s.

„Was willst du, Fernando, so trüb' und bleich?  
 Du bringst mir traurige Mähr!“ —  
 „Ach, edler Feldherr, bereitet Euch:  
 Nicht länger bezähm' ich das Heer.  
 Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will;  
 So seyd ihr ein Opfer der Wuth;  
 Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,  
 Des Feldherrn heiliges Blut.“

Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn;  
 Da drängte die Menge sich nach.  
 Da stürmten die Krieger, die Wüthenden, schon,  
 Gleich Bogen, ins stille Gemach.  
 Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,  
 Auf bleichen Gesichtern der Tod: —  
 „Verräther! wo ist nun dein gleisendes Glück?  
 Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!“

„Du giebst uns nicht Speise; so gieb uns denn  
 Blut!“ —

„Blut!“ — riefen die Schrecklichen, — „Blut!“  
 Sanft stellte der Große den Felsenmuth  
 Entgegen der stürmenden Fluth.

„Befriedigt mein Blut euch; so nehmt es und lebt!  
 Doch, bis noch ein einzigesmal  
 Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,  
 Vergönnt mir den segnenden Stral.“

„Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad;  
 So biet' ich dem Tode mich gern.  
 Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad,  
 Und trauet der Hülfe des Herrn!“ —  
 Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick,  
 Besiegte noch einmal die Wuth.  
 Sie wichen vom Haupte des Führers zurück,  
 Und schonten sein heiliges Blut.

„Wohlan dann, — es sey noch! — doch hebt sich  
 der Stral,

Und zeigt uns kein rettendes Land;  
 So siehst du die Sonne zum letztenmal!  
 So zittre der strafenden Hand!“ —  
 Geschlossen war also der eiserne Bund;  
 Die Schrecklichen kehrten zurück. —  
 Es thue der leuchtende Morgen uns kund  
 Des duldbenden Helden Geschick. —

Die Sonne sank, der Schimmer wich,  
 Des Helden Brust ward schwer;  
 Der Kiel durchrauschte schauerlich  
 Das weite, wüste Meer.  
 Die Sterne zogen still herauf,  
 Doch, ach, kein Hoffnungstern;  
 Und von des Schiffesodem Lauf  
 Blieb Land und Rettung fern.

Sein treues Fernrohr in der Hand,  
 Die Brust voll Gram, durchwacht,  
 Nach Westen blickend unverwandt,  
 Der Held die düstre Nacht.



„Nach Westen, — o, nach Westen hin,  
 Beflügle dich mein Kiel!  
 Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,  
 Du meiner Sehnsucht Ziel!“

„Doch mild, o Gott, von Himmelshöhn  
 Blick' auf mein Volk herab!  
 Laß' es nicht trostlos untergehn  
 Im wüsten Flutengrab!“ —  
 Er sprach, der Held, vom Mitleid weich;  
 Da horch, welch eiligertritt?  
 „Noch einmal, Fernando, so trüb' und bleich?  
 Was bringt dein bebender Schritt?“

„Ach, edler Feldherr, es ist geschehn!  
 Jetzt hebt sich der östliche Stral.“ —  
 „Sei ruhig, mein Lieber, von himmlischen Höhn  
 Entwand sich der leuchtende Stral.  
 Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol,  
 Mir lenkt sie zum Tode die Bahn!“ —  
 „Leb' wohl dann, mein Feldherr, leb' ewig wohl!  
 Ich höre die Schrecklichen nahn!“

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh,  
 Da drängte die Menge sich nach;  
 Da strömten die Krieger, die Wüthenden, schon,  
 Gleich Bogen, ins stille Gemach.  
 „Ich weiß, was ihr fordert, ich bin bereit,  
 Ja, werft mich ins schäumende Meer!  
 Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit;  
 Gott schütze dich, irrendes Heer!“

Dumpf klirrten die Schwerter, ein wildes Geschrei  
 Erfüllte mit Grausen die Luft;  
 Der Edle bereitete still sich und frei  
 Zum Wege der fluchenden Gruft.  
 Zerrissen war jedes geheiligte Band;

Schon sah sich zum schwindelnden Rand  
 Der treffliche Führer gerissen, und — „Land!“ —  
 „Land!“ — rief es und donnert' es, — „Land!!“

Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,  
 Erschien dem besflügelten Blick;  
 Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt,  
 Erhob sich das winkende Glück.  
 Was kaum noch geahnet der jagende Sinn,  
 Was muthvoll der Große gedacht; —  
 Sie stürzten zu Füßen dem Herrlichen hin,  
 Und priesen die göttliche Macht.

#### 4) vom Freih. v. Steigentesch.

##### Der Troubadour.

Am Quell, vom Tage matt beschienen,  
 Saß Ritter Raymond, kalt und wild;  
 Bläß, wie der Burggeist in Ruinen,  
 Schwamm auf dem Felsenquell sein Bild.  
 Da lispeln sanft der Harfe Saiten,  
 Im Liede weht ein weicher Sinn,  
 Und des Gesanges Töne gleiten  
 Wie Wellen über Blumen hin.

Die Vorzeit flüstert durch die Lieder,  
 Ein Geisterlaut umschwebt sein Ohr;  
 Der Schrecken sträubt sein Haar empor,  
 Und drückt den Blick zur Erde nieder.

Die sanfte Sprache der Gefühle  
 Wird jetzt auf jeder Saite wach,  
 Des Morgens Traum, der Kindheit Spiele,  
 Ahmt schwach und stark die Saite nach.  
 Die halbgedämpften Töne beben,  
 Wie durch das Laub der West im Mat;

Der Kindheit goldne Träume schweben  
Im Spiegel des Gesangs vorbei.

Der schöne Traum, zu früh vergangen,  
Hat sanft des Ritters Herz erweicht;  
Ein mattes, kaltes Lächeln schleicht  
Auf die vom Gram gebleichten Wangen.

Jetzt klagt hier, wie der Welle Tosen,  
Bald schwach, bald stark, mit leisem Schwung,  
Die Sehnsucht um verblühte Rosen,  
Im Echo der Erinnerung.

Der Ton, gleich scheidenden Gewittern,  
Verhallt nun sterbend, dumpf und schwach;  
Die Saite ahmt mit leisem Zittern  
Den süßen Ton der Freude nach.

Der Vorzeit blasse Nebel sinken;  
Der Freude heitres Bild erwacht;  
Die Liebe ruft, das Leben lacht,  
Und des Genusses Horen winken.

Dem Arm der Freude schnell entrisen  
Erhebt sich dumpf das Lied der Schlacht;  
Die Erde wird des Todes Rissen,  
Das Blut und Wunde schrecklich macht.  
Die Harfe schweigt. In ihren Pausen  
Verblutet röchelnd sich der Held,  
Und, wie des Meeres Bogen, brausen  
Die Töne durch 'das Leichenfeld.

Des Ritters blasse Wangen färben  
Sich brennend, wie das Abendroth;  
Sein Auge rollt, es sucht den Tod,  
Umdonnert von der Schlacht, zu sterben.

Der Harfe Stürme rauschen wilder,  
Das Siegel springt am Grab der Zeit,  
Der Sturm des Sängers weckt die Bilder

Im Nebel der Vergangenheit.

Dumpf rauscht in jedem Grabe Leben,

Wie in der Felsenluft der Nord.

Des Sängers blasse Lippen beben,

Sein Stammeln malt den Brudermord.

Die Wangen, wild entbrannt, verglühn;

Im Auge rollen Schuld und Haß.

„Laß, ruft der Ritter leichenblaß,

O laß das Bild vorüberfliehen!“

Da flüstern leise durch die Saiten

Der Hoffnung süße Töne hin.

Ganzt, wie des Schicksals Fäden, leiten

Sie in den Arm der Trösterin.

Kühn troßt der Mörder den Gesetzen,

Ihn lenkt das ewige Geschick;

Auf seinen Wink hält das Entsetzen

Des Frevels, Dolch und Arm zurück.

Der Ritter schlägt um die Gestalten

Der Möglichkeit den Arm voll Kraft,

Am Busen ohne Leidenschaft

Das süße Traumbild festzuhalten.

Der Sänger schweigt. Des Finstern Miene

Wird wieder kalt und wolken schwer;

Da flüstert's leise durch das Grüne:

„Erkennst du Erichs Ton nicht mehr?“

Er blickt empor. Die Augen wenden

Sich ab, von Schuld und Schaam gepreßt;

Er klammert sich mit kalten Händen

An seines Bruders Knieen fest.

Das Band des Schreckens löst sich wieder,

Das seine Kraft gefesselt hält,

Und auf die blassen Lippen fällt

Die Thräne der Verzeihung nieder.

## 45.

## d) Die Legende.

Die Legende steht in demselben Verhältnisse einer Untergattung zur Romanze und Ballade, wie die Dithyrambe zur Hymne. Denn sie enthält die Darstellung von Gefühlen, welche durch die Vergewärtigung von Individuen, Handlungen und Begebenheiten erregt werden, unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. Allein der eigenthümliche Charakter der Legende, wodurch sie von der Romanze und Ballade sich unterscheidet, beruht darauf, daß ihr Stoff aus der religiösen Mythologie, und, wenn der Stoff der christlichen Religion angehört, aus der kirchlichen Ueberlieferung entlehnt ist. Mag nun der Stoff aus der indischen, oder der ägyptischen, aus der griechischen, oder der christlichen, oder der mahomedanischen Sagenwelt entnommen seyn; so hängt doch sein dichterischer Gehalt ab von seiner ästhetischen Darstellbarkeit in einer vollendeten Form. Enthält daher die kirchliche Sage, als Stoff, Handlungen und Thatfachen, welche entweder große Aufopferungen im Dienste der Tugend und den Heldensinn der Märtyrer bezeugen, oder welche angebliche Wunderthaten der sogenannten Heiligen und selbst manche lächerliche Ueberlieferung versinnlichen; so berücksichtigt der Dichter der Legende nicht die geschichtliche Beglaubigung dieser Stoffe; denn seine Aufgabe ist keine geschichtliche, sondern eine ästhetische, und diese wird erreicht, sobald er den ihm dargebotenen Stoff, inwiefern er einen wohlthuenden Eindruck auf sein Gefühlsvermögen vermittelte, zur Einheit der ästhetischen Form erhob.

Nach den verschiedenartigen, bald ernsthaften, bald belustigenden, Stoffen, welche der Dichter der Legende zur Einheit der Form gestaltet, erscheint die Legende, wie auch die Romanze und Ballade, bald unter einer ernsthaften, bald unter einer komischen Einfleidung. In der ersten liegt das Außerordentliche, Uebernatürliche und Wunderbare in den Aeußerungen eines gesteigerten sittlich-religiösen Gefühls, dessen Bestrebung mit einem alle Erwartung übertreffenden Erfolge gekrönt wird. In der zweiten wird das Wunderbare in der Begebenheit, unter der Voraussetzung, daß die Begebenheit selbst der Erfolg eines sich verirrenden Gefühls war, als ein Gegenstand dargestellt, der vermittelt der vollendeten ästhetischen Hülle unser Lachen erregt. Die ernsthafte Legende ward mit Erfolg von v. Göthe, Aug. Wilh. v. Schlegel, v. Herder, Kosegarten, Justi, Krummacher, Uhland u. a., die komische besonders von Pfeffel und Langbein angebaut.

## 46.

## Beispiele der Legende.

## 1) von v. Herder († 1803).

## Der Tapfere.

Ein edler Held ist, der fürs Vaterland,  
 Ein edlerer, der für des Landes Wohl,  
 Der edelste, der für die Menschheit kämpft.  
 Ein Hoherpriester, trug er ihr Geschick  
 In seinem Herzen, und der Wahrheit Schild  
 Auf seiner Brust. Er steht im Felde, Feind  
 Des Aberglaubens und der Heppigkeit,

Des Irrthums und der Schmeicheleien Feind,  
Und fällt, der höchsten Majestät getreu,  
Dem redlichen Gewissen, das ihm sagt:  
Er suchte nicht, und floh nicht seinen Tod.

„Was tödtet ihr die Glieder? (rief die Wuth  
Des Heidenpöbels,) sucht und würgt das Haupt.“ —

Man sucht den frommen Polykarpus, ihn,  
Johannes Bild und Schüler. Sorgsam hatten  
Die Seinen ihn aufs Land geflüchtet: — „Ich  
Sah diese Nacht das Rissen meines Hauptes  
In voller Blut (so sprach der franke Greis);  
Und wachte mit besondrer Freude auf.

Ihr Lieben mühet euch umsonst; ich soll  
Mit meinem Tode Gott lobpreisen.“ — Da  
Erscholl das Haus von stürmendem Geschrei  
Der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf.

„Bereitet, sprach er, diesen Mäuden noch  
Ein Gastmahl, — ich bereite mich indeß  
Zur Reise auch.“ — Er ging, und betete,  
Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen  
Zum Consul. Als er auf den Richtplatz kam,  
Rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:  
„Sei tapfer, Polykarp!“ — der Consul sieht  
Den heitern, schönen, ruhig sanften Greis  
Verwundernd. „Schone (sprach er) deines Alters,  
Und opfre hier, entsagend deinem Gott!“ —

„Wie sollt' ich meinem Herrn entsagen, dem  
Zeitlebens ich gedienet, und der mir  
Zeitlebens Gutes that?“ — „Und fürchtest du  
Denn keines Löwen Zahn?“ — „Zermalmet muß  
Das Weizenkorn doch einmal werden, sey's  
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht.“

Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! Er ist  
Der Christen Vater! Feuer, Feuer her!“

Sie trugen Holz zusammen und mit Wuth  
Ward er ergriffen. — „Freunde, sprach er, hier  
Bedarfs der Bande nicht. Wer dieser Flamme  
Mich würdigte; der wird mir Muth verleihn.“

Und legte still den Mantel ab, und band  
Die Sohlen seiner Füße los, und stieg  
Hinauf zum Scheiterhaufen. — Plötzlich schlug  
Die Flamm' empor, umwehend rings um ihn,  
Gleich einem Segel, das ihn kühlete,  
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das  
Den Edelstein in seine Mitte nahm,  
Und schöner ihn verklärte, bis ergrimmt  
Ihm eine freche Hand das Herz durchstieß.  
Er sank; es floß sein Blut; die Flamm' erlosch;  
Und eine weiße Taube stieg empor.

Du lachst der weißen Taube? Soll einmal  
Ein Geier dir dem Sterbenden die Brust  
Durchbohren? Dem Gestorbenen das Aug'  
Ein Rab' aushacken? Aus der Asche sich  
Molch oder Natter winden? — Spotte nicht  
Des Bildes, das die Sage sich erschuf;  
Nur Einfalt, Unschuld, giebt im Tode Muth.

## 2) von v. Göthe.

### Der Gott und die Bajadere.

#### Eine indische Legende.

Mahaddh, der Herr der Erde,  
Kommt herab zum sechstenmal,  
Daß er unsers Gleichen werde,  
Mit zu fühlen Freud' und Qual.  
Er bequemt sich hier zu wohnen,  
Läßt sich Alles selbst geschehn.  
Soll er strafen oder schonen,  
Muß er Menschen menschlich sehn.

Dritter Theil.



Und hat er die Stadt sich als Wanderer betrachtet,  
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,  
Verläßt er sie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,  
Wo die letzten Häuser sind,  
Sieht er, mit gemahlten Wangen,  
Ein verlornes schönes Kind.  
Grüß' dich Jungfrau! — Dank der Ehre!  
Wart', ich komme gleich hinaus —  
Und wer bist du? — Bajadere,  
Und dies ist der Liebe Haus.

Sie rührt sich, die Zimbeln zum Tanze zu schlagen;  
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,  
Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,  
Lebhaft ihn ins Haus hinein.  
Schöner Fremdling, lampenhelle  
Soll sogleich die Hütte seyn.  
Bist du müd', ich will dich laben,  
Lindern deiner Füße Schmerz.  
Was du willst, das sollst du haben,  
Ruhe, Freuden oder Scherz.

Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden;  
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden  
Durch tiefes Verderben, ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste;  
Immer heitrer wird sie nur,  
Und des Mädchens frühe Künste  
Werden nach und nach Natur.  
Und so stellet auf die Blüthe  
Bald und bald die Frucht sich ein;  
Ist Gehorsam im Gemüthe,  
Wird nicht fern die Liebe seyn.

Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,  
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen  
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,  
Und sie fühlt der Liebe Qual,  
Und das Mädchen steht gefangen,  
Und sie weint zum erstenmal;  
Sinkt zu seinen Füßen nieder,  
Nicht um Wollust noch Gewinnst,  
Ach! und die gelenken Glieder,  
Sie versagen allen Dienst.

Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier  
Bereiten den dunkeln behaglichen Schleier  
Die nächtlichen Stunden das schöne Gespinnst.

Spät entschlummert, unter Scherzen,  
Früh erwacht, nach kurzer Rast,  
Findet sie, an ihrem Herzen,  
Todt den vielgeliebten Gast.  
Schreiend stürzt sie auf ihn nieder;  
Aber nicht erweckt sie ihn,  
Und man trägt die starren Glieder  
Bald zur Flammengrube hin.

Sie höret die Priester, die Todtengesänge,  
Sie raset und rennet, und theilet die Menge.  
Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre stürzt sie nieder,  
Ihr Geschrei durchdringt die Luft:  
Meinen Gatten will ich wieder!  
Und ich such' ihn in der Gruft.  
Soll zu Asche mir zerfallen  
Dieser Glieder Götterpracht?  
Mein! er war es, mein vor allen!  
Ach, nur Eine süße Nacht!

Es singen die Priester: wir tragen die Alten,  
 Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,  
 Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.

Höre deiner Priester Lehre:  
 Dieser war dein Gatte nicht.  
 Lebst du doch als Bajadere,  
 Und so hast du keine Pflicht.  
 Nur dem Körper folgt der Schatten  
 In das stille Todtenreich;  
 Nur die Gattin folgt dem Gatten;  
 Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.  
 ertöne, Trommete, zu heiliger Klage!  
 O, nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,  
 O, nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen  
 Mehret ihres Herzens Noth;  
 Und mit ausgestreckten Armen  
 Springt sie in den heißen Tod.  
 Doch der Götter: Jüngling hebet  
 Aus der Flamme sich empor,  
 Und in seinen Armen schwebet  
 Die Geliebte mit hervor.

Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;  
 Unsterbliche heben verlorene Kinder  
 Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

### 3) von Langbein.

#### Der Substitut des heiligen Georgs.

In einer dunkeln Dorfstapelle,  
 Dem heiligen Georg geweiht,  
 Stand er in Lebensgröß' auf einer hohen Stelle  
 Zum Trost des Volks seit langer Zeit.

Der Priester sorgte stets aufs Beste  
 Für des verehrten Schutzherrn Ruhm,  
 Und reinigt' einst zu seinem Feste  
 Mit eigner Hand das Heiligthum.  
 Um dieses gute Werk zu krönen,  
 Wollt' er ihn selbst — den Herrn Patron — verschönnen,  
 Und säubert' ihn vom Fuße bis zum Schopf;  
 Der Besen aber stieß zu hart ihn an den Kopf,  
 Und dieser — der vielleicht schon immer  
 Ein wenig schwach gewesen war —  
 Brach knacks vom Hals, und fiel in Trümmer.

Der Priester raufte wild sein Haar.  
 O ich Unglücklichster auf Erden!  
 Was fang' ich an? Das Dorf wird rasend werden!  
 Ich stehe morgen in Gefahr,  
 Daß es in Rotten sich vereinigt,  
 Und mich aus Christeneifer steinigt. —  
 So klagend trat er an die Thür,  
 Und seufzte Himmel an: Ihr Engel,  
 Ihr guten Engel, helfet mir!

Es kam nicht Einer; — doch dafür  
 Erschien ein alter Galgenschwengel,  
 Der weit und breit das Land durchzog,  
 Theils betteln ging, und theils betrog.  
 Er schlich gebückt an einem Stabe,  
 Und bat um eine kleine Gabe.

Mit Staunen sah der Capellan  
 Vom Fuße bis zum Kopf ihn an,  
 Und murmelte hinweg gewendet:  
 Den haben mir die Engelein gesendet!  
 Er gleicht, schwarzbraun wie ein Mohr,  
 Dem Heil'gen, der sein Haupt verlor,  
 So Zug für Zug, als wären Zwillingbrüder.  
 Der Kerl ist mir ein wahrer Schatz;

weiter ist auch, in der Reihe der epischen Formen, der Begriff der poetischen Erzählung. Denn alles, was aus dem Kreise des Wirklichen und Möglichen ästhetisch dargestellt, d. h. als aus den Gefühlen des Dichters stammend und als Gefühle anregend geschildert, und zur Einheit der Form verbunden werden kann, eignet sich zum Stoffe der poetischen Erzählung. Dadurch aber unterscheidet sich die poetische Erzählung vom Epos, daß in der erstern die dargestellte Handlung oder Begebenheit, in dem letztern hingegen das handelnde Individuum den Mittelpunkt der ästhetischen Darstellung bildet. In der poetischen Erzählung erscheint nämlich das handelnde Individuum nicht als ein eigentlicher Held, der in noch unentschiedenem Kampfe mit dem auf ihn eindringenden widrigen Schicksale wahrgenommen wird; auch können die verwickelten Verhältnisse und Ereignisse, welche die poetische Erzählung schildert, nicht in der höhern Beziehung, wie im Epos, Schicksal genannt werden, weil es zunächst eine mehr oder weniger in sich fassende Thatsache ist, die der Dichter der poetischen Erzählung in den Mittelpunkt des Ganzen stellt.

Bei dieser Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit des Stoffes für die poetische Erzählung bleibt es die Hauptaufgabe für dieselbe, vermittelt der Vollendung der ästhetischen Form dieselben Gefühle anzuregen, welche in dem Gemüthe des Dichters das Entstehen der ästhetischen Form bewirkten, und zugleich die Einbildungskraft in ein freies Spiel zu setzen, um durch beides gemeinschaftlich ein reines Wohlgefallen an der Form hervorzubringen. — Je häufiger aber der erzählende Dichter mit der Darstellung freier Handlungen sich beschäftigen muß;

besto mehr bedarf er des psychologischen Urtheils und Tactes. Zwar darf er die psychologischen Erscheinungen und Ergebnisse nicht philosophisch verarbeiten; allein er behandelt sie dichterisch, d. h. sein psychologischer Sinn und Tact unterstützt seine schöpferische Einbildungskraft, wenn diese, für die im Mittelpuncte der Erzählung darzustellende Handlung, einen ästhetischen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen vermittelt, der mit derselben Nothwendigkeit sich ankündigt, wie der Zusammenhang von Ursache und Wirkung im wirklichen Leben der Menschen. Selbst das, was aus dem Kreise der physischen Welt in die poetische Erzählung aufgenommen wird, erscheint nach seiner Verbindung und nach seinem Zusammenhange mit der geistigen und sittlichen Kraft der handelnden Individuen, weil es nicht um seiner selbst willen, sondern zur Versinnlichung gewisser Thatfachen und Handlungen freier Wesen, in die poetische Erzählung gehört.

Die poetische Erzählung kann entweder im ernsthaften, oder im komischen Gewande erscheinen. Die ernsthafte poetische Erzählung stammt aus Gefühlen, welche theils durch ernsthafte und wichtige Ereignisse des Lebens, theils durch ergreifende Handlungen des freien Willens angeregt, und vermittelt der Einbildungskraft zu einem lebensvollen dichterischen Ganzen gestaltet werden. Dagegen entspringt die komische poetische Erzählung aus dem, durch die Vergegenwärtigung menschlicher Schwachheiten, Thorheiten und Fehler, im Bewußtseyn des Dichters aufgeregten, Gefühle der Lust, das seine schöpferische Einbildungskraft in der ästhetischen Form der poetischen Erzählung in einem so hohen Grade versinnlicht, daß dadurch bei Allen dasselbe

Gefühl der Lust veranlaßt wird. Doch muß der Dichter der komischen poetischen Erzählung, bei aller Lebendigkeit seiner Darstellung, sich innerhalb der Grenzlinie der Erzählung halten, und nicht ins Gebiet der eigentlichen Satyre hinüber streifen, welche die Unvollkommenheiten der intellectuellen Welt und die Gebrechen in der sittlichen Ordnung der Dinge mit aller Schärfe geißelt, die, durch den stark versinnlichten Abstand der wirklichen Welt zu der Höhe des dem Menschen gebotenen Ideals der Wahrheit und sittlichen Güte, in dem Gemüthe des Satyrikers erzeugt wird. Von der Fabel, die häufig mit der poetischen Erzählung verwechselt wird, unterscheidet sie sich bestimmt dadurch, daß der Fabel ausschließend die Versinnlichung der Eigenschaften der Thierwelt zusteht.

Die wesentlichsten Bedingungen der poetischen Erzählung sind Leichtigkeit und Natürlichkeit in der Darstellung. Eine gewisse Ausführlichkeit wird in dieser epischen Form eher, als in den übrigen, dem Dichter verziehen, sobald nur nichts eingemischt wird, was als entschieden überflüssig und außerwesentlich sich ankündigt; die unverkennbare Breite der Darstellung aber ist unvereinbar mit der Festhaltung des ästhetischen Charakters der Form. Reim und Metrum sind, wie bei allen dichterischen Erzeugnissen, auch in der poetischen Erzählung keine wesentlichen, sondern nur zufällige Eigenschaften der äußern Schönheit der Form.

## 48.

## Beispiele der poetischen Erzählung.

1) von Burcard Waldis († nach 1554).

## Vom Bischoff und einem Lotterbuben.

Zum Bischoff kam ein Lotterbub,  
 Sein Bengel gegen jm auffhub,  
 Vnd bat jn, das er jm da bar  
 Ein gülden geb zum neuen Jar.  
 Der Bischoff war ein karger Mann,  
 Den Freihart sah er scheußlich an,  
 Sprach: bist unsinnig hab den Ritten  
 Darffst umb ein gülden neuw Jar bitten?  
 Der Bub sprach, schon gnediger Herr,  
 Ob denn ein güld zu viele wer,  
 Gebt ein Baken, ich nem jn an,  
 Daß jr ein gut neuw Jar müßt han.  
 Er sprach, du bittest ja zu viel;  
 Er sprach, ein kleines nemmen wil,  
 Das ich mag haben ewre Gnad;  
 Zuletzt jn umb ein Pfening bat.  
 Denselben er jm auch nicht gab.  
 Er sprach, das ich dennoch was hab,  
 Von ewern gnaden beger sonst nit,  
 Denn theilt mir ewern Segen mit.  
 Er sprach: knie nieder lieber Son,  
 Das du denselben magst entpfahn.  
 Da sprach der Bub: behalt ewern Segen,  
 Jr dörrft jn zwar auff mich nicht legen;  
 Ja wenn er wer eins Pfennings wehrt,  
 Würd er mir nicht von euch beschert.

### 2) von Hans Sachs († 1576).

## Warum die Bauern nicht gern Lancknecht herbergen.

Mich thät eines Tages ein Psaff fragen,  
 Ob ich nicht warhaft wüßt' zu sagen,



Warum die Bauern unwillig wär'n,  
 Und herbergten die Lanzknecht nicht gern.  
 Ich sagt: es liegt im Schwabenland  
 Ein Dorf, Gersthofen ist genannt,  
 Da hat die Ursach sich angefangen,  
 Im kalten Winter nächst vergangen.  
 Da loß ein armer Lanzknecht hart  
 Zerrissen, frostig auf der Gartt  
 In großer Kält für einen Galgen,  
 Darauf hört er die Raben balgen,  
 Und sah einen Dieb hangen daran,  
 Der hätt' zwei gute Hosen an.  
 Da dacht ihm der arme Lanzknecht,  
 Die Hosen kommen mir gleich recht;  
 Und streift dem Dieb die Hosen ab,  
 An Füßen wollten sie nicht rab,  
 Wann (denn) sie waren daran gefroren.  
 Der Lanzknecht flucht und thät im Zoren (Zorn)  
 Und hieb dem Dieb ab beide Fuß',  
 Sammt den Hosen int (in den) Ermel stieß.  
 Nun war es etwas spät am Tag,  
 Gersthofen das Dorf vor ihm lag;  
 Da trabet er gar frostig ein,  
 Zu suchen da die Nahrung sein.  
 Als er nun herumgartet spat,  
 Zulezt er dann um Herberg bat  
 Ein Bauren, der sagt' ihm zu willig,  
 Gab ihm ein Schüssel voll warmer Millich,  
 Trug ihm in die Stuben ein Schütt Stroh,  
 Deß war der frostig Lanzknecht froh.  
 Nun hätt diesem Bauren dazu  
 Diesen Abend kälbert eine Kuh;  
 Nun war es eine grim kalte Nacht,  
 Drum wars Kalb in die Stuben bracht,

Daß es in Kält keinen Schaden empfing.  
Als jedermann nun schlafen ging,  
Und still wars in dem ganzen Haus,  
Zog der Lanzknecht die Hosen raus,  
Die er dem Dieb abzogen hätt,  
Die Fuß' er ledig machen thät,  
Und zog des Diebes Hosen on (an),  
Und machet sich vor Tag davon,  
Ganz still, daß sein kein Mensch wahrnahm,  
Ließ liegen die Diebsfuß' beisam.  
Als früh die Bauermäd' aufstond  
Und ward hinein die Stuben gon,  
Trug mit ihr ein großes Spanlicht.  
Als sie den Lanzknecht nicht mehr sieht,  
Allein das Kalb dort in der Ecken  
Höret gar laut schreien und blöken,  
Indem sie die Diebesfuß' ersicht,  
Vermeinet gänzlich anders nicht,  
Denn das Kalb hätt' den Lanzknecht fressen.  
Erst wird mit Furchten sie besessen,  
Säumt in der Stuben sich nicht lang,  
Und zu der Stubenthür aus sprang,  
Schreit am Tennen Zeter und Mord.  
Der Bauer ihr Mordgeschrei erhört,  
Erschrack und aus der Kammer schrier:  
Was ist dir? Sie antwort: weh mir  
O Bauer, es hat unser Kalb  
Den Lanzknecht fressen mehr denn halb;  
Allein liegen noch da seine Fuß'.  
Der Bauer zucket sein Schweinspieß,  
Fuhr in rostigen Harnisch sein,  
Und wollt' zum Kalb in die Stuben nein.  
Die Bäurin schrie: o lieber Mann,  
Mein und deiner klein Kinder verschon;

Das Kalb das möcht zerreißen dich.  
Der Bauer trat wieder hinter sich,  
Die Kinder weinten alle sam.  
Der Knecht auch aus dem Stadel kam;  
Sie konnten des Lanzknechts nicht vergessen,  
Meinten, das Kalb das hätt' ihn fressen.  
In sie kam ein solch Furcht und Graus,  
Und loffen alle aus dem Haus.  
Der Bauer zum Schultheiß sagt böse Mähr,  
Wies mit seinem Kalb ergangen wär  
Des Lanzknechts halb; darob wurd heiß  
Dem Schultheiß ging aus der Angstschweis,  
Hieß bald läuten die Sturmglocken.  
Die Bauern liefen all' erschrocken  
Auf den Kirchhof zitternd und frostig  
Mit ihrer Wehr und Harnisch rostig.  
Da sagt der Schultheiß in (ihnen) die Mähr;  
Wie daß ein grausames Kalb da wär,  
Das hätt' einen großen Mord gethon,  
Es hätt' ein Lanzknecht gefressen, schon  
Bis an die Füß. Mit diesem Barm  
Da müssen wir thun einen Sturm,  
Daß man es von dem Leben thu;  
Wann würd' das Kalb groß wie ein Kuh,  
So fräß' es uns all nach einander.  
Die Bauern erschrocken allsander,  
Und zogen für das Haus hinan.  
Der Schultheiß, der war ihr Hauptmann,  
Der sprach zu ihnen: Nun stoßets auf.  
Die Bauern stunden all zu Haus  
Und sahen das Haus alle an;  
Doch wollt' ihr keiner voren dran,  
Furchten, das Kalb möcht' ihn zerreißen;  
Deshalb thäten sie sich all' spreizen.

Ein alter Bauer den Rath gab:  
 Ich rath', wir ziehen wieder ab,  
 Und fristen vor dem Kalb unser Leben.  
 Wir wollen eine g'meine Steuer geben  
 In dem ganzen Dorfe durchaus,  
 Dem guten Mann bezahlen sein Haus,  
 Und wollen darein stoßen ein Feuer,  
 Verbrennen sammt dem Kalbungeheuer.  
 Die Bauern schrien: fürwahr, jo, jo,  
 Das ist der beste Rath also!  
 So zündten an das Haus die Bauern,  
 Mit gewohnter Hand stunden die Lauern  
 Darum fürchten, das Kalb möcht' entrinnen,  
 Und in dem Feuer nicht verbrinnen.  
 Doch lag das Kalb, konnt noch nicht gehn;  
 Das wollt kein nârrischer Bauer verstehn.  
 Jetzt nahm das Feuer überhand,  
 Daß ihm das ganze Dorf abbrannt;  
 Des kamen die Bauern zu großem Schaden.  
 Haben seit die Lanzknecht kein Gnaden,  
 Und vermeinen des Tages noch heut:  
 Lanzknecht sind unglückliche Leut.  
 Deshalb herbergens die Bauern nicht gern,  
 Thun ihr Beiwohnung sich beschwern,  
 Daß ihnen nicht weiter Schaden wach;  
 Von solchen Gästen spricht Hans Sachs.

### 3) von Eschering († 1659).

Ein junger Hirte war zu schreien oft beflissen:  
 Kommt, Brüder, helft! Der Wolf hat mir ein Schaf  
 erbissen.

Wenn nun das Hirtenvolk gesammt zur Stelle war;  
 Da sprach er: seyd zur Ruh, es hat noch nicht Gefahr,  
 Ich habe nur versucht, ob ihr auch wachsam wäret.

Nachdem er aber sie auf andre Zeit begehret,  
 Als Ernst vorhanden war, und jetzt vom Wolfe schon  
 Ein Schaf war hingewürgt; da blieben sie davon,  
 Wie laut er immer rief. Jetzt ward der Narr erst inne,  
 Wie thöricht er gethan, und zog ihm stracks zu Sinne,  
 Daß einem hier die Welt, der einmal Lügen liebt,  
 Auch wenn er Wahrheit redt, nicht leichtlich Glauben giebt.

## 2) von Zernik († 1745).

### Der Satz des nicht zu Unterscheidenden.

Ein Philosoph, der Wiß und seine Schöne liebt,  
 Im Scherz nur nicht der Wahrheit Beifall giebt,  
 Verieth, doch sonder Zorn, mit seinem Freund ins Streiten,  
 Und sprach: Es ist nach hundert Logiken  
 Der Satz des nicht zu Unterscheidenden  
 Ein leerer Ton, und hat nichts zu bedeuten.  
 Denn höre, fuhr er fort, und prüfe nur den Schluß:  
 Ein jeder glaubt, es sey ein Kuß, ein Kuß;  
 Mit der Erklärung ist man selbst beim Kuß zufrieden,  
 Und sie spart mir jetzt zum Beweise Zeit.  
 Ruht nun in dem Begriff kein Unterscheid;  
 So ist kein Kuß vom andern unterschieden.

Ja, sprach sein Gegner, ja du hast zum Theile Recht,  
 Du nennest nur von Küßen das Geschlecht;  
 Allein, dabei ist auch der Satz nicht anzuwenden.  
 Doch gieb nur auf die Art der Küsse acht;  
 Ein Kuß, geschickt auf Lippen angebracht,  
 Entscheidet sich von dem auf zarten Händen.  
 Noch mehr, kein einz'ler Kuß ist je dem andern gleich;  
 Freund, sey einmal im Geist an Bildern reich,  
 Sieh ein verliebtes Paar, so ist dein Schluß bestritten;  
 Es wird, wenn man den Mund zum Kuß erwählt,

Beim zweiten schon der erste Fleck verfehlt,  
Den Wangen nach küßt man nicht in der Mitten.

Was Bilder? nein! ward hier von jenem eingewandt,  
Mit Augen seh' ich zwar, mehr mit Verstand.  
Wer nur den Sinnen traut, macht wenig starke Schlüsse.  
Der Unterschied im Kuß hat schlechten Grund,  
Es ist zudem ein rother Mund, ein Mund,  
Und Küsse sind im Wesen doch nur Küsse.

Gut, rief bei diesem Streit der dritte Kaffeegast,  
Freund, aber sey zum Einwurf nur gefaßt;  
Denn sonst reichst du die Hand zum ersten zum Ber-  
söhnen,

Den Saß des nicht zu Unterscheidenden  
Erweis ich dir mit deiner Lesbien,  
Die küssest du in einer Welt voll Schönen.

### 5) von Gotter († 1797).

#### Der reisende Virtuose.

Ein Virtuos aus jenem Lande,  
Wo, nächst der Weihe, keine Bahn  
So leicht zum Reichthum führet, als — o Schande! —  
Ein Messerschnitt, erwies dem teutschen Vaterlande  
Die Ehr' und setzt' es einst in Contribution.  
Die Wochenblättler (Ehrenmänner,  
Und aller Künste tiefe Kenner,  
Und Schöpfer mancher Reputation!)  
Verglichen seinen Silberton  
Der ersten Sängerin in Vater Zeus Orchester.  
Zwar kenn' ich jene Primadonna nicht;  
Doch wett' ich gleich mein glücklichstes Gedicht:  
So göttlich, als der Nasen zehnte Schwester,  
Als unsre Mara, sang er nicht.  
Er kam an einen Hof (ein Hofchen wollt' ich sagen,  
Dritter Theil.

Das meine Chronika nicht nennt)  
 Und, ob die Außenwelt' ihm gleich nicht sehr behagen,  
 So nöthigt ihn doch ein zerbrochener Wagen,  
 Der Appetit, sein Element,  
 Und ach! ein Ding, noch leerer, als sein Magen,  
 Sein Beutel, sich beim Marschall anzufagen;  
 Beim Marschall, der auch Kanzler, Präsident,  
 Und General, und Haupt der Jägereien,  
 Der Kirchen, hohen Schulen, Stutereien,  
 Und Secretär des Luftballordens war;  
 Ein Orden, der so fein zum Staatssysteme paßte,  
 Daß er so Hof, als Stadt und gar  
 Die Nachbarschaften in sich faßte;  
 Mit Ausschluß der Montur und Liverei,  
 Stand (Hungers stürbe sonst die arme Kasselei)  
 Der Eintritt jedermann für zehn Ducaten frei.  
 Seit lange war für Geiger und Kastraten  
 Dies Ländchen das Schlaraffenland,  
 Kein Wunder, daß, so vortheilhaft bekannt,  
 Ein gnädigstes Gehör auch Bellavoce fand.  
 Die Durchlaucht, die im Zirkel der Magnaten,  
 Umwölbt von einem Plüschsammt-Himmel, stand,  
 War so begeistert, daß das Klatschen ihrer Hände  
 Den Paß zum Schweigen zwang, und sie, noch vor  
 dem Ende  
 Der schmelzenden Cadenz, ihm in die Arme lief,  
 Aus voller Kehle, die noch von Champagner rauchte:  
 Bravo! bravissimo! vortrefflich! himmlisch! rief,  
 Und in ein Meer von Lob ihn untertauchte.  
 „Beim Teufel! schloß das Lied, und müßt' ich Sie mit  
 Gold  
 Aufwiegen, großer Mann, ich nehme Sie in Gold;  
 Was fordern Sie? Ihr' ist die erste Stelle,  
 Mit Intendantenrang in meiner Leibcapelle,

Empfangen Sie zum Pfand den Ring — und diese  
Uhr!“

Mein Sänger, dem nichts als die Schelle  
Zum Narren fehlt, bläst zur Karrikatur  
Sich auf, und küßt den Rock, und pfeifet: „Monseigneur,  
Suis à vos ordres, für fünftausend Gulden.“  
Beträubt, als sah' er schon, zur Geißel seiner Schulden,  
Sich den Sequester nahen, erwiedert in E dur.  
Der Fürst: „Wie? was? Ihm Sargler! Ihm? fünf-  
tausend Gulden?“

Mein Kanzler hat fünfhundert nur!“  
„Mag seyn, spricht der Sopran mit unverschämtem  
Lachen,

Die Kanzler können Sie auch Duzendweise machen;  
Doch ein Talent, wie meines, macht Natur.“

6) von v. Thümmel († 1817).

Die Frau Gemahlin und ihr Gemahl.

Der Frau Gemahlin ihrem Mann  
— Ich wollte dir den Namen sagen,  
Allein er geht uns hier nichts an;  
Wozu auch das in unsern Tagen? —  
Ward eine Sache vorgetragen.  
Er sprach: die Sach' ist von Gewicht;  
Ich müßte mich des Ausgangs schämen,  
Und kurz — ich kann sie nicht auf meine Hörner nehmen.  
Hier sah ihm Frau Gemahlin ins Gesicht: —  
Mein Schatz, Sie kennen ihre Stärke nicht.“

7) von Pfeffel († 1809).

Der Bußprediger.

Der wilde Pater Chrysolog,  
Der täglich neue Leher machte,



Und täglich neue Wunder log,  
 Die selbst der Pöbel oft belachte,  
 Stieg einst, es war zur Faschingszeit,  
 Auf einen Eckstein, um zu lehren,  
 Und von dem Dienst der Eitelkeit  
 Das Volk zur Buße zu bekehren.  
 Schon hatte der erhitzte Streit  
 Mit Sünd' und Teufel angehoben,  
 Als ein Hannswurst mit lautem Toben  
 Der Hörer dichten Damm durchbrach.  
 Schnell ward der Prediger verlassen;  
 Janhagel lief durch alle Gassen  
 Dem bunten Pickelhering nach.  
 Der Mönch ergrimnte. Welche Schmach,  
 Rief er, ein Auswürfling der Hölle,  
 Ein Narr entlocket euch der Quelle  
 Des Heils, und tödtet euern Durst  
 Nach Weisheit! Ach, ihr seyd verloren!  
 Bin ich, ihr Gottvergeßnen Thoren,  
 Denn nicht so gut, als ein Hannswurst?

### 8) von Pfeffer.

#### Die zwei Griechen.

Zwei Griechen, welche durch das Band  
 Der Sympathie verbrüdet waren,  
 Verließen jung ihr Vaterland  
 Und suchten Glück bei den Barbaren.  
 Das Schicksal trennte sie. Porphyr  
 Kam nach Illyrien, ward Kriegsknecht, Officier,  
 Spion, Feldmarschall, Großvezier,  
 Und kurz, in zwei und zwanzig Jahren  
 Bestieg er, als der Schwiegersohn  
 Des Königs, den ererbten Thron.

Aret, der nichts von ihm erfahren,  
 Kam als ein armer Philosoph,  
 Vom Unglück stets verfolgt, an seines Freundes Hof,  
 Der eben Audienz ertheilte.  
 Was seh ich, Himmel, rief Aret,  
 Der weinend ihm entgegen eilte,  
 Porphyre, mein Bruder! — Was? fiel seine Majestät  
 Erröthend ihm ins Wort; hinweg mit diesem Tollen,  
 Der unsern Stand vergift! Vielleicht hat gar ein Feind  
 Sich hinter ihm verbergen wollen. —  
 Vergieb mir, sprach Aret, ich hätte keinen Freund  
 Auf einem Throne suchen sollen!

### 9) von Pfeffer.

#### Die Injurienklage.

Vor einem edlen Magistrat  
 Erschien Herr Maß, ein neugebackner Rath,  
 Und sprach: Hochweise Herrn, ein frecher Zeitungs-  
 schreiber  
 Beschimpfte mich; da lesen Sie sein Blatt,  
 Und rächen mich an diesem Ehrenräuber.  
 Er sagt: ein deutscher Titus hat  
 Jüngst einen Schöps zu seinem Rath erhoben.  
 Herr, sprach der Präsident, wir haben keine Proben;  
 Sie sind ja nicht genannt. — Et, Sie befremden mich,  
 Rief Maß, wer kann der Schöps wohl anders seyn,  
 wie ich?

### 10) von v. Göttingk.

#### Predigt am Magdalenenentage.

Ein Priester predigte am Fest der Magdalene  
 Vom Gräuel ihrer ersten Lebensart:

Doch ward hernach das Lob der Schöne,  
Ob ihrer Reu' und Buße, nicht gespart.

Nun, fuhr der Redner zu den Damen,  
Die vor ihm saßen, eifernd fort:  
Wie viel sind unter Euch, die mehr an diesen Ort  
Sich zu belustigen, als zu erbauen, kamen!  
O, sonderlich ist Eine unter Euch,  
Bei der hilft weder Drohn noch Bitten;  
An unverschämten lüderlichen Sitten  
Bleibt sie vielmehr sich immer gleich.  
Wie heilig hat sie alle Jahr  
Im Beichtstuhl Besserung versprochen!  
Allein wie bald ward dies Gelübd' gebrochen!  
Und da sich ihre Frechheit immerdar  
Noch gar vermehrt: wer kann uns übel nehmen,  
Wenn endlich wir sie öffentlich beschämen?  
Denn, sagt die Bibel, wenn dein Bruder fehlt,  
Erinnr' ihn ein- auch zweimal dran;  
Doch wenn er dann den Weg der Besserung nicht wählt,  
So zeig's nach Pflicht der Kirche an.

Das will auch ich jetzt thun. Es ist — es ist —  
Was meint ihr? Soll ich namentlich sie nennen?  
Ich sollte billig wohl; doch wißt —  
Allein, warum nicht? Gut, ihr sollt sie kennen!  
Vielleicht bringt dies zu ihrer Pflicht  
Sie noch zurück, so leid mir's thut, sie zu beschämen.  
Es ist — doch ohne Makel könnt' ich nicht  
Den Namen nur einmal auf meine Zunge nehmen.  
Ich will sie denn auf andre Art der Welt  
Kund machen, und einmal an ihr das Strafsamt schärfen.  
Dort sitzt sie! Wie sie sich nicht stellt!  
Jetzt werd' ich mein Gebetbuch nach ihr werfen;  
Gebt Acht! gebt Acht! auf welch' es fällt! —

Indem er nun empor mit seinem Buche fuhr,  
 War jede bange vor dem Falle,  
 Und jede bückte sich. — „Verdorbene Natur,  
 Ich dacht', es wäre Eine nur;  
 Nun seh' ich erst, sie sind es Alle!“

### 11) von v. Alons Schreiber.

#### Der Bramin.

Zu einem alten weisen Bramen,  
 (Die Zeit verlor uns seinen Namen!)  
 Der, ferne von der Thorheit Spiel,  
 In einer stillen Klause lebte,  
 Und da durch guten Rath, so viel  
 Er konnte, noch zu nützen strebte,  
 Kam einst ein junger Biedermann,  
 Und redet ihn bescheiden an:  
 Mein Vater, bange Zweifel quälen  
 Schon lange, lange meine Brust;  
 Der Tugend Bahn ging ich mit Lust;  
 Doch welch System soll ich erwählen?  
 Als Knabe schon saß ich im Staub  
 Der Schule zu der Weisen Füßen,  
 Und horchte ihren strengen Schlüssen,  
 Und blieb doch stets der Zweifel Raub.  
 Der eine rief: geh meine Wege!  
 Der andre: näher führ' ich dich!  
 Ein dritter sprach Sanscritt für mich.

Der Brame lächelt: O, die Nege  
 Zum Guten gibt die Schule nicht!  
 Dein eignes Herz kennt jede Pflicht,  
 Mein Sohn; bewahre seine Lehren,  
 Und folge ihnen stets mit Muth.  
 Das übrige sind taube Aehren,  
 Nur für gelehrte Scheunen gut.

## f) Die Fabel.

Je häufiger der eigenthümliche Charakter der Fabel verkannt, und die poetische Erzählung mit der Fabel verwechselt wird; desto nöthiger ist es, die unterscheidenden Merkmale der Fabel von jeder andern Form der epischen Dichtkunst aufzufassen, und die Eigenthümlichkeit derselben, im Sinne der eigentlichen äsopischen Fabel, herzustellen. Denn nur die äsopische (die Thier-) Fabel verdient ausschließlich diesen Namen, weil durch sie eine selbstständige, von jeder andern verschiedene, dichterische Form in den Kreis der epischen Dichtungsarten eintritt, in wiefern nämlich das Eigenthümliche der Fabel darauf beruht, menschliche Individuen, Zustände und Handlungen in dem, der menschlichen Freiheit verwandten, Kreise des Instinkts in der Thierwelt, unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form darzustellen. In der Fabel erscheint daher der Mensch nicht selbst, nach seiner Individualität und nach den Wirkungen seiner Freiheit; er wird aber unter der symbolischen Hülle des Instinkts versinnlicht. So gewiß also, nach dieser Ansicht, nie ein menschliches Individuum, sondern nur ein, nach seinen Eigenschaften und nach seiner Ankündigung bekanntes, Thier in den Mittelpunkt einer Fabel gestellt werden darf; so gewiß wird doch auch die Fabel nicht der Darstellung des Thieres selbst wegen gedichtet. Es soll vielmehr der Mensch im Spiegel des Instinkts, eben so wohl nach den Ankündigungen seiner Freiheit überhaupt, wie nach den Verirrungen derselben, sich wieder erkennen, weil —

ungeachtet aller ursprünglichen Verschiedenheit des Kreises der menschlichen Freiheit und des thierischen Instinkts — doch zwischen beiden theils eine Aehnlichkeit in Hinsicht auf die Hervorbringung einer äußern Wirkung in Angemessenheit zu einem vorausgegangenen innern Antriebe, theils sogar eine Verwandtschaft statt findet, da der Mensch, neben der seiner übersinnlichen Natur zustehenden Freiheit, in seiner sinnlichen Natur ebenfalls einen thierischen Instinkt wahrnimmt, und dieser nicht selten, in den äußern Handlungen des Menschen, ein Uebergewicht über die Ankündigung der sittlichen Freiheit behauptet. Der Mensch soll nämlich, im ästhetisch vollendeten Gegenbilde, sein eignes Bild, nach seinen guten Seiten, so wie nach seinen Fehlern und Mängeln, unter der Hülle der Dichtung erkennen. Sobald daher in der Darstellung der Fabel an die Stelle der Thiere entweder Menschen oder Gegenstände der leblosen Natur treten, verdient die ästhetische Form nicht mehr den Namen der Fabel, obgleich, in einzelnen Fällen, gleichsam als Ausnahme von der Regel, Gegenstände der leblosen Natur, gleich den Thieren, in den Mittelpunkt der Fabel gestellt werden können, sobald, in einer allerdings sehr starken Personification, diesen leblosen Gegenständen Wirkungen beigelegt werden, die sich nach einer gewissen Verwandtschaft und Aehnlichkeit mit den Wirkungen der menschlichen Freiheit ankündigen. Denn die eigenthümliche Versinnlichung des Kreises der menschlichen Freiheit innerhalb des in sich abgeschlossenen Kreises des thierischen Instinkts beruht eben darauf: daß der Charakter der als handelnd aufgestellten Thiere allgemein bekannt ist, und daß man bei der

Anschauung der ästhetisch vollendeten Form der Fabel stillschweigend voraussetzt, der Dichter schildere die Thiere nicht um ihrer selbst willen, sondern gebe eine menschliche Individualität unter der glücklich ergriffenen Aehnlichkeit derselben mit einem thierischen Wesen.

Ob nun gleich im Kreise der Thierwelt keine Freiheit und Sittlichkeit angetroffen wird; so folgt daraus doch keinesweges, wie einige Theoretiker wollen, daß die Fabel blos Klugheitsregeln, nicht aber sittliche Ankündigungen — Tugenden und Verirrungen der Freiheit — versinnlichen könne. Denn nicht nur, daß der für die Fabel geeignete Kreis darstellbarer Stoffe durch diese Forderung sehr beengt werden müßte; es haben auch die ausgezeichnetsten Fabeldichter nicht blos Klugheitsregeln, sondern auf gleiche Weise sittliche Erscheinungen und sittliche Vorschriften vergegenwärtigt. Dies folgt von selbst aus der Bestimmung der Fabel, die Ankündigungen und Wirkungen der menschlichen Freiheit unter der Hülle des Instinkts zu versinnlichen, so, daß wenn auch den Thieren nicht Freiheit des Willens zukommt, doch in Angemessenheit zu den Antrieben des Instinkts nicht selten Wirkungen geschildert werden, welche die sittlich entarteten Wesen unsrer Gattung zu beschämen vermögen; z. B. in der Kindesliebe; in der Treue; in der Anhänglichkeit, in der Aufopferung für seinen Herrn u. s. w. Denn wenn das Thier, geleitet vom Instinkte, in seinen Aeußerungen naturgemäßer, unverdorbenere und edler sich ankündigt, als der in sittlicher Hinsicht ausgeartete, von seinem Eigennutze und von seinen Leidenschaften fortgerissene Mensch; so muß durch die Versinnlichung dieses Kontrastes zwischen

dem sicher führenden Instinkte und der sich von ihrem Ziele entfernenden Freiheit eine große Wirkung hervorgebracht werden.

Doch gehört als unnachlässliche Bedingung dazu, daß die Fabel in ästhetischer Hinsicht nach der Einheit ihrer Form vollendet sey, so daß diese Form um ihrer selbst willen, auch abgesehen von dem im Stoffe enthaltenen Individuum, gefällt. Die Fabel soll nämlich die höchste Anschaulichkeit und Lebendigkeit der in ihr verhüllten Wahrheit bewirken, und deshalb soll die Hülle, welche das Gegenbild des wirklich gemeinten Gegenstandes enthält, das Gepräge der möglichst höchsten ästhetischen Vollendung an sich tragen. Daraus folgt von selbst, daß nur diejenige Fabel den Charakter eines dichterischen Kunstwerkes behauptet, welche in ästhetischer Einheit vollendet ist, so wie viele sehr gut gemeinte Fabeln (z. B. für Kinder berechnet) in pädagogischer Hinsicht brauchbar seyn können, ohne doch die Forderungen des gereiften Geschmacks an die ästhetische Gediegenheit der Form zu befriedigen.

## 50.

## Beispiele der Fabel.

- 1) von Bonerius (der in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts lebte).

Ein Fuchz hungern began,  
 Unter einen hohen Boum er kan,  
 Uf den ein rapp kam gepflogen  
 Mit einem Kes gezogen,  
 Den er geroubet hatte do;  
 Des was der Fuchz unmassen fro.  
 Do in der Fuchz erst an sach,



Mit glatten worten er do sprach:  
 Got gruez dich lieber Herre min,  
 Niwer diener wil ich sin,  
 Und iemer wesen niwer knecht,  
 Das dünkt mich billich unde recht.  
 Ir sind so edel wnd so rich,  
 Kein vogel mag sin niwer glich  
 In allen künierichen;  
 Ich wên uich (euch) muos entwichen  
 Der sperwer und das faeltelin,  
 Der habt und ouch des pfawe schin.  
 Sueß ist niwer (eurer) kelen schal,  
 Niwer stim hoert man überall  
 In dem walt erklingen,  
 Wen ir geraten singen;  
 Des hab ich wol genomen war.  
 Der rapp sprach, das sol sin an alle var.  
 Er liez sin stim us und sang,  
 Das es dur den walt erklang.  
 In dem gesang enpfiel im do  
 Der kës; das wart der Fuchz vil fro  
 Des muost der rappe schamrot stân,  
 Darzuo muost er den schaden hân.

## 2) von Burcard Waldis († nach 1554).

### Von den schwangern Bergen.

In alten zeiten, vor tausent Jarn  
 Begab sichs, wie ich hab erfarn,  
 Ein Landtgeschrey kam vnder die leut,  
 Wie die Berge zur selben zeit  
 Schwanger waren vnd solten geberen.  
 Als Volck lieff zu, mit grossen begeren,  
 Vnd kam zusamen ein grosse schaar

Auß vielen Landen gelauffen dar,  
 Und schauwten an die Berge groß;  
 Sie waren hauchet über dmoß,  
 Ein lange zeit sie da erhartten  
 Mit grosser forcht theten erwarten  
 Wenn sich nun offne würd die Erden  
 Was selkams dings darauß solt werden,  
 Ein Dromedari oder Elephant,  
 Oder sonst ein wunder unbekannt.  
 Zu letst troch zu dem Berg herauß  
 Ein kleine lecherliche Mauß;  
 Als sie heraus lieff und sich regt,  
 Ward alles Volk zu lachen bewegt.

3) von v. Hagedorn († 1754).

Der Bauer und die Schlange.

Ein Ackersmann fand eine Schlange,  
 Die fast erstarrt vor Kälte war.  
 Sein Arm entriß sie der Gefahr  
 Und ihrem nahen Untergange.  
 Er nahm sie mit sich in sein Haus,  
 Und sucht' ihr einen Winkel aus,  
 Wo noch ein Rest von Reifern glühte.  
 Doch, als ihr Frost und Noth entwich,  
 Erhohlte, regt' und hob sie sich,  
 Und lohnte dem mit Biß und Stich,  
 Den ihre Rettung so bemühte.

Betrogne Huld und Zärtlichkeit,  
 Die Frevlern blindlings Hülfe heut.  
 Hier folgt der Schade stets der Güte.

4) von Löwen († 1771).

Ein Esel trug des Volkes größten Böden,  
 Und jederman ging in Prozession.

Nun kennt man ja die guten Esel schon,  
 Wie wichtig sie sich immer schätzen.  
 Auch dieser Esel war so kühn,  
 Und meinte: alle die Gesänge,  
 Das Niederknien, der Weihrauch, das Gepränge,  
 Kurz, alles sey für ihn.  
 Ein klüg'res Thier, das dieser Dummheit lachte,  
 Rief ihm ins Ohr: Herr Esel, glaube mir,  
 Der Reverenz, den jetzt der Pöbel machte,  
 Galt deinem Gößen, und nicht dir.

Was hier die Fabel spricht, gehöret  
 Für manche Excellenz und manche Herrlichkeit.  
 Was auch der Pöbel oft an Ihro Gnaden ehret,  
 Wovor er tief sich bückt, was ist es wohl? — sein Kleid!

5) von Joh. Benj. Michaelis († 1772).

### Die Buße der Wölfe.

Zwei Wölfen kam bei sattem Magen  
 Einmal die liebe Buße ein.  
 Zwei Wölfen? wird mein Leser fragen. —  
 Genug die Fabel sagt's; — soll denn bei sattem Magen  
 Nicht auch einmal ein Wolf die Missethat bereun;  
 Da mancher wohl in unsern Tagen,  
 Der noch um eins Gesetz und Recht verdreht,  
 Um zwei Uhr in die Beichte geht!  
 Sie fingen also an, ihr Leben zu beklagen.

Ach, heulte Isengrimm, wir haben viel gethan!  
 Viel, hob der andre Sünder an.  
 Ach, fuhr der erste fort, wie viel, das ich verschweige,  
 Sah dieser fürchterliche Zeuge,  
 Der Wald und unsre Höhle an.  
 Wie manche Mutter sucht noch jetzt ihr Kind mit Aengsten!  
 Wie manches Schaf beweint die Frucht!

Allein von nun an sey die Grausamkeit verflucht;  
Denn ehrlich, Bruder, währt am längsten.

So heulten sie, und weinten bitterlich  
Aus inn'rer Reue über sich.  
Allein im allerbesten Beten  
Zeigt sich ein Schaf —

Ein jeder war betreten.

Die Buße — und ein fettes Schaf!  
Je, sing drauf einer an, weil uns das Glück so traf,  
Wer weiß, wenn's wieder kommt! Komm, Bruder, friß  
das Schaf;  
Wir können morgen weiter beten.

## 6) von Michaelis.

### Die Hähne und der Marder.

Die Herrschsucht, die mit jedem Ei geböhren  
Und mit der Zeit genährt, von Hahn zu Hähne stammt,  
Die Herrschsucht, sag' ich, war's, durch die, zur Wuth  
entflammt,

Zwei Hähne sich den Tod geschworen.

Sieg oder Sterben, ihr Entschluß,  
Stieß Brust auf Brust, und Fuß auf Fuß.  
Ein Schnabel prallte von dem andern.

Ein Marder saß unfern in Ruh,  
Und sah dem Spiele lange zu.  
Nu, nu, sprach drauf der Schelm mit Lachen,  
Ich will geschwinde Friede machen.  
Gleich sprang er einem ins Genick,  
Und wanderte mit ihm zurück.

Der andre flatterte indeß zum Hühnerhause,  
Und trächte zehnmal wohl dem Friedensstifter zu:  
Wie schmeckt das Morgenbrod? — So gieb dich doch  
zur Ruh,

Erwiederte der Dieb; du sollst, ich schwör' dir's zu,  
Sowahr ich ehrlich bin! gewiß zum Abendschmause.

### 7) von Lessing († 1781).

#### Der Rabe.

Der Rabe bemerkte, daß der Adler volle dreißig Tage über seinen Eiern brütete. Daher kommt es ohne Zweifel, sprach er, daß die Jungen des Adlers so scharfschend und stark werden. Gut, das will ich auch thun! Und seitdem brütet der Rabe wirklich ganze dreißig Tage über seinen Eiern; aber noch hat er nichts, als elende Raben, ausgebrütet.

### 8) von Lessing.

#### Der Dornstrauch.

Aber sage mir doch, fragte die Weide den Dornstrauch, warum du nach den Kleidern des vorbeigehenden Menschen so begierig bist? Was willst du damit? was können sie dir helfen?

Nichts, sagte der Dornstrauch. Ich will sie ~~ihm~~ auch nicht nehmen; ich will sie ihm nur zerreißen.

### 9) von Pfeffel († 1809).

#### Der Bandwurm.

Der Sultan Leu war krank; ihn plagte  
Ein Hunger, der mit steter Wuth  
An seinem Eingeweide nagte.  
Sein Leibarzt rieth ihm kurz und gut  
Zu essen. Der Monarch vollstreckte  
Die Vorschrift so gewissenhaft,  
Daß er das Land mit Knochen deckte,  
Und selbst die hohe Dienerschaft

(Er ſing ſchon an) verſchlungen hätte,  
 Wenn ihn der Tod nicht weggerafft.  
 Nun ward, nach alter Etikette,  
 Der Leichnam durch den Arzt ſecirt.  
 Er fand mit ſchauerndem Erſtaunen  
 In den durchlauchtigen Kaldaunen  
 Den größten Bandwurm einquartirt.  
 Nach der Beſtattung des Erblaſten  
 Berief der Divan alle Kaſten;  
 Und man befahl durch ein Decret  
 Dem Muſti, ſeinen Litaneien  
 Die fromme Formel einzustreuen:  
 Behüt', o mächtiger Prophet,  
 Vor dem Bandwurm Seine Majeſtät.

### 10) von Pfefferk.

#### Die Beförderung.

Des Löwen rauher Majeſtät  
 Ward von der weifen Facultät  
 Einſt eine Cur von Eiern angerathen;  
 Des Tags ein Schock. Die Cur ſchlug trefflich an;  
 Doch eh die Herren ſichs verſahn,  
 Gebrach es an Arznei. Dem ſiechen Potentaten  
 Ging dieſer Mangel nah. Als dies der Fuchs erfuhr,  
 Erbot er ſich mit einem hohen Schwur,  
 Ihn bis zum Ueberfluß mit Eiern zu verſehen;  
 Und, wie man leicht errathen kann,  
 Bedachte ſich der Großſultan  
 Nicht einen Augenblick, den Vorſchlag einzugehen.  
 Nun ſtreifte Reinecke mit Paß durch Stadt und Land,  
 Und wo er eine Henne fand,  
 Verſchlang er ſie. Dem hohen Potentaten  
 Bracht' er den Eierſtock. „Vortrefflich, lieber Sohn,  
 Dritter Theil.

Rief der Monarch, was geb' ich dir zum Lohn?  
 Wohlan, ich mache dich zum — Kammerpräsidenten.

### 11) von Pfeffel.

#### Der Pelikan.

Gesengt vom heißen Mittagswind  
 Erstarb die Flur. Die Nymphe klagte  
 Am trocknen Quell; und täglich jagte  
 Der Hunger und sein Mordgesind,  
 Die Seuchen, ganze Hekatomben  
 Von Thieren in die Kataomben  
 Der alten Nacht. Ein Pelikan  
 Am Ida litt mit seinen Jungen  
 Des Orcus Durst. Der Hyderzahn  
 Des Todes, mit dem er lang gerungen,  
 Durchwühlt ihr Mark. Von Harm durchdrungen,  
 Steht er verstummt die ganze Brut;  
 Mit hohlem Aug' und heiserm Aechzen.  
 Nach einem Tropfen Wassers lechzen.  
 Jetzt bricht sein Herz; voll schöner Wuth  
 Reißt er mit der gestählten Spitze  
 Des Schnabels eine tiefe Riß  
 Sich in die Brust, und spritzt sein Blut  
 Den Kindern in die dürre Kehle.  
 Sie trinken froh den Purpursaft  
 Und schöpfen, wie vom frischen Oele  
 Die leuchte Lampe, neue Kraft.  
 Nur folgt dem schaurigen Befehle  
 Das jüngste nicht. Sein starrer Blick  
 Klebt auf der Wunde; seine Seele  
 Zerreißt ihr Band; es sinkt zurück,  
 Verhüllt sein Haupt mit seinem Flügel —  
 Und stirbt. — Von dem geweihten Hügel

Schaut Vater Zeus mit stiller Luſt  
 In dieſes Heiligthum der Liebe,  
 Er weint. Der göttlichſte der Triebe,  
 Das Mitleid, ſchwellt des Rächers Bruſt;  
 Er wiſcht den Tod vom Augentiede  
 Des Märtyrers. Der Pelikan  
 Wacht glänzend auf, und der Chronide  
 Nimmt ihn zum zweiten Vogel an;  
 Doch nicht als Diener ſeines Zornes,  
 Der mit dem Blitz bewaffnet iſt;  
 Als Träger jenes Segenshornes,  
 Das er auf fromme Kinder gießt.

### 12) von Gleim († 1803).

Zum Löwen ſprach der Fuchs: Ich muß  
 Dir's endlich nur geſtehen, mein Verdruß  
 Hat ſonſt kein Ende;  
 Der Eſel ſpricht von dir nicht gut;  
 Er ſagt: was ich an dir zu loben fände,  
 Das wiſſ' er nicht; dein Heldenmuth  
 Sey zweifelhaft; du gäbſt ihm keine Proben  
 Von Großmuth und Gerechtigkeit;  
 Du würgeteſt die Unſchuld, ſuchteſt Streit;  
 Er könne dich nicht lieben und nicht loben.

Ein Weilchen ſchwieg der Löwe ſtill;  
 Dann aber ſprach er: Fuchs, er ſpreche, was er will;  
 Denn was von mir ein Eſel ſpricht,  
 Das acht' ich nicht.

### 13) von Ewald Chriſtian v. Kleiſt († 1759).

#### Der gelähmte Kranich.

Der Herbt entlaubte ſchon den bunten Hain  
 Und ſtreut' aus kalter Luſt Reif auf die Glur;



Als am Gestad' ein Heer von Kranichen  
 Zusammenkam, um in ein wirthbar Land,  
 Jenseits des Meers, zu ziehn. Ein Kranich, den  
 Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß  
 Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht  
 Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,  
 Und war der laute Spott der frohen Schaar.

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er  
 In sich gekehrt, ich half so viel, als ihr,  
 Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht  
 Spott und Verachtung nicht. Nur ach, wie wird's  
 Mir auf der Reis' ergehn, mir, dem der Schmerz  
 Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug!  
 Ich Unglückseliger! Das Wasser wird  
 Bald mein gewisses Grab. Warum erschoss  
 Der Grausame mich nicht? — Indessen weht  
 Gewogner Wind vom Land' ins Meer. Die Schaar  
 Beginnt geordnet jetzt die Reis' und eilt  
 Mit schnellen Flügeln fort, und schreit vor Lust.  
 Der Kranke nur blieb weit zurück, und ruht'  
 Auf Lotosblättern oft, womit die See  
 Bestreuet war, und seufzt vor Gram und Schmerz.

Nach vielem Muhn sah er das beß're Land,  
 Den mildern Himmel, der ihn plötzlich heilt.  
 Die Vorsicht leitet ihn beglückt dahin;  
 Und vielen Spöttern ward die Flut zum Grab.

---

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,  
 Ihr Redlichen, die ihr mit Harm erfüllt,  
 Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht,  
 Und wagt die Reise durch das Leben nur;  
 Jenseits des Ufers giebt's ein beß'res Land;  
 Gefilde voller Lust erwarten euch!

## 14) von Burmann († 1805).

## Der Esel und der Fuchs.

Auf unschätzbare Lasten stolz —  
 Denn Esel tragen oft sehr große Säcke Golds —  
 Tappst einer bei dem Fuchs vorbei.

Herr Esel, rief der Fuchs, warum so aufgeblasen;  
 Wiewohl die Zeiten sind nicht immer einerlei,  
 Ich weiß doch sonst, wie demuthsvoll Sie grasen!  
 Sind die Juwelen Schuld, die heut' Ihr Buckel trägt?  
 O lassen Sie den Kitzel sich vertreiben.  
 Gesezt, daß man halb Peru auf Sie legt;  
 Sie werden doch ein Esel bleiben!

## 15) von Joh. Nic. Götz († 1781).

## Die gegenseitige Räucherung.

Auf einer blassen Haide  
 Von Lethe still durchflossen,  
 Erblickt' ich, vor einander  
 Auf ihrem Steiße sitzend,  
 Die Schatten zweier Esel.  
 Mit einem Vorderfuße  
 Schwang jeglicher ein Rauchfaß  
 Voll Ambra vor der Nase  
 Des Bruders hin und wieder,  
 Den Bruder zu verehren.

Als ich erstaunet da stand,  
 Sprach Minos: Siehe, Jüngling,  
 Zwei alte Schulmonarchen,  
 Die sich in ihrem Leben,  
 Weil sie die Welt nicht lobte,  
 Einander selber lobten.

## 16) von Tiedge.

## Das Privilegium.

Der Vogel Zeus, der, wie ihr wißt,  
 Der Großsultan der Vögel ist,  
 Hatt' einen Landtag ausgeschrieben.  
 Die Vögel kamen all' herbei;  
 Und ward auch wohl nicht viel betrieben,  
 So gab es doch viel Schmauserei.  
 Mitunter wurden denn auch Klagen  
 Dem hohen Sultan vorgetragen.  
 Es war ein Sprosser, der begann,  
 Hart klagte der die Melodramen  
 Des unbescheidnen Kuckuks an.  
 „Der Kuckuk schreit, so hub er an,  
 Bis zum Betäuben seinen Namen  
 Im ganzen, weiten Wald herum.  
 Erhabner Adler, mach' ihn stumm!  
 Wir alle hören lieber Raben,  
 Als diesen Narrn, den Wald durchschrein.“ —  
 Der Adler sprach: „Ein Narr zu seyn,  
 Die Freiheit muß ein jeder haben!“

## 17) von Zink.

## Der Affe.

Ein alter Affe setzte sich  
 Zu seiner Lieblingskost, zu reifen Haselnüssen.  
 Nachdem er Eine kümmerlich  
 Mit stumpfen Zähnen aufgebissen,  
 Sprach er voll Unzufriedenheit:  
 Wie Alles doch sich ändert mit der Zeit!  
 Die Nüsse selbst; auch diese waren  
 Bei weitem nicht so hart in meinen Jugendjahren!

## 18) von Pfeffel.

## Der Phönix.

Der Phönix lag auf seinem Sterbebette  
 Von Myrrhen, Aloe und Zimmetreis.  
 Minervens Kauz, ein Denker, wie man weiß,  
 Erspähte die geweihte Stätte,  
 Und sprach zum Einzigen: So, glaubst du, blöder Greis,  
 Daß, hat die Blut zur Asche dich verzehret,  
 Dein Ich verneut ins Leben wiederkehret?  
 Der Phönix schwieg. Der Kauz fuhr fort: Erkläre mir,  
 Was gründet deinen Wahn von einem andern Leben?  
 Ich fordre stets Beweis. Den kann ich dir,  
 Versetzt der Phönix, wohl nicht geben;  
 Denn was man fühlt, beweist sich nicht,  
 Und ein Gefühl, das laut, wie ein Orakel, spricht,  
 Sagt mir: ich werde nicht vergehen.  
 Drauf steckt er mit heit'rer Zuversicht  
 Den Holzstoß an, und ruft: Auf Wiedersehen!

---

Der Phönix, lieber Freund, philosophirte schlecht,—  
 Allein er wußte froh zu sterben,  
 Und wer nicht fühlt, wie er, hat, wie mich dünkt, kein  
 Recht,  
 Ihm seine Freude zu verderben.

## 19) von Krummacher.

## Die Raupe und der Schmetterling.

Dicht an der Erd' auf dunkeln Strauch' saß  
 Eine rauchbehaarte Raup' und fraß  
 Das herbe Laub. Da schwebte auf leichtem Gefieder  
 Vom bläulichen Himmel ein Schmetterling hernieder:  
 Ihn trugen die spielenden Wellen der Lüfte  
 Zur Blume, da trank er die würzigen Däfte.

Die Raup' erhob erstaunt vom dunklen Strauch  
 Ihr thierisch Haupt und seufzt: Auf niederm Bauch  
 Muß ich mich kriechend im Staube plagen,  
 Indes den Vogel dort durch die heitre Luft  
 Vier goldgeschmückte Schwingen tragen.  
 Ihn nährt der Blumen Saft und Duft,  
 Und ich muß herbes Laub zernagen! —

Der Sommervogel sang: Getrost, mein verkleideter  
 Bruder, nicht immer  
 Wirfst du dich plagen im rauhen Gewand;  
 Bald wird auch dich die freundliche Hand  
 Der Mutter bekleiden mit Schimmer:  
 Bald wird ein doppeltes Flügelpaar  
 Auch dich zum fröhlichen Leben erheben,  
 Den Staub abschüttelnd, verjüngt wie ein Aar,  
 Wirfst du in den Lüften und Düften dann schweben.  
 Drum glaube und harre der besseren Zeit,  
 Und trage geduldig dein staubiges Kleid!

## 20) von Pfeffer.

### Die Kirchenvereinigung.

In einer griechischen Abtei  
 Am Fuß des hohen Tabor's, nährte  
 Der Prior einen Papagei,  
 Den er das Ave singen lehrte.  
 Der Prior starb. — Die Reislust wacht  
 Im Virtuosen auf; er kehrte  
 Mit leisem Flug, bei dunkler Nacht,  
 Ins alte Vaterland zurücke.  
 Er stellte sich dem Hofe dar.  
 Der Adler, der zu gutem Glücke  
 Ein Freund der edlen Tonkunst war,  
 Erhob, als er in der Kapelle

Sein Lied begann, ihn auf der Stelle  
An des verstorbenen Mufti Platz.

So hohe Würden hatte Mas  
Sich auch im Traume nicht versprochen.  
Doch Ehre bläht, Gewalt macht kühn!  
Das neue Haupt des Sanhedrin  
Gegar gleich in den ersten Wochen  
Die Grille: seine Psalmodie  
Bei allen Vögeln einzuführen.  
Der frohe König billigt sie.  
Der Waldgesang, die Liturgie  
Des Herzens, konnt' ihn nicht mehr rühren;  
War für sein Ohr Kataphonie.  
Zudem ist ja das Reformiren  
Der Fürsten Steckpferd. Sogleich  
Ließ er in seinem ganzen Reich  
Den neuen Kanon publiciren. —  
Nun schückte zwar der Vögel Chor  
Die hergebrachten Rechte vor;  
Allein da half kein Protestiren.  
Der Mufti drohte mit dem Bann,  
Der Sultan sprach vom Stranguliren;  
Und kurz, das neue Lied begann.  
Die Sänger weßten sich den Schnabel,  
Und orgelten mit Angst und Pein  
Das tollste Wirrwarr durch den Hain,  
Das seit der Symphonie zu Babel  
Auf unserm Erdenrund erscholl.  
Den Vorsang führte, andachtsvoll,  
Der Storch, der wälsche Hahn, die Eule,  
Die Gans, der Kuckuk und der Pfau.  
Sie kollerten sich braun und blau,  
Und füllten durch ihr Klaggeheule  
Das Land auf eine halbe Meile.

Ein weißer Rabe, lahm und grau  
 Vor Alter, saß bei dem Monarchen  
 Und schwieg. Mit zornigem Gesicht  
 Sprach der Despot zum Patriarchen:  
 „Rebelle, warum singst du nicht?“ —  
 „Weil dein Gebot mein Herz empöret,“  
 Versetzt der Alte, „glaube mir,  
 Der Schöpfer hat ein jedes Thier  
 Sein eigenes Gebet gelehret,  
 Das ihm gefällt. Ein Lobgesang,  
 Den Furcht erpreßt, ist Uebelklang,  
 Ist Lästerung, die ihn entehret.  
 Befiehl nur meinen Tod!“ — Er schwieg.  
 Der Sultan auch. Wie Meereswogen  
 Erschäumt sein Blut. — Noch schwankt der Siegt  
 Doch schnell rief er: „Ich ward betrogen.  
 Heil dir, o Freund, du zogst mir ab  
 Den Schleier, der mein Aug' umgab.  
 Und ihr empfangt die Freiheit wieder,  
 Ihr Vögel; singet eure Lieder  
 In euerm angebohrnen Ton!“

Jetzt drangen sie in dichten Kreisen  
 Entzückt um des Monarchen Thron,  
 Und lobten Gott nach tausend Weisen.  
 Der majestätische Choral  
 Steigt wallend in die lichten Sphären.  
 Der Sultan staunt. Zum erstenmal  
 Hört er, was keine Musri's hören:  
 In der verschied'nen Melodie  
 Die feierlichste Harmonie.

---

## 4) Die dramatische Form der Dichtkunst.

## 51.

## Charakter und einzelne Theile der dramatischen Form der Dichtkunst \*).

Wenn gleich die dramatische Form der Dichtkunst der epischen näher verwandt ist, als der lyrischen und didactischen, weil sie, wie die epische, Gefühle darstellt, welche in dem Gemüthe des dramatischen Dichters mit der Vergegenwärtigung gewisser Individuen, Handlungen und Thatsachen sich vergesellschaften; so unterscheidet sie sich doch durch zwei wesentliche Punkte von der epischen Dichtkunst, und behauptet, nach denselben, einen eigenthümlichen Charakter. Denn erstens darf in keinem Erzeugnisse der dramatischen Dichtkunst die Individualität des Dichters selbst wahrgenommen werden, wie dies in der epischen Dichtkunst geschieht; vielmehr muß der dramatische Dichter die ganze Handlung durch die von ihm aufgestellten Personen beginnen, fortführen und beendigen lassen, so daß das in sich zusammenhängende und abgeschlossene Ganze des dramatischen Gedichts als ein nothwendiges Ergebniß der mensch-

---

\*) Weil jedes echte Drama ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, das, nach seinem ästhetischen Charakter, nur als ein Ganzes richtig aufgefaßt werden kann; so war es nicht rathsam, einzelne Bruchstücke und Scenen aus den verschiedenen Formen der dramatischen Dichtkunst, als Belege für die aufgestellte Theorie, aufzunehmen, da der Umfang und die Bestimmung dieses Werkes die Mittheilung eines vollständigen dramatischen Erzeugnisses von selbst ausschloß.



lichen Freiheit erscheint, hervorgebracht durch die äußere Wirksamkeit der von dem Dichter in den Mittelpunkt der Handlung gestellten Individuen. Daran schließt sich die zweite, jedem dramatischen Gedichte eigenthümliche, Bedingung, daß es durchgehend für die Bühne berechnet sey, und daß es durch die theatralische Darstellung als schöne Form vollendet werde. Durch diese zweite Bedingung erhält das dramatische Gedicht eine äußere Ähnlichkeit mit der Cantate in der lyrischen Form der Dichtkunst, die zwar, als Gedicht, ein in sich zusammenhängendes ästhetisches Ganzes bilden muß, die aber, nach ihrer durchgängigen Berechnung für die tonkünstlerische Darstellung, erst durch die Verbindung mit einer gleichmäßig gediegenen musikalischen Kunstform das Gepräge der ästhetischen Vollendung erhält. — Ob nun gleich jede dramatische Form, inwiefern sie blos als Gedicht, ohne theatralische Darstellung, betrachtet wird, unmittelbar nach ihrem dichterischen Gehalte ein reines Wohlgefallen an der Einheit der ästhetischen Form bewirken kann und soll; so würde doch die Unmöglichkeit der theatralischen Darstellbarkeit derselben sie von der Reihe aller derjenigen classischen dramatischen Erzeugnisse ausschließen, deren Vollendung auf der gleichmäßigen dichterischen Einheit und theatralischen Darstellbarkeit beruht.

Fassen wir, nach diesen Vordersätzen, den Charakter der dramatischen Dichtkunst auf; so beruht er auf der vollendeten ästhetischen Form, welche, berechnet für die theatralische Darstellung, eine in sich nothwendig abgeschlossene Handlung versinnlicht, die, nach ihrem Ursprunge, aus der tiefen Bewegung und Erschütterung des menschlichen Gefühlsvermögens

stammt. Denn obgleich die dramatische Dichtkunst von der lyrischen dadurch wesentlich sich unterscheidet, daß sie nicht unmittelbare Gefühle, sondern Handlungen darstellt, welche aus der mächtigen Anregung menschlicher Gefühle stammen; und deren Vergegenwärtigung innerhalb der vollendeten Form unmittelbar auf das Gefühlsvermögen wirkt; so muß doch jedes dramatische Gedicht, wie das lyrische und epische, eine in sich abgeschlossene Einheit, sowohl nach dem Stoffe als nach der Form, bilden, und durchgehends, nach ihrer eigenthümlichen Wirkung, für die Darstellung auf der Bühne berechnet seyn.

## 52.

## F o r t s e t z u n g.

Nach diesen Grundsätzen müssen die sogenannten drei Einheiten des Aristoteles, die er von jedem dramatischen Gedichte verlangt, beurtheilt werden: die Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes, welche namentlich von den ältern französischen dramatischen Dichtern nicht selten mit Alengstlichkeit festgehalten wurden.

Unerläßlich für die Vollendung eines dramatischen Gedichts ist allerdings die Einheit der Handlung. Sie verlangt, daß der Stoff des Drama ein in sich nothwendiges und bestimmt abgeschlossenes Ganzes bilde. Es dürfen daher weder Personen, noch Handlungen und Ereignisse in den Stoff aufgenommen werden, die nicht in den Zusammenhang der darzustellenden Handlung in irgend einer Beziehung wesentlich gehören. Denn selbst das, was in einem dramatischen Gedichte, bei dem ersten Anblicke, zufällig zu seyn scheint, muß, am

lichen Freiheit erscheint, - hervorgebracht durch die äußere Wirksamkeit der von dem Dichter in den Mittelpunkt der Handlung gestellten Individuen. Daran schließt sich die zweite, jedem dramatischen Gedichte eigenthümliche, Bedingung, daß es durchgehend für die Bühne berechnet sey, und daß es durch die theatralische Darstellung als schöne Form vollendet werde. Durch diese zweite Bedingung erhält das dramatische Gedicht eine äußere Ähnlichkeit mit der Cantate in der lyrischen Form der Dichtkunst, die zwar, als Gedicht, ein in sich zusammenhängendes ästhetisches Ganzes bilden muß, die aber, nach ihrer durchgängigen Berechnung für die tonkünstlerische Darstellung, erst durch die Verbindung mit einer gleichmäßig gediegenen musikalischen Kunstform das Gepräge der ästhetischen Vollendung erhält. — Ob nun gleich jede dramatische Form, inwiefern sie blos als Gedicht, ohne theatralische Darstellung, betrachtet wird, unmittelbar nach ihrem dichterischen Gehalte ein reines Wohlgefallen an der Einheit der ästhetischen Form bewirken kann und soll; so würde doch die Unmöglichkeit der theatralischen Darstellbarkeit derselben sie von der Reihe aller derjenigen classischen dramatischen Erzeugnisse ausschließen, deren Vollendung auf der gleichmäßigen dichterischen Einheit und theatralischen Darstellbarkeit beruht.

Fassen wir, nach diesen Vordersätzen, den Charakter der dramatischen Dichtkunst auf; so beruht er auf der vollendeten ästhetischen Form, welche, berechnet für die theatralische Darstellung, eine in sich nothwendig abgeschlossene Handlung versinnlicht, die, nach ihrem Ursprunge, aus der tiefen Bewegung und Erschütterung des menschlichen Gefühlsvermögens

ihrem Thun und Leiden, erscheinen, von deren Verhältnissen die ganze dargestellte Handlung ausgeht und abhängt, und auf deren Schicksale, in den einzelnen Theilen und Gruppierungen des Drama, alles sich bezieht. Diese Hauptperson im Drama muß daher der Einbildungskraft immer gegenwärtig seyn, selbst wenn sie von der Bühne, in den einzelnen Scenen, abgetreten ist; auch muß die Verwicklung und Entwicklung des dramatischen Knotens entweder von diesem Individuum selbst ausgehen, oder doch — in Angemessenheit zu seiner freien Thätigkeit — auf sein Schicksal den entschiedensten Einfluß behaupten. Nach dem Verhältnisse, in welchem der Dichter diese Hauptperson in den Mittelpunkt des Drama stellt, muß er, mit künstlerischer Gewandtheit und ästhetischem Tacte, alle übrige im Drama auftretende Personen, so wie die gesamte Umgebung der Hauptperson, in Hinsicht auf den Gang ihrer Wirksamkeit und ihres Schicksals, behandeln.

Die äußere Form des Drama, nach der Einteilung in Acte (Aufzüge) und Scenen (Auftritte), hängt ab von der ästhetisch berechneten Folge in der Handlung selbst, um vermittelt derselben die innere Einheit des Ganzen fortzuführen und zu vollenden, zu welcher die gleichmäßige Behandlung der einzelnen Theile, und das innere und äußere nothwendige Verhältniß derselben gegen einander, wesentlich gehört. Die Anordnung, Verbindung und Folge dieser Aufzüge und Auftritte — als der einzelnen nothwendigen Glieder und Theile eines größern Ganzen — darf daher nicht der Willkühr und dem Zufalle überlassen bleiben; sie muß vielmehr aus dem Gesetze der innern Nothwen-

digkeit hervorgehen, die theils in den Charakteren der handelnden Personen, theils in dem Verhältnisse der aus der Verwicklung des Knotens hervorgehenden Entwicklung desselben, zur Ausmittelung der ästhetischen Einheit des Ganzen, begründet ist. Denn nach diesem Gesetze der inneren Nothwendigkeit muß jede Scene in Beziehung auf den Act, zu welchem sie gehört, und jeder Act nach seinem Verhältnisse zu der gesammten dramatischen Form — mithin nach dem Verhältnisse der einzelnen Theile zu dem vollendeten Organismus des Ganzen — erkannt werden können, so daß durch die Menge der handelnden Personen so wenig, wie durch die Mannigfaltigkeit der einzelnen Handlungen und Scenen, welche in dem dramatischen Gedichte angetroffen werden, die Einheit der Handlung und die ästhetische Vollendung der ganzen Darstellung gestört, sondern vielmehr auf die sicherste Unterlage zurückgeführt wird. Aus diesem Gesichtspuncte gefaßt, darf keine Person, die im Drama erscheint, keine Scene, am wenigsten ein ganzer Act, müßig dastehen und als überflüssig erscheinen; vielmehr muß Ein Geist das Ganze durchdringen, und dieser Geist muß, nach seiner Kraft, gesteigert sich ankündigen, je mehr der verflochtene Knoten der Handlung seiner Auflösung und Entwicklung, — und zugleich das dramatische Gedicht dem letzten Puncte seiner ästhetischen Vollendung sich nähert. —

Die Form der Sprache in dem dramatischen Gedichte muß, im Allgemeinen, der dargestellten ästhetischen Handlung angemessen seyn; sie wird deshalb, nach Ton, Haltung und Farbengebung im Einzelnen, im Trauerspiele anders, als im Schauspiel und im Lustspiele sich ankündigen, obgleich in

jeder Gattung und Art der dramatischen Dichtkunst das einzelne dramatische Gedicht dem Gesetze der Form, nach seinen beiden Grundbedingungen, der Wahrheit und Schönheit der Form, entsprechen muß. Je verschiedener daher die einzelnen Stoffe für das Trauerspiel, Schauspiel und Lustspiel sind; desto verschiedener wird auch der stylistische Ausdruck seyn; denn anders muß die Sprache im Wallenstein, als im Egmont, anders in Müllners Schuld, als in Klingers Medea auf dem Kaukasus, anders in Werners Weihe der Kraft, als in Klingemanns Luther sich ankündigen, obgleich die beiden letzten Dichter im Ganzen denselben Stoff behandelten. Dazu kommt, daß, obgleich der dramatische Dichter nicht selbst, wie der epische, in der Darstellung seines Gedichts erscheint, doch die Sprache im Drama, nach ihrer Kraft und Fülle, nach ihrer Klarheit und Gediegenheit, so wie nach der ganzen Farbengebung und Haltung im Einzelnen, von seiner Individualität ausgeht, die er nicht verläugnen kann. Nach dieser psychologischen Nothwendigkeit erkennen wir im Dichter der Jungfrau von Orleans, den Dichter des Dom Karlos, des Fiesko, des Wallenstein und der Maria Stuart, — im Dichter des Clavigo und der Iphigenia den Dichter des Tasso und des Egmont, — im Dichter der Albaneserin den Dichter der Schuld, — im Dichter des Moses den Dichter des Luther, — im Dichter der Freunde den Dichter der Erdennacht (Kaupach) wieder. Denn so schöpferisch auch die Einbildungskraft des dramatischen Dichters walten, und so vielseitig sein Gefühl sich ankündigen mag; so liegt doch diejenige nothwendige Beschränkung in jedem endlichen —

selbst hochgebildeten — Geiste, daß er nicht aus seiner Individualität ganz heraustreten, und seiner eignen, bereits früher angekündigten, Classicität noch allen ihren individuellen Eigenthümlichkeiten unterworfen werden kann. Diese Einheit und Gleichmäßigkeit in der Wahrnehmung der Individualität des classischen Dichters ist aber, unter dem Reichthume und der Mannigfaltigkeit der einzelnen dramatischen Formen eines und desselben Dichters, eine sehr willkommene Erscheinung. Denn nicht das Wiedererkennen derselben Eigenthümlichkeit eines classischen Dichters in der Behandlung eines neuen dramatischen Stoffes, sondern nur die Nachahmung einer entlehnten Manier stößt uns zurück, weil diese Nachahmung als Armseligkeit des Geistes sich ankündigt, bei welcher der Aufschwung zu einer eigenthümlichen Gestaltung der dramatischen Form, und zur Festhaltung und Durchführung dieser Eigenthümlichkeit in allen einzelnen dramatischen Erzeugnissen eines und desselben Dichters unmöglich ist.

Die Hauptklippen, welche der dramatische Dichter in Hinsicht der stylistischen Form vermeiden muß, sind: daß er weder ins Gebiet der Sprache der Prosa, noch ins Gebiet der Sprache der Beredsamkeit hinüberstreife, außer in den äußerst seltenen Fällen, daß der Stoff einen kurzen Uebergang in diese beiden Sprachgebiete verlangt. Denn selbst wenn der dramatische Dichter die Vorgänge und Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens schildern muß, doch die stylistische Form die Ergreifung dieser Vorgänge von dem Gefühlsvermögen und die Wirkung jener Erscheinungen auf das Gefühlsvermögen überall hindurch schimmern lassen, weil jede Sprachdarstellung des dichterischen Charakters erman-



gelt, die ohne irgend eine Verbindung mit dem Gefühlsvermögen sich ankündigt. — In Hinsicht auf die äußere Gestaltung der stylistischen Form ist es aber der Dialog, in Abwechselung mit dem Monologe, an welchen die Folge und Fortführung der dramatischen Handlung geknüpft ist. Je schärfer daher die Zeichnung der einzelnen, in dem Drama auftretenden Charaktere, und je bestimmter die Haltung und Durchführung dieser Charaktere von Seiten des Dichters seyn wird; desto vielseitiger, mannigfaltiger und abwechselnder wird das innere Leben und die ästhetische Farbengebung im Dialog seyn, weil — selbst bei der übrigen Bediegenheit der dramatischen Sprachform — es Mangel an Reichthum des Geistes und der Einbildungskraft ankündigt, wenn entweder alle, oder doch die meisten Personen in Einem und demselben Drama ganz einerlei Sprache reden, und so die Mannigfaltigkeit im Gepräge des Individuellen nothwendig verloren geht.

## 53.

## F o r t s e t z u n g.

Einer der ersten dramatischen Dichter des deutschen Volkes, und was noch mehr sagen will, einer der edelsten Männer dieses Volkes, hat die Schaubühne als eine moralische Anstalt \*) betrach-

---

\*) So v. Schiller in der, von ihm zu Mannheim 1784 gehaltenen, und mit dieser Aufschrift versehenen, Vorlesung, die zuerst in der rheinischen Thalia, und dann berichtigt in s. kleinen prof. Schriften Th. 4. S. 3 erschien. — Vgl. J. H. v. Wessenberg; über den sittlichen Einfluß der Schaubühne. Konstanz, 1825. 8.



tet und dargestellt. Dies macht eine kurze Erklärung notwendig.

Nach unsrer Ansicht und Ueberzeugung ist weder der Zweck und die Bestimmung der dramatischen Dichtkunst im Besondern, noch der Dichtkunst überhaupt, der Zweck der Sittlichkeit. Der Zweck der Schönheit ist vielmehr der höchste Zweck aller Kunstwerke, mithin auch der gesammten einzelnen Formen der lyrischen, epischen, didactischen und dramatischen Dichtkunst. Die Bestimmung der Dichtkunst beruht daher auf ihrer völligen Angemessenheit zum Gesetze der Form, nicht aber zum Sittengesetze. Daraus folgt aber weder, daß sie sittliche Handlungen von sich ausschließen, noch daß sie vielleicht gar das Unsittliche als Gegenstand des Wohlgefallens auf die Bühne bringen soll. Nur so viel ergiebt sich aus dem höchsten Gesetze der Schönheit der Form, daß selbst das Sittliche, das die Bühne zeichnet, unter der Form der Schönheit sich ankündigen muß, wenn es unter die Stoffe der dramatischen Dichtkunst aufgenommen werden soll; denn, unter Festhaltung dieser Bedingung, wird allerdings der aus dem Kreise der sittlichen Welt entlehnte Stoff das Gemüth weit stärker ansprechen, als ein Stoff, der aus dem Kreise der intellectuellen Welt — z. B. der Vergegenwärtigung von Schwächen und Mängeln des menschlichen Verstandes, oder von Wirkungen des menschlichen Eigennuzes und der individuellen Eitelkeit, — angehört. Mag immer in Kokebue's Lustspielen und Possen ein Langsalm, ein Herr von Püffelberg, oder der Page in den Pagenstreichen ein Gefühl der Lust in uns anregen, und unsre Einbildungskraft in ein freies und

lebendiges Spiel versehen; so wird doch die sittliche Kraft und Haltung des Marquis von Posa, des Max Piccolomini, und des Klingemannischen Luthers unser Gefühl stärker und mächtiger ergreifen, als die bloße Versinnlichung menschlicher Schwächen, Lächerlichkeiten und Verirrungen. Deshalb ist auch das Sittliche dem Schönen nahe verwandt, und wirkt unaufhaltbar, sobald es unter einer vollendeten schönen Form erscheint. Nur darf weder das dramatische Gedicht, noch die Bühne, an die Stelle der Sittenlehre und der Religion auf dem Katheder und der Kanzel treten und diese beiden geistigen Bildungsanstalten ersetzen sollen, weil sie dies, nach ihrer ursprünglichen Bestimmung, das Schöne in vollendeten Formen darzustellen, weder zu leisten vermögen noch dürfen. Nur also unter dieser Voraussetzung, und mit Festhaltung dieser Einschränkung unterschreiben wir folgende Sätze Schillers \*): „Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit, unbestechlich wie Rhadamanthus, Gericht hält. Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold

---

\*) Ebendas. S. 7. ff.

verblindet, und im Golde der Laster schwelgt; wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten, und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet; dann übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage, und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl. Das ganze Reich der Phantasie und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft stehen ihrem Winke zu Gebote. Kühne Verbrecher, die längst schon im Staube vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst jetzt vorgeladen, und wiederhohlen zum schauervollen Unterrichte der Menschheit ein schändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlspiegel, wandeln die Sünden ihres Jahrhunderts vor unsern Augen vorbei, und mit wollüstigem Entsetzen verfluchen wir ihr Gedächtniß. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird; keine Religion mehr Glauben findet; wenn kein Gesetz mehr vorhanden ist, wird uns Medea nach anschauern, wenn sie die Treppen des Pallastes herunter wankt, und der Kindermord geschehen ist. Heilsame Schauer werden die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn Lady Macbeth, eine schreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäscht, und alle Wüßgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt, als todter Buchstabe und kalte Erzählung; so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder, als Moral und Gesetze. — Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt sich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Gesetze es unter ihrer Würde achten, Menschenempfindungen zu begleiten, ist sie für unsre Bildung noch geschäftig. Sie ist es, die der großen Klasse von Thoren den

Spiegel vorhält, und die tausendfachen Formen derselben mit heilsamem Spotte beschämt. Was sie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leistet sie hier durch Scherz und Satyre. Die Schaubühne allein kann unsre Schwächen belachen, weil sie unsre Empfindlichkeit schonet, und den schuldigen Thoren nicht wissen will. Ohne roth zu werden, sehen wir unsre Larve aus ihrem Spiegel fallen, und danken im Geheimen für die sanfte Ermahnung. — Aber ihr großer Wirkungskreis ist noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne ist mehr, als jede andere öffentliche Anstalt des Staates, eine Schule der practischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. Ich gebe zu, daß Eigenliebe und Abhärtung des Gewissens nicht selten ihre beste Wirkung vernichten, daß sich noch tausend Laster mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten; aber wenn wir auch diese große Wirkung der Schaubühne einschränken, — wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Einflusse zurück? Wenn sie die Summe der Laster weder tilgt noch vermindert; hat sie uns nicht mit denselben bekannt gemacht? Mit diesen Lasterhaften, diesen Thoren müssen wir leben. Wir müssen ihnen ausweichen, oder begegnen; wir müssen sie untergraben, oder ihnen unterliegen. Jetzt aber überraschen sie uns nicht mehr. Die Schaubühne hat uns das Geheimniß verrathen, sie ausfindig und unschädlich zu machen. — Zugleich ist die Schaubühne der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden bessern Theile des Volkes das Licht der Weisheit herunterströmt, und von da aus in mildern Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet.

beider gesteigert und verstärkt erscheinen, und das handelnde Individuum, nach der von ihm entwickelten Kraft, der Held der Handlung genannt zu werden verdient. Soll aber das gemischte Gefühl der Lust und Unlust nicht nur aufgeregt, sondern auch während der Betrachtung des Kampfes der Freiheit des Helden mit der Macht des Schicksals erhöht und gesteigert werden; so müssen, in den einzelnen Acten und Scenen des Trauerspiels, die Kraft der Freiheit und die Macht des Schicksals in einer fortgesetzten gleichmäßigen Haltung erscheinen, weil das Gefühl der Lust nur durch die lebhafteste Versinnlichung der entwickelten und gesteigerten hohen Kraft des Helden, das Gefühl der Unlust hingegen durch die auf ihn eindringende und ihn überwältigende Macht des Schicksals genährt wird, bis endlich, wenn der Held unterliegt, das Wohlgefallen an der erhabenen geistigen oder sittlichen inneren Nothwendigkeit in der Handlungsweise des Helden, im Gegensatze der äußeren Nothwendigkeit in der Macht des ihn zermalmenden Schicksals, so wie zugleich das Wohlgefallen an der Vollendung der ästhetischen Form, in dem das Uebergewicht des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust hervorbringt.

Der Held des Trauerspiels, wie er in der Kraft seiner Freiheit dargestellt wird, erscheint entweder als ein Edler, der ohne seine Schuld leidet und gegen ein widriges Verhängniß ankämpft (wie Wilhelm Tell; die Jungfrau von Orléans; Ferdinand Walter in Kabale und Liebe; Camont), oder als ein Verirrter, dessen sittliche Kraft zwar eine fehlerhafte Richtung genommen hat, die aber selbst in der eigenthümlichen Ankündigung

ihrer Verirrungen eine hohe Theilnahme zu erregen vermag (so Karl Moor in den Räubern; so Fiesko; so Wallenstein; so Maria Stuart; so Klingers Medea; so Leisewitzens Julius von Tarent u. a.). Allein je mehr sittlich und rein menschlich der Held des Trauerspiels erscheint; je weniger er durch eigene Schuld, je mehr er um seiner sittlichen Größe und Erhabenheit willen leidet; oder, wenn er die Schuld eigener Verirrungen trägt, je öfter die sittliche Kraft in ihm sich ermannt, je entschiedener das Uebergewicht der Lichtseiten in seinem Wesen über die Schattenseiten ist, und je gereinigter er von seinen Verirrungen in dem Augenblicke seines Unterganges erscheint; je mehr überhaupt die Kraft, die er entfaltet, aus seinem innersten Wesen hervorgehet, und mit der Steigerung der auf ihn eindringenden Leiden und Gefahren ebenfalls immer höher steigt; je fester und gehaltener er, bis zum letzten entscheidenden Augenblicke, die Kraft der Freiheit gegen die Macht des Schicksals behauptet und geltend macht; desto mehr werden auch in dem Anschauenden alle edlere Gefühle der Theilnahme und der Bewunderung aufgeregt, und von dem dramatischen Dichter die Eigenschaften des Großen, des Erhabenen, des Rührenden und des Pathetischen angewendet. Die hohe Kunst des Trauerspieldichters besteht also zunächst darin, die Freiheit des Helden und die Macht des Schicksals, selbst während der ununterbrochenen Steigerung ihres Kampfes, im gleichmäßigen Gegengewichte bis zum Augenblicke der Entwicklung im letzten Acte des Trauerspiels zu erhalten, so daß die Theilnahme an diesem Kampfe ununterbrochen genährt und befriedigt wird, bis sie in dem entschiedenen Siege

des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust  
endigt.

---

Die Frage über die Wiedererneuerung des Chors im Trauerspiele erhielt durch Schiller ein lebhaftes Interesse, als er in der Braut von Messina diese Wiedererneuerung practisch versuchte, und in dem Vorworte zu diesem Trauerspiele sie theoretisch rechtfertigte. Zugestanden, daß diese Anwendung des Chors in der Braut von Messina, schon wegen der Neuheit der Erscheinung und wegen der gelungenen Haltung des Chors, zu den interessantesten Erscheinungen der tragischen Dichtkunst gehören; so hat doch derselbe Dichter in dem später erschienenen Wilhelm Tell keinen wiederholten Gebrauch von dem Chore gemacht, und selbst Göthe hat in seiner Iphigenie, einem Trauerspiele völlig griechischen Ursprungs, desselben sich enthalten. — Gehen wir aber auf den Ursprung des Chors bei den Griechen zurück, so beruht die Anwendung des Chors auf dem ganzen örtlichen Charakter ihrer dramatischen Dichtkunst. Bei ihnen wurden die Feste der Gottheiten mit der dramatischen Darstellung einer Nationalbegebenheit beschlossen, an welcher das Volk, nach seiner republikanischen Souverainetät, Antheil genommen hatte. Deshalb erhielt es auch, wegen dieses seines Antheils, in der dramatischen Darstellung (der Kopie der Wirklichkeit) den Platz, den es im Urbilde eingenommen hatte. Der Chor ward der Repräsentant des ganzen Volkes im Trauerspiele, und Dichter, die ihren Vorthail verstanden, legten dann dem Chore öfters Gesinnungen und Urtheile bei, durch die sie die Meinung des Volkes leiten und bestimmen wollten.



ten. — Allein gleich nothwendig war bei den Griechen der Chor in Hinsicht auf das Locale der dramatischen Darstellung. An jenen Festen war nämlich eine Masse von Zuschauern anwesend, die oft über zwanzigtausend stieg. Kein Schauspielhaus in unserm Sinne faßte sie, und die Stimme der einzelnen Schauspieler würde zu oft verschollen seyn, wenn nicht der Chor, verbunden mit Musik und Tanz, die Handlung fortgeführt hätte. Nicht also zunächst eine ästhetische, sondern eine politische und locale Ursache, die aus dem Charakter eines Volksschauspieles und zwar bei einem republikanischen Volke hervorging, war es, was in der Tragödie der Griechen die Anwendung des Chors, der Musik und des Rothurns nöthig machte, wozu noch kam, daß die alte Tragödie keine Pause zwischen den Acten kannte, sondern der Chor den Faden der Handlung fortführte.

Einen von der Tragödie der Griechen völlig verschiedenen Charakter trägt das Trauerspiel der Neuern. Handlung, sinnlich vollkommen und idealisirt dargestellt; eine innere Nothwendigkeit in der Verkettung und Folge der Verwicklung und Entwicklung, die durch nichts Fremdartiges unterbrochen werden darf; fortdauernde Thätigkeit aller wesentlich zum tragischen Kunstwerke nöthigen Personen, die durch keine Reflexion über sie zerstört wird, um die allmählig sich bildende ästhetische Einheit der Form in der Einbildungskraft des Anschauenden zu vollenden, und dann ihnen selbst die Reflexion darüber zu überlassen; dies ist der Charakter der neuern Tragödie. Der Chor wird nun beinahe in den meisten Fällen das alles hindern, was man von dem modernen Trauerspiele, als einem vollendeten Kunst-



werke, verlangt. Denn er unterbricht die nothwendige Folge der Handlung; er trägt weder zur Entwicklung, noch zur Entwicklung etwas bei; er unterbricht den Genuß an den idealisirten Charakteren, weil er selbst nichts Idealisches darzustellen vermag, das nicht bereits in dem allgemeinen Grundrisse der innerhalb der ästhetischen Form durchzuführenden tragischen Handlung läge; er tritt vielmehr als etwas Fremdartiges in die Mitte der Handlung, und wenn er auch das erstemal bei seiner Erscheinung durch Ueberraschung, so wie durch die Gediegenheit der Sprachform interessirt, so spricht doch das tragische Gefühl gegen ihn, das in seiner freiesten Bewegung durch ihn sich unterbrochen fühlt. Selbst wenn man ihm (mit Schiller) die Bestimmung beilegt, die Reflexion von der Handlung zu sondern, und Ruhe in die Handlung zu bringen; so ist dies eben dem Charakter des Trauerspiels geradehin zuwider. Das Trauerspiel soll reine, idealisirte, ästhetisch vollendete Handlung seyn; denn nur durch bloße Vollendung kann es dem Gesetze der Form entsprechen. Mischt nun der Chor Reflexion in die Mitte der Handlung; so stört er das Wohlgefallen an der Form, und vernichtet den innern Organismus dieser Form in seiner Einheit für die Einbildungskraft. Bringt er ferner Ruhe in die Handlung; so dürfte er dadurch noch nachtheiliger für die Wirkung der Handlung werden, die, so erschütternd auch die Darstellung seyn mag, doch nie so tiefgehend seyn wird, daß Menschen sie nicht ertragen könnten, sondern einer darzwischen tretenden Ruhe bedürften. Denn was von Menschen gedichtet und auf der Bühne dargestellt wird, und wenn es auch der genialischste Dichter in dem überflutendsten Strom:

des Gefühls und mit der höchsten Bewegung der schöpferischen Einbildungskraft ins Daseyn ruft, kann doch, nach einem ewigen Gesetze für die Geisterwelt, von Wesen derselben Art ertragen werden, zu welchen auch der Dichter gehört. Noch kein vollendetes Trauerspiel hat seine Wirkung über die Grenzen eines menschlichen Gefühlsvermögens hinausgetrieben; denn einzelne nervenschwache Leser oder Zuschauer können nur die Ausnahme von der Regel bilden. In der Annäherung aber an die möglichst höchste Erschütterung des Gefühlsvermögens, und in der Bewirkung des möglichst freiesten Spieles der Einbildungskraft durch die Versinnlichung der dargestellten tragischen Handlung, liegt eben die große Aufgabe der tragischen Kunst.

## 55.

## b) Das Lustspiel.

Wenn es zunächst die ästhetischen Eigenschaften des Edlen, des Großen, des Erhabenen, des Rührenden und Pathetischen sind, welche, nach ihrer freiesten Versinnlichung, den Grundton in der Darstellung der Tragödie bilden; so sind es die Eigenschaften des Scherzhaften, des Lächerlichen und Komischen \*), deren ästhetische Farbengebung in der Komödie vorherrscht. Denn der Scherz besteht in einer absichtlichen, von dem Andern sogleich anerkannten, Verstellung, wodurch der Scherzende das in ihm aufgeregte Gefühl der Lust nach außen mittheilen, und dem, welchem der Scherz gilt, ein unmittelbares Gefühl der Lust gewähren will.

---

\*) Vgl. Th. 1. S. 402 und S. 406.

Der Scherzende tritt daher aus seinem natürlichen und bekannten Charakter heraus, um durch einen angenommenen Ton ein Augenblickliches Gefühl der Lust bei Andern zu vermitteln. Im Gegensatz des Scherzes beruht das Lächerliche auf der äußern Ankündigung der Verirrungen des menschlichen Verstandes und Geschmacks, nach allen dadurch in den Handlungen sichtbaren Schwachheiten, Einseitigkeiten und Schiefheiten, sie mögen nun aus unreifen Rechnungen und Urtheilen, oder aus Verbildungen des Geschmacks (z. B. in der Kleidung, in äußern Sitten), oder aus Selbsttäuschungen in der gesellschaftlichen Ankündigung (z. B. durch Eitelkeit, Aufgeblasenheit, Stolz, Verliebtseyn im Alter &c.) hervorgehen. Nie können aber unmittelbare sittliche Verirrungen ein Gegenstand des Lachens werden. Denn werden sie unter einer ästhetischen Form dargestellt; so verfallen sie dem Richterstuhle der Satyre. Sie sind zu wichtig und stehen mit dem höchsten Zwecke der Menschheit, dem Zwecke der Sittlichkeit, zu sehr im Gegensatz, als daß sie, wie das in der äußern Ankündigung wahrnehmbare Widersinnige, Zweck- und Verhältnißwidrige, ein Gegenstand des Lachens werden könnten. — Das Komische endlich, das, wie das Lächerliche, auf einem unmittelbaren Gefühle der Lust beruht, das durch die zur ästhetischen Form ausgeprägte Versinnlichung des Widersinnigen, Unvollkommenen und Zweckwidrigen vermittelt wird, unterscheidet sich dadurch von dem Lächerlichen, daß mit diesem allgemeinen Gefühle der Lust das Gefühl unsers Uebergewichtes über das nach seinen Schwachheiten und Verirrungen dargestellte Individuum sich verbindet. Denn bei dem, was uns als komisch erscheint, fühlen wir

nicht blos überhaupt und im Allgemeinen ein Gefühl der Lust über das vermittelt der dichterischen Versinnlichung zur Einheit der Form gebrachte Unvollkommene und Zweckwidrige; wir fühlen zugleich, daß wir höher stehen, als das vor unsere Anschauung gebrachte Individuum, und daß wir nicht fähig wären, die ihm beigelegten Schwächen und Verirrungen uns zu Schulden kommen zu lassen.

Tragen wir diese ästhetischen Grundbegriffe des Scherzhaften, Lächerlichen und Komischen auf diejenige dramatische Kunstform über, die wir das Lustspiel nennen; so beruht der Charakter desselben entweder auf der ästhetisch vollendeten Versinnlichung gewisser menschlicher Schwächen, Thorheiten, Mängel und Unvollkommenheiten, oder auf der mannigfaltigsten, durchgängig aber auf das Gefühl der Lust berechneten Verwicklung (Intrigue) in der dargestellten Handlung, so daß, in beiden Formen des Lustspiels, durch die Wahrnehmung des ästhetisch versinnlichten Causalzusammenhanges in der Handlung, das Gefühl der Lust angeregt, und, vermittelt der Durchführung der Verwicklung der Handlung, lebhaft erhalten und gesteigert wird, bis die Auflösung des Knotens am Schlusse der vollendeten dramatischen Form die innigste und völlige Befriedigung des Gefühls der Lust vermittelt. Wenn daher bei dem Trauerspiele, durch die Anlegung der Charaktere und durch die Fortführung der Handlung, die gemischten Gefühle der Lust und Unlust angeregt werden, die beide, während der ganzen Darstellung der Handlung, mit einander wechseln und gegen einander anstreben, bis endlich das Wohlgefallen an der Vollendung der tragischen Form, so wie das Wohlgefallen an dem in seiner Freiheit

unterliegenden Helden, den Sieg des Gefühls der Lust bewirkt, und das Gefühl der Unlust an dem widrigen Gange seines Schicksals niederschlägt; so ist dagegen in dem Lustspiele die Erfindung der Handlung, die Haltung der Hauptperson, die Durchführung der Verwicklung, die bestimmte Berechnung des Verhältnisses der Episoden zu dem Ganzen, besonders aber der Schluß, oder die Auflösung und Entwicklung des ästhetisch geschürzten Knotens, auf den völligen und entschiedenen Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust berechnet. Doch unterscheidet sich im Einzelnen das sogenannte Intriguenstück von dem eigentlichen Lustspiele und der Posse, daß in den letztern die Schilderung menschlicher Schwächen und Thorheiten, oder auch die Darstellung ununterbrochen fortgesetzter Neckereien und einer idealisch gezeichneten Petulanz, das Gefühl der Lust unaufhörlich nähren und steigern, während im Intriguenstücke das Gefühl der Lust wegen der mannigfaltigen Verwicklung der Handlung, bisweilen durch die — ein gemischtes Gefühl der Unlust leise anregende — Besorgniß unterbrochen wird, wie der Knoten sich lösen, und ob die Person, für welche unser Gefühl sich erklärt, das Ziel ihrer Wünsche erreichen und glücklich werden dürfte. (So rechnen wir Jüngers *Er mennt sich in alles*, *Rokembue's teutsche Kleinstädter* &c. zu den eigentlichen Lustspielen; Lessings *Minna von Barnhelm*, *Großmanns Nicht mehr als sechs Schüsseln*, *Isslands Herbsttag und Aussteuer*, *Rokembue's Indianer in England* &c. zu den Intriguenstücken; und *Rokembue's Pagenstreiche*, *Wilderfang*, *Wirrwarr* &c. zu den Possen.)

## 56.

## c) Das Schauspiel.

Wenn gleich der Begriff des Schauspiels an sich so allgemein ist, daß er alle für die Bühne berechnete dramatische Kunstformen umschließt; so wird doch, in der Reihe der einzelnen Gattungen und Arten der dramatischen Dichtkunst, unter der Benennung: Schauspiel eine, blos der deutschen Dichtkunst und Literatur angehörende, Mittelgattung dramatischer Formen zwischen dem Trauers- und Lustspiele verstanden, deren Eigenthümlichkeit darauf beruht, daß das Schauspiel, gleich dem Trauerspiele, das gemischte Gefühl der Lust und der Unlust, allein nicht in der Stärke und Fülle, wie das Trauerspiel, aufregt, und den Wechsel beider Gefühle, während der ganzen Fortbildung der Handlung, lebendig erhält und steigert; mit dem Lustspiele aber die fröhliche Entwicklung und Auflösung des dichtgeschürzten Knotens theilt, und dadurch den Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust vermittelt. Ob nun gleich im Schauspiele die in den Mittelpunkt der Handlung gestellte Hauptperson nicht im Charakter eines tragischen Helden sich ankündigt, und die Masse widriger Verhältnisse und Ereignisse, die auf sie eindringt und ihre Kraft beschäftigt, nicht, im Sinne des Trauerspiels, Schicksal genannt werden kann; so erscheint doch die Hauptperson im Schauspiele im Kampfe mit mannigfaltig verflochtenen und widrigen Verhältnissen, die ihre geistige und sittliche Kraft in vielfache Thätigkeit setzen, und die endliche, frohe oder ungünstige, Entwicklung dieser Verhältnisse, bis zu der letzten Scene der Handlung, unentschie-

den lassen. Deshalb ist auch der Ton im Schauspiele ernst und würdevoll, und die Farbengebung im Einzelnen nicht aus den Gebieten des Lächerlichen und Komischen entlehnt. Der Stoff der Handlung selbst gehört gewöhnlich dem Kreise des häuslichen und bürgerlichen Lebens an, so daß nicht nur die Hauptperson zunächst nach ihrer Stellung im häuslichen und bürgerlichen Leben erscheint, sondern auch die ihre Thätigkeit aufregenden und ihre Kraft spannenden Verhältnisse und Ereignisse unmittelbar aus jenen Kreisen stammen. Alles ästhetisch = Darstellbare aus den häuslichen Verhältnissen der Gatten, der Aeltern, der Kinder, der Verwandten, und der Dienstboten gegen einander, so wie aus den öffentlichen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, nach den verschiedenen Ständen, Aemtern und Berufsarten im Staatsdienste, eignet sich zum Stoffe des Schauspiels, der, in seinen unendlich mannigfaltigen Schattirungen, eben so viele Veranlassungen für die Hauptperson enthält, welche der Gesinnung und Charakterfestigkeit zu betheiligen, wie ihm zugleich die Prüfungen und Leiden angehen, an welchen die geistige Kraft und der sittliche Charakter der Hauptperson sich üben und bewähren soll. Je neuer, vielseitiger und kräftiger die Verhältnisse sind, unter welchen der dramatische Dichter die Hauptperson im Schauspiele und die Leiden und Widerwärtigkeiten erscheinen läßt, die den Frohsinn seines Lebens und seine berufsmäßige Ankündigung im häuslichen und öffentlichen Kreise verkümmern, desto mehr wird es ihm gelingen, die gemischten Gefühle der Lust und Unlust in gleichmäßiger Lebendigkeit, während der Dauer und Fortführung der dargestellten Handlung, zu erhalten, bis endlich die dichterische

Gerechtigkeit gehandhabt, und Edelmuth und Rechtsschaffenheit anerkannt, gerechtfertigt und belohnt, so wie das Laster entlarvt, beschämt und bestraft wird. Je länger und zweifelhafter der Kampf der Hauptperson gegen die widrigen Verhältnisse ihres Lebens fortdauert; je mehr sie, bei diesem fortgesetzten Kampfe, den Reichthum eines vielseitig gebildeten Geistes, und die Hoheit, Kraft und Würde eines völlig reinen Charakters entfaltet; desto mehr muß die siegende und befriedigende Entwicklung dieser verflochtenen und traurigen Verhältnisse das Uebergewicht des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust am Schlusse der Handlung herbeiführen.

Wird das Schauspiel in diesem Sinne und Geiste als eine selbstständige Gattung der dramatischen Dichtkunst festgehalten und zur ästhetischen Einheit der Form ausgeprägt; so verdient es nicht den früher ihm beigelegten Namen der weinerlichen Komödie. Es behauptet vielmehr einen eigenthümlichen Charakter in der Mitte zwischen dem Trauer- und Lustspiele, und bereichert das Gebiet der dramatischen Formen mit neuen gediegenen Kunsterzeugnissen. Oder wollten wir wirklich Schauspiele, wie v. Gemmings teutscher Hausvater, Lessings Nathan den Weisen, Ifflands Jäger, Mündel, Verbrechen aus Ehrsucht, den Spieler, die Advokaten, und Dienstpflicht, selbst Koebe's Menschenhaß und Reue und seinen Benjowsky, — wollten wir Goethe's Tasso, Götz von Berlichingen und Stella, Schröders Ring, Kratters Mädchen von Marienburg, Babo's Strelizen, Klingemanns Luther, Columbus und Moses, selbst Werners Weihe der Kraft und seinen Attila, so wie so viele andere zur Gattung des eigentlichen



Schauspieles gehörende einzelne Erzeugnisse, aus dem Gebiete der dramatischen Formen für immer streichen, weil es einigen Theoretikern unwillkommen war, einer neuen dramatischen Gattung in der Mitte zwischen dem Trauer- und Lustspiele einen Platz zu verstatten, und das, worin die Praxis der Dichter vorausgeeilt war, in der Theorie allmählig nachzuholen!

So wie aber das Schauspiel die Mitte zwischen dem Trauer- und Lustspiele hält; so auch der Ton und die Stärke der durch das Schauspiel aufgeregten und genährten Gefühle. Denn an sich schon gewährt die Mischung und der Wechsel der Gefühle der Lust und der Unlust eine eigenthümliche Befriedigung des Gefühlsvermögens, wie dies die Elegie und die ganze epische Dichtkunst beweiset. Dazu kommt beim Schauspiele, daß dieses das Gefühl der Unlust dem Gefühle der Lust mehr gegenüber stellt, als es beim Lustspiele möglich ist, wo das Gefühl der Lust fast ausschließlich vorwaltet; daß es aber auch nicht so erschütternd auf das Gefühlsvermögen einwirkt, wie das Trauerspiel, weil die Hauptpersonen des Schauspiels nicht als tragische Helden, und die Hindernisse, die sie zu bekämpfen haben, nicht unter den Nachschlägen eines unwiderstehlichen Fatums sich ankündigen.

## 57.

## d) Das Singspiel.

Das Singspiel verhält sich zu den einzelnen Formen der dramatischen Dichtkunst, wie die Cantate zu den übrigen Formen der lyrischen Dichtkunst; es ist die ästhetisch-vollendete Einheit einer drama-

tischen Handlung, die, nach ihrer Anlage, Haltung und Durchführung, entweder auf eine beständige oder abwechselnde Begleitung der Tonkunst, und, vermittelt der Verbindung der dramatischen Dichtkunst mit der Tonkunst, auf eine hohe Bewegung und Nührung des Gefühlsvermögens, so wie auf die Hervorbringung eines reinen Wohlgefallens an der gleichmäßig-durch Dichtkunst und Tonkunst vollendeten ästhetischen Form, berechnet ist. Es gilt daher von der dichterischen Behandlung des Singspiels, alles, was (§. 29) im Allgemeinen von dem Verhältnisse der Cantate, als eines dichterischen Kunstwerkes, zur tonkünstlerischen Behandlung und Darstellung derselben gesagt worden ist. Der Dichter muß den Tonkünstler durchgehends im Auge behalten, und ihm vorarbeiten. Dies gilt sowohl von den in die dramatische Handlung aufgenommenen männlichen und weiblichen Personen, als auch von dem Umfange und Inhalte, und von der Länge und Kürze der einzelnen Scenen und Acte, so wie von dem genau berechneten Verhältnisse der Arien und Cavatinen, der Duette, Terzette u. s. w., und der Chöre gegen einander. Da die ästhetische Vollendung des Singspiels auf dem gleichmäßigen Zusammenwirken zweier Künste beruht; so müssen auch beide in der Bildung und Ausprägung der dramatischen Form des Singspiels als unauflöslich verbunden sich ankündigen.

So gewiß aber die theatralische Wirkung des Singspiels von dieser unauflöselichen Verbindung der Dicht- und Tonkunst abhängt; so kann doch in einer wissenschaftlichen Darstellung des Gesamtgebietes der deutschen Sprache nur von den verschiedenen Formen des Singspiels, nach ihrem dichterischen

ſchen Charakter, und nach ihrer Stelle in der Reihe der übrigen dramatiſchen Dichtungsarten, die Rede ſeyn. — Das Singspiel zerfällt in die drei einzelnen Formen: das Melodrama, die Oper, und die Operette.

1) Das Melodrama — welches Monodrama, Duodrama u. ſ. w. ſeyn kann — iſt ein dramatiſches Gedicht, deſſen Eigenthümlichkeit darin beſteht, daß die Rede durch abwechſelnd eintretende Muſik unterbrochen wird. Es unterſcheidet ſich weſentlich von der Oper und Operette dadurch, daß weder Arien, noch Duette und Chöre darin vorkommen, ſondern die Anwendung der Tonkunſt theils zur Verſinnlichung und Erweiterung der in der Rede bereits ausgedrückten Gefühle, theils zur Vorbereitung auf die ſogleich in der Handlung darzuſtellenden Gefühle dient. — Unter den Teutſchen ward das Melodrama zuerſt von Brandes in der Ariadne auf Naxos angebaut, welchem Benda das tonkünſtleriſche Gewand mit ſolchem Erfolge gab, daß Ariadne auf Naxos noch jezt nicht ganz von der Bühne verſchwunden iſt, und mehrere Dichter und Tonkünſtler dieſem gelungenen Vorbilde, doch mit geringerem Erfolge, nachſtrebten. So Kamlar im Pygmalion, Gotter in der Medea, Fr. Kambach in dem Theſeus auf Kreta, Raffka in der Roſamunde und andere. — Ob nun gleich die dramatiſche Dichtkunſt durch den Eintritt des Melodrama in die Reihe der dramatiſchen Dichtungsarten einen Zuwachs erhielt; ſo behauptet es doch, in dem Kreiſe der dramatiſchen Kunſtformen, die unterſte Stelle. Denn ſeine Darſtellung hat, durch den Mangel mehrerer Perſonen, zu wenig Handlung, und folglich auch zu wer

nig Abwechslung und Mannigfaltigkeit; sein Stoff muß sich auf einen zu kleinen Kreis von Gefühlen und von Begebenheiten beschränken, durch welche Gefühle aufgeregt werden.

Es wird daher die ästhetische Vollkommenheit des Melodrama hinter der durch Dichtkunst und Tonkunst ungleich reicher ausgestatteten Oper und Operette zurück bleiben. Dazu kommt, daß die eintretende Tonkunst, und zwar je mehr sie dem Charakter der dargestellten Gefühle anpaßt, das Einförmige des Eindruckes verstärken muß, weil sie nichts anders durch Töne darstellen kann, als was bereits durch Worte ausgedrückt worden ist. Der natürlich fortschreitende Gang des Gefühls wird aber auch durch die stets wiederkehrende Tonkunst nicht selten unterbrochen und aufgehalten, und dadurch der innere nothwendige Zusammenhang zwischen den zur ästhetischen Einheit verbundenen Gefühlen gestört. Endlich häufen sich auch für den beinahe durchgehends allein auf der Bühne auftretenden Schauspieler die Schwierigkeiten dadurch, daß er die häufigen Zwischenzeiten der Tonkunst durch ein passendes mimisches Spiel ausfüllen muß.

58.

### F o r t s e t z u n g .

2) Der dichterische Charakter der Oper nähert sich bald dem Trauerspiele, bald dem Lustspiele, bald dem Schauspiele. Denn in der ernsthaften Oper (*opera seria*) handelt ein Held nach der ähnlichen Ankündigung des Helden im Trauerspiele; in der komischen Oper (*opera buffa*) werden Thorheiten und Fehler versinnlicht dargestellt, oder

Intriguen ausgesponnen, an deren Darstellung der Faden bis zur völligen Entwicklung fortläuft; die gemischte Oper endlich wird auf gleiche Weise, wie das Schauspiel, gebildet, und wechselt mit ernsthaften und heitern Stoffen und Scenen. — Für den Dichter der Oper tritt, in der umschließendsten Bezeichnung des Begriffes, dasselbe Verhältniß ein, in welchem der Dichter der Cantate zum Tonkünstler steht. Denn, nach der ursprünglichen Bestimmung der Oper, schreiten nicht nur in derselben Dichtkunst und Tonkunst gemeinschaftlich und unauflöslich verbunden durch Recitative, Arien und Chöre fort; es muß auch der Ausdruck der Verwicklung und Entwicklung des Ganzen an beide Künste zugleich gebunden seyn. Ob nun gleich die Verbindung der Dicht- und Tonkunst die Grundbedingung des ästhetischen Charakters der Oper bildet; so werden doch nicht selten auch die Wirkungen der übrigen Künste, namentlich der Malerei, der Plastik und der Tonkunst, aufgeboten, um den Gesamteindruck der Oper zu verstärken. Nothwendig wird, unter diesen Verhältnissen, die Oper zu den vollendetsten Kunstwerken gehören, sobald der Dichter eine wirklich ästhetisch gediegene dramatische Form ins Daseyn rief, und der Reichthum seiner Einbildungskraft, frei und rücksichtslos auf absichtlich berechnete Wirkungen und Theaterschläge, über die Anwendung der übrigen Künste für den Gesamtzweck der theatralischen Darstellung der Oper gebot. Denn sollen diese verbundenen Künste einen gemeinschaftlichen und unwiderstehlichen Eindruck auf das Gefühlsvermögen hervorbringen, der von der vollendeten Einheit der Oper als Kunsterzeugniß abhängt; so müssen die einzelnen Ankündigungen der

übrigen in den Kreis der Oper gezogenen schönen Künste auf dem Gesetze des ästhetischen Causalzusammenhanges beruhen, und mit der dichterischen und tonkünstlerischen Vollendung der Form zu Einem unauflösliehen Ganzen verschmelzen.

3) Die Operette ist jüngern Ursprungs, als die Oper, und dadurch von derselben verschieden, daß in der Operette die tonkünstlerische Begleitung zunächst auf Arien, Duette und Chöre beschränkt ist, und regelmäßig mit dem Dialoge abwechselt, während in der Oper, nach ihrer ursprünglichen Einrichtung, kein Wort und Laut ohne tonkünstlerische Begleitung sich ankündigen darf. Die Operette hingegen war ursprünglich ein dramatisches Kunstwerk, in welchem der Dialog vorherrschte, der nur, wenn die Gefühle der handelnden Personen mit einer höhern Lebendigkeit und Stärke aufwogten, von Arien, Duetten und Chören unterbrochen ward. Auch hatte die Oper, in ihrer ursprünglichen Gestalt, blos eine komische, dem Lustspiel ähnliche, Einfassung, und die Anlegung, Haltung und Durchführung ihrer Arien und Chöre war gewöhnlich höchst einfach, natürlich und kunstlos. (So erscheint die Operette noch in der Jagd von Weiße und Hüller, in der Liebe auf dem Lande, in Lottchen am Hofe, im Dorfbarbier, im Erntefranze u. a.) Als aber die italienischen und französischen Opern, mit Hingewlassung der Recitative, an deren Stelle der Dialog trat, auf deutschen Boden versetzt und mit deutschen Texten begleitet wurden; da ward auch bald der frühere Unterschied zwischen der Oper und Operette und der einfache Ton und Charakter der Operette vergessen; das Publicum verlangte kunstvollere Arien und Chöre in der

Operette, an welche es sich bei der Oper gewöhnt hatte, und eine fast eben so reiche Maschinerie, wie in der Oper. Entschieden hat dies auf den dichterischen und tonkünstlerischen Anbau der Operette nachtheilig eingewirkt, weil Dichter und Tonkünstler von dem frühern bestimmt ausgeprägten und eigenthümlichen Charakter der Operette sich entfernten, um durch ihre Formen dem Publicum desto sicherer zu gefallen. Daher die oft so häufigen Ueberladungen und sinnlosen Ausschmückungen der Operette mit Gegenständen, die dem dichterischen Stoffe derselben fremd sind; daher überhaupt der wesentliche Mangel an Operetten, deren dichterischer Gehalt, auch ohne die tonkünstlerische Gediegenheit der Form, anerkannt und entschieden wäre. — Denn soll die Operette auf ihre ursprüngliche Eigenthümlichkeit zurückgeführt werden; so muß der Dichter derselben die Gesangstücke nur dann eintreten lassen, wenn der ästhetische Zusammenhang des Ganzen den Ausdruck lebendiger und hoher Gefühle der handelnden Personen mit sich bringt, und der prosaische Ton des Dialogs von selbst in Sylbenmaas und Reim übergeht.

---

## 5) Die Ergänzungsklasse der vier Hauptformen der Dichtkunst.

### 59.

#### Begriff und einzelne Formen der Ergänzungsklasse der Dichtkunst.

Die Praxis ist in allen Künsten, und also auch in der Dichtkunst, der Theorie vorausgeeilt, so daß die Theorie, im Allgemeinen, das Abstractum von dem enthält, was in der Praxis einer und derselben Gattung oder Art von den entschiedenen Classikern zur vollendeten Form ausgeprägt ward, und deshalb als Muster für alle Zeiten gilt. Wenn denn nun auf diese Weise die Theorie der Praxis folgt, und das, der Form nach Uehnliche, Verwandte oder Gleiche, unter gewisse Hauptgesichtspuncte bringt; so entstehen dadurch die verschiedenen Klassen von Dichtungsarten, inwiefern jede einzelne Dichtungsart die Gesamtheit von dichterischen Formen in sich faßt, deren gemeinsamer Charakter aus einer verwandten individuellen Stimmung im Gefühlsvermögen des Dichters hervorgehet.

Nun giebt es aber im Kreise der Dichtkunst jeder Nation, wie bereits bei der Ausmittlung des Grundsatzes für die Eintheilung der verschiedenen Dichtungsarten (§. 11.) erinnert ward, gewisse dichterische Kunstwerke, deren Charakter zwar bald der einen; bald der andern der vier aufgestellten Hauptklassen dichterischer Formen (der lyrischen, didactischen, epischen und dramatischen Dichtkunst) sich nähert, bald aber auch aus dem Verschmelzen der Eigenthümlichkeit mehrerer dieser Klassen hervor-



geht. Solche dichterische Formen würden nicht ohne Zwang unter eine der vier aufgestellten Hauptklassen der Dichtkunst gebracht werden können, weil z. B. wohl die einzelne, nicht aber jede Idylle zur epischen Form, und eben so die einzelne poetische Epistel, nicht aber jede poetische Epistel, zur lyrischen Form der Dichtkunst gerechnet werden kann.

Mag daher auch der Ausdruck einer Ergänzungsklasse der vier Hauptformen der Dichtkunst etwas Unbequemes haben, und zur Bezeichnung der hieher gehörenden einzelnen Kunstformen ein noch schärfer bestimmender Begriff zu wünschen seyn; so ist es doch besser, den Begriff einer Ergänzungsklasse beizubehalten und in derselben alle diejenigen dichterischen Formen aufzuführen, die nicht ausschließend einer der vier Hauptklassen der Dichtkunst untergeordnet werden können, als diese Unterordnung durch künstelnde Deutung und ästhetischen Zwang zu bewirken.

Zu dieser Ergänzungsklasse rechnen wir als einzelne dichterische Formen:

- a) die Idylle;
- b) die poetische Epistel;
- c) die dichterische Schilderung;
- d) die Parabel und Paramythie;
- e) den Dialog und Monolog;
- f) die Satyre;
- g) die Parodie und Travestirung;
- h) den Roman, das Märchen und die Novelle;
- i) das Sinngedicht und Epigramm;
- k) das Räthsel, die Charade, den Logogryph, und das Anagramm.

## a) Die Idylle.

Je weiter die Wirklichkeit von dem Ideale eines goldenen Weltalters abliegt; desto erquickender ist die idealisirte Darstellung der Menschheit unter einem friedlichen und harmonischen Verhältnisse zu sich selbst, zu dem Schicksale, und zu der äußern Natur. Diese Darstellung enthält die Idylle. Das goldene Weltalter, das die älteste Dichtkunst in die Vergangenheit, die Philosophie in den fernsten Kreis der Zukunft, nie aber ein Historiker und Philosoph in die Gegenwart und Wirklichkeit versetzt, stellt der Idyllendichter als verwirklicht, unter dem Zauber einer ästhetischen Form, vor uns hin. Reinheit und Einfachheit der Sitten, Unschuld des Herzens und Wandels, Wahrheit, Zartheit und Innigkeit des Gefühls müssen die Ankündigung des Menschen in der Idylle bezeichnen. Noch hat ihn das Gift der bürgerlichen Gesellschaft nicht berührt; noch kennt er keine andern Bedürfnisse, als die, zu welchen ihn die einfache Natur selbst leitet; noch ist seine Liebe reiner Naturklang; noch sind seine Neigungen unschuldig und unverdorben, und noch trägt sein Charakter das Gepräge ursprünglicher Güte und Unverdorbenheit. Die äußere Natur bringt mit diesem Adel der innern Gesinnung ein Leben ohne Schmerz und Kummer, eine friedliche, schöne, paradiesähnliche Umgebung in die innigste Verbindung, und so strahlt in der Idylle die Ruhe des innern Lebens zurück in die große, harmonische Natur. Alle Thorheiten und sittliche Gebrechen der wirklichen Welt, alle beengende Formen der Convenienz und der bürgerlichen Verhältnisse, liegen tief

unter dem Kreise der Idylle. In ihr erscheinen die Menschen einander gleich, und sogar die Thiere sind in ihr weder Feinde des Menschen, noch Feinde gegen sich selbst. Der Mensch der Idylle darf aber auch von dem Dichter nicht auf die Höhe der künstlichen Cultur gestellt werden, welche blos die Folge der im bürgerlichen Leben eingeführten und bestehenden Verhältnisse ist. Daraus läßt sich erklären, warum die Idyllendichter die Menschen, die sie schildern, gewöhnlich aus dem Hirten-, Schäfer-, Fischer- und Jäger-Leben entlehnen, und weshalb im Ganzen die einfache ländliche Natur in ihren Gebilden vorherrscht. Denn der Kreis des Idyllendichters ist ein Kreis neben oder außerhalb der Wirklichkeit; ja sogar nur selten mit der geschichtlichen Hindeutung, daß diese Wirklichkeit in der fernsten Vergangenheit vorhanden gewesen, aber nun auf immer verschwunden sey. Deshalb schildert die Idylle auch kein bestimmtes und mit einem geschichtlichen Namen bezeichnetes Volk der Erde und keine bestimmte Verrlichkeit des Erdbodens.

Dem Stoffe nach gehört die Idylle zur epischen, nach dem in ihr vorherrschenden Grundtone des Gefühls aber zur lyrischen Form der Dichtkunst. Die deutsche Literatur erfreut sich vorzugsweise, vor der Literatur anderer europäischer Völker, eines reichen Anbaues der Idylle; zugleich ein sicherer Beleg des reinen unverdorbenen Naturtones der deutschen Dichter und ihrer Nation, so lange sie Wohlgefallen an der milden idealischen Welt der Idylle findet. Salomo Gessner, Klopstock, Klopfer, Ewald v. Kleist, Gök, Blum, Mahler Müller, Hölty, Jacobi, Klamer Schmidt, v. Goethe, v. Bonstetten, Bronner, Wos,

Rosengarten, Krummacher, Baggesen u. a. sind gefeierte Namen im Gebiete der Idyllendichtung.

## 61.

## Beispiele der Idylle.

## 1) von Salomo Geßner († 1787).

## Bruchstück aus dem Tode Abels.

Die stillen Stunden führten den rosenfarbenen Morgen herauf, und gossen den Thau auf die schattigte Erde; indeß schoß die Sonne ihre frühen Strahlen hinter den schwarzen Cedern des Berges herauf, und schmückte mit glühendem Morgenroth die durch den dämmernden Himmel schwimmenden Wolken. Da gingen Abel und seine geliebte Thirza aus ihrer Hütte hervor, in die nahe geruchreiche Laube von Jasmin und Rosen. Zärtliche Lieb' und reine Tugend gossen sanftes Lächeln in die blauen Augen der Thirza, und reizende Anmuth auf ihre rosenfarbenen Wangen; und weiße Locken flossen am jugendlichen Busen und ihre Schultern herunter, und umschwebten ihre schlanken Hüften. So ging sie dem Abel zur Seite. Braune Locken träufelten schattigt sich um die hohe Stirne des Jünglings, und zerflossen auf seinen Schultern; denkender Ernst mischte sanft sich in das Lächeln der Augen. In schlanker Schönheit ging er daher, wie ein Engel daher geht, wenn er in einen dichteren Körper sich hüllet, den Sterblichen sichtbar zu werden. Er soll irgend einem Frommen, der im Einsamen betet, mit guter Botschaft von dem Herrn erscheinen. Zwar umhüllet ihn ein Körper, menschlich gebildet; aber aus seiner reizenden Schönheit hervor schimmert der Engel. Thirza sah mit zärtlichem Lächeln ihn an, und sprach: Geliebter! jetzt da die Vögel zum Morgen:

Dritter Theil.

lieb erwachen, sey mir gefällig, und singe mir den neuen Lobgesang, den du gestern auf der Flur gedichtet hast. Was ist lieblicher, als mit Gesängen den Herrn loben? Wenn du singest, o dann wallet mein Herz voll heiligen Entzückens, wenn du die Empfindungen sagst, die ich nur empfand und nicht sagen konnte! Ihr antwortet' Abel und umarmte sie: Was deine süßen Lippen von mir begehren; das alles sey dir gewähret, meine Thirza! Laß ich einen Wunsch in deinen Augen, dann sey er erfüllt; wir wollen hier auf das weiche Moos uns setzen, dann will ich den Lobgesang singen. Sie setzten sich neben einander in der düftenden Laube, deren Eingang die Morgensonne vergoldete, und Abel hob so seinen Lobgesang an:

Weiche du Schlaf von jedem Aug', entweichet ihr flatternden Träume! Die Vernunft geht wieder hervor, und erhellet die Seele, wie die Morgensonne die Gegend erhellet. Sey uns gegrüßt, du liebliche Sonne hinter den Cedern herauf! du gießest Farb' und Anmuth durch die Natur hin, und jede Schönheit lachet verjüngt uns wieder entgegen. Entweiche du Schlaf von jedem Aug'; entfliehet, ihr flatternden Träume, zu den Schatten der Nacht! Wo sind sie, die Schatten der Nacht? Ins Dunkel der Haine und in die Felsenklüfte sind sie gewichen, und erwarten uns da, oder in dicht verwachsenen Lauben mit erquickender Kühlung am heißen Mittag. Dort, wo der Morgen den Adler früher weckte; was dampft dort von den schimmernden Häuptern der Felsen, von den glänzenden Stirnen der Berge in die helle Morgenluft empor, wie Opferrauch dem Altar entsteigt? Die Natur feiert den Morgen, und opfert dem Herrn der Schöpfung Dank. Ihn soll jedes Geschöpf loben, ihn, der alles schafft und erhält. Ja ihm zum Lobe zerstreuen die jungen Blumen ihre frühen Gerüche;

ihm singet der Vögel mannigfaltiger Chor, hoch in der Luft, oder von den Wipfeln der Bäume, der Morgensonnen entgegen; ihm zum Lobe geht der Löw' aus seiner Höhle hervor, und brüllet sein Entzücken fürchterlich durch die Wildniß aus. Lob' ihn, du meine Seele, den Herrn, den Schöpfer und Erhalter; des Menschen Lobgesang steige vor allen zu dir empor! Er soll dich loben, wenn jedes Geschöpf noch in seinem Lager schlummert; wenn kein Gesang noch von den Wipfeln tönt, und aus den wiegenden Büschen. Ertöne mein einsames Lied laut durch die stille Dämmerung, daß du weit umher jedes Geschöpf zum Lobe erweckest. Herrlich, herrlich ist die Schöpfung, in der er uns Unwürdigen seine Weisheit und Güte enthüllet. Jeder meiner Sinne schöpft Entzückung aus diesem unendlichen Meere von Schönheit, und strömt sie der entzückten Seele zu.

So sang Abel an der Seite seiner Geliebten; in heiliger Andacht saß sie noch wie horchend; jetzt schlang sie ihren lilienweißen Arm um seinen Hals, sah zärtlich ihn an, und sprach: Geliebter! wie schwang sich meine Andacht mit deinem Gesange höher! Ja, Geliebter! nicht nur meinen schwächern Leib schützet deine zärtliche Sorgfalt; auch meine Seele schwinget sich unter deiner Führung empor. Wenn sie auf ihrem Pfad sich verliert, und Dunkel um sich her sieht, und in heiligem Erstaunen hinsinkt; dann hebest du sie, und erhellest das Dunkel, und entwickelst das stille Erstaunen zu lauten erhabnern Gedanken.

So sprach sie, und die zärtlichste reinste Liebe goß unaussprechliche Anmuth in jeden Ton der Stimme und in jede Gebärde. Abel antwortete nicht; aber wie er zärtlich sie anblickte und an seinen Busen sie drückte; das redete von seinen Empfindungen mehr, als Worte hätten reden können. Ach! so glücklich war der Mensch,

da er noch zufrieden nichts von der Erde begehrte, als Früchte, die sie willig gab, nichts vom Himmel flehte, als Tugend und Gesundheit; eh' seine Unzufriedenheit nimmer gesättigte Wünsche aussendete, die unzählige Bedürfnisse erfanden, und sein Glück unter schimmerndes Elend vergruben.

## 2) von Karl Christian Neefert († 1800).

### M i l e t.

O wie entzückt mich der schöne Abend, sprach der junge Milet. Ich will mein Mädchen hohlen; denn die Gegend schlummert, und sanfte Ruhe verbreitet sich über die Gefilde. Dann wollen wir uns dort auf den herabgerissenen Felsen setzen, und ich will ihr ein frohes Lied singen.

Jetzt ging er hin und hohlte sein Mädchen, und sie setzten sich auf den herabgerissenen Stein, und er sang ihr ein Lied, während daß seine Hand auf ihrem klopfenden Busen ruhte. Ach, Phillis, hob er an, Phillis, mein Herz ist froh, wenn du mich liebst; es fühlt sein Glück, der Busen bebt mir voll Freude! O Phillis, seit ich dich sah bei den Blumen am Wasser stehen, und dein rosenfarbener kleiner Mund zum Lächeln sich öffnete; Phillis, ach, da war ich voll Freude! Wann sie dich liebte, Milet, so sprach ich oft seufzend; dann wäre ich glücklicher, wie ein König, der weite Länder beherrscht. Aber, o Phillis, das Glück belohnte meine Liebe; du wurdest mir gewogen, und liebtest mich zärtlich. Ach, dein Herz werde nie untreu; es bleibe friedlich, wie diese Gegend, die umher lachet, indeß daß der Mond sie erhellet, und dein Mund öffne sich freundlich zu sanften Küssen.

O du, hob Phillis an, du, den ich mehr liebe, als

wie die Hirten die Blüthen, oder die Mädchen die bunten Kränze. Seit ich dich sah in meiner Hütte; als du nach einem nicht verlornen Lamm fragtest; da gabst du mir Feigen, und drücktest mir froh die Hand, und meine Mutter lachte recht freundlich, als du mich küßtest; denn, Milet, sie liebt dich. Seit der Zeit war ich voll Freude; denn dein Kuß, süßer, als wie die Feigen, machte mein Herz unruhig. — Ach, wenn er dich liebte, hob ich öfters an, Phillis; wie glücklich würdest du seyn! Dann ging ich unter das schätzende Dach hervor, und sah seufzend zum Himmel, und weinend bat ich um deine Wiederkunft und Gegenliebe. Oder ich wartete deiner am Hügel, wenn das Abendroth lachte; und wenn ich dich dann sah, so hüpfte ich vor Freuden, und du brachtest mir im Körbchen Feigen mit Blumen, und dann umarmten wir uns recht lange, und weinten voll Freude über unsre Liebe. O mein Milet, ich kann, nein, ich kann es dir nicht sagen, wie ich mich freue, wenn ich dich erblicke. Drücke mich an deine klopfende Brust, und reiche mir freundlich die rothen Lippen zum Küssen.

Jetzt umarmten sie sich, und Phillis erzählte auf den herabgestürzten Steinen ein Geschichtchen. Höre, hob sie an, höre Milet, ich mußte jüngst recht lachen, als mir Daphnis erzählte: Chloë wollte ihn nicht lieben, unerachtet er ihr so oft ein Liedchen gesungen. Aber Phillis, ihr Herz ist nicht so zärtlich, wie das deine, liebe Phillis; du bist gefälliger, als Chloë; o liebe mich! Und da wollte er mich küssen. Aber Milet, wie stugte Daphnis, als ich ihm sagte: er sollte dich fragen. Da ward er böse, recht böse, und ging von mir ohne Abschied.

So erzählte die artige Phillis, und Milet belohnte ihre Liebe mit unzähligen Küssen, und jetzt gingen sie,



unter lieblichem Scherze, sich froh umarmend, zu ihren Hütten.

### 3) von Blum († 1790).

#### A m y n t a s.

Zum Flötenspieler Daphnis kam  
 Die kleine Doris mit dem blonden Haar.  
 „Du, sprach sie, dessen Lieder süßer sind  
 Als Honig, süßer sind als Rosenduft,  
 Amynt ist heut der Wälder Lied,  
 Die Mädchen alle singen heut sein Lob,  
 Und ich, ich lieb' ihn sehr, und sang' ihn gern  
 Am besten; aber an Gesang  
 Bin ich nur arm, und stammeln kann ich nur.  
 Lehr' mich von ihm ein Lied! denn keiner singt  
 Wie du so schön, du lieber Hirt;  
 Du Freund der Mädchen mit dem blonden Haar!“

„Amyntas, sprach der Hirt, verdient Gesang,  
 Und hättest du sein Lob von mir auch nicht,  
 Du süßes Kind der Grazien, begehrt;  
 So hatt' ich dennoch weit umher  
 Den Hügeln seinen Namen kund gemacht,  
 Die stolzen Tannen hätten sich vor ihm  
 Geneigt, und alle Quellen ihm gerauscht.

Hebt an, ihr Musen, in den Büschen,  
 Und in dem tiefen Thal!  
 Der Abend röthet schon den Saum der Wolken,  
 Und Echo wartet auf Gesang.

Entzücken füllet meinen Busen,  
 Ihr guten Götter, ihr!  
 Mein Auge sieht, daß unter einem Dache  
 Die Tugend bei dem Glücke wohnt.

Amyntas, nicht die tausend Hufen  
Mit Heerden überschwemmt,  
Sind dein Verdienst; ein fühlend Herz im Busen  
Gefellet dich den Göttern bei.

Du wirst in unsern Liedern leben,  
Amyntas, bis das Meer  
Versiegt, und Wälder aus den Fluten steigen,  
Und Fische schwimmen durch die Luft.

Verstummet nun, ihr scheuen Mufen;  
Die laut're Freud' erwacht.

Amynt erschallet aus den hohlen Thälern,  
Und von den Bergen schallt Amynt."

So sang der Hirt. Der kleinen Doris schlug  
Das Herz vor Freude; lange sprach sie nicht,  
Bis seines Liedes letzter Silberlaut  
Aus tiefen Hainen sterbend wieder kam.

Da sagte sie gerührt: „Nun dank' ich dir,  
Nun werd' ich nicht der Spott der Mädchen seyn;  
Erquickend ist dein Lied, wie Sonnenglanz  
In kalter Luft, wie Morgenthau,  
Der lieblicher die Blumen macht.  
Und nun, wie soll ich deine Güte dir  
Vergelten, o du bester Hirt? denn ach,  
Ein armes kleines Mädchen hat wohl nichts,  
Das deine Lieder dir bezahlen kann!"

„Du sollst mir tausend Küsse schuldig seyn,  
Sprach Daphnis, bis du sechzehn Sommer hast,  
Und einen Kuß versehest!"

4) von Franz Xaver Brönnner.

Die Fische des Thierkreises.

Kühle Abenddämmerung anlockte frische Wohlgerüche  
den blühenden Bäumen, und der schonigen Kliese. Lüftern

umherriechend streckte der naschhafte Aal den Kopf aus dem Wasser, und wälzte sich spielend aufs Land, im jungen Hafer zu schwelgen, oder im weichen Erbsentelme. Da saßen Amymone und Elon, beide schön; wie Latonens lockige Kinder, hinter duftenden Rosensträuchen am Bache, und beklagten thranend, und Wange an Wange geschmiegt, ihr widriges Geschick.

Schwerer Kummer preßte schon lang ihre liebenden Herzen. Denn ein strenger Spruch des delphischen Orakels hatte ihnen die Hoffnung geraubet, von Hymens sanften Banden sich jemals umschlungen zu sehen. Ihr väterliches Thal, einsam und abgesondert vom übrigen bewohnten Lande, ward in mehrern Jahren nur durch wenige Blüthen nachwachsender Jugend erfreuet. Denn die Mütter grüßten meistens nur schwächliche Kinder ins Leben, die bald hinwelkten, wie tränkende Pflanzen; und Niemand wußte dem Uebel zu steuern; Niemand dachte, daß die fortgesetzten Zeugungen naher Verwandten, von keinem fremden Blute erfrischt, endlich ausarten können, dem Weizen gleich, der immer eben denselben Acker besämt. Da sandte man Geschenke nach Delphi, zwei zierlich geformte Becher und eine köstliche Opferschale, den Willen der Götter zu hören. Und die begeisterte Priesterin sprach:

Heil euern Gefilden,  
Ihr fragenden Boten,  
Wenn künftig die Söhne  
Einheimischer Mädchen  
Umarmungen fliehen!

Seitdem gaben die folgamen Väter ihre reisenden Töchter nur auswärtigen Freiern, und mannbare Jünglinge hohlten sich fremde Bräute:

„O warum, Geliebte, sprach Elon mit sanfter Behmuth, warum trennt uns ein unerbittliches Schicksal?

Wenn ich die blühende Binde sehe mit weißen Blüten, wie sie umarmend am geliebten Strauche hinaufsteigt; wenn ich sehe, wie jeder summender Käfer, jeder Vogel bühelnd zur wartenden Gattin hinschwebt, und jeder gesellige Fisch wollüstig sein streichendes Weibchen umhüpft; und wenn ich denn denke, daß unsre Verbindung allein ein feindliches Verhängniß verbietet; dann, Geliebte, dann weinet etwas aus meinem Innersten heraus; mir wird so bange — ich kann's nicht aussprechen! Dann wünsche ich mir das Glück des summenden Käfers oder des hüpfenden Fisches, und manchmal möchte ich sie beneiden; weil niemand bei ihnen die heftigste Neigung in lästige Fesseln zwingt. O warum mußte ich hier geboren werden, hier, wo die Götter mir verbieten, dich, Mädchen voll Unschuld, als meine Gattin zu lieben? Glücklicher wäre ich, viel glücklicher, wenn mich einsam mit dir, auf der fernsten Insel, das große Weltmeer umschloße, wie den fernen Mond das blaue Leere umschließt."

A m y m o n e. O du sanft leuchtender Mond, und ihr funkelnden Lichter da oben! Schon oft hab' ich euch betrachtet, schon oft hab' ich gesagt: ihr kleinen Sterne, ihr wißt wohl auch von der Liebe; denn das reinste Feuer ist die Liebe, und ihr brennet mit dem reinsten, glänzendsten Feuer. Und wenn ihnen der holde Mond auf seiner Bahn sich nahte; wenn endlich sein wandelndes Antlitz sie langsam berührte; dann fiel mir ein helles Lied ein, und ich fragte mich: war das nicht ein Kuß?

E l o n. Starr blickte ich neulich seine volle Höhe an; da glaubte ich schon Auen und leuchtende Hügel darin zu sehen; er schien mir in blauer Ferne einher zu fahren, wie eine schwimmende Insel auf unermesslicher See. O Amymone, dachte ich, wäre ich nicht

dir in diesen lichten Auen droben, in diesen wonnigen Gefilden, wo gewiß kein herbes Verhängniß treue Liebende trennt! Wie wohl wär' uns dort! Wie wohl im seligsten Genusse der Liebe! Wüßtest du mehr zu wünschen?

„Alles, alles hätt' ich dann, Geliebtester!“ sprach das zärtliche Mädchen, und schlang ihren sanft bebenden Arm um ihn. „O wie glücklich wären wir dort, wie unaussprechlich selig! Die Gestirne, so glaub' ich im Ernste, sind der Liebe hold; man liebt dort auch. Ist nicht der Abendstern der Liebe geheiligt? Und sind die beiden Fische des Thierkreises nicht ein liebendes Paar? Die Priesterinnen im Tempel lehrten es neulich. Wann ich traurig bin, dann denk' ich des Liedes, das sie sangen; dann sing' ich es, und sanfte Heiterkeit erhellet meine Seele wieder, wie wenn die Sonne nach trüben Regentagen durch dünnes Gewölke das Land beleuchtet.“

---

Vernehmt es, gefühlvolle Seelen! Mit süßem Entzücken sehen die guten Götter auf treue Liebende nieder, und krönen sie, wo nicht hinieden, doch über den Ozeanen mit Wonne.

## 62.

## b) Die poetische Epistel.

Die poetische Epistel unterscheidet sich von dem eigentlichen Briefe, dessen Theorie in dem Sprachgebiete der Prosa aufgestellt ward, dadurch, daß sie vermittelst des Individuums, an das sie gerichtet ist, zu dem ganzen menschlichen Geschlechte spricht, und Wahrheiten, Gefühle oder Thatsachen von allgemeinem Interesse versinnlicht, während der pro-

falsche Brief zunächst und ausschließend Einer Person bestimmt, und, im strengsten Sinne, auch dieser nur verständlich und interessant ist. Es beruht daher der Charakter der poetischen Epistel auf der individualisirten Darstellung gewisser allgemeiner menschlicher Wahrheiten, Gefühle, Verhältnisse oder Ereignisse, unter der Einheit einer ästhetisch vollendeten epistolischen Form. Der Dichter spricht zwar in der poetischen Epistel nur zu Einer Person; er idealisirt aber dieselbe so, daß er zu ihr, als zu seinem ganzen Geschlechte redet, und daß diese Person in der poetischen Epistel gleichsam selbst zu einem poetischen (idealisirten) Wesen wird; denn in die Darstellung der poetischen Epistel gehört nur das, was von dem Individuum, als Theil seiner Gattung, aber nach individuellen, von dem Dichter ihm beigelegten, Beziehungen ausgesagt wird. Daraus folgt, im Gegensatze des prosaischen Briefes, daß dieser so speciell, die poetische Epistel aber so generell als möglich seyn muß, und daß, je specieller der Inhalt und die Form der Darstellung in der poetischen Epistel ist, sie um so mehr von ihrer eigentlichen Bestimmung, und von ihrem ästhetischen Charakter sich entfernt. Denn der ästhetische Gehalt der poetischen Epistel steigt um so höher, je allgemeiner, d. h. je verwandter den rein menschlichen Interessen, ihr Stoff ist, und je freier der Dichter über die Form gebietet, um, vermittelst derselben, dem Stoffe die möglichst höchste Verstandlichkeit und das frischeste dichterische Leben zu ertheilen.

Die poetische Epistel gehört zu den gemischten Formen der Dichtkunst, weil sie eben so oft rein subjective Gefühle, wie Gefühle veranlaßt durch allgemeine Wahrheiten, oder hervorgebracht durch

Verhältnisse und Vorgänge des wirklichen Lebens versinnlichen, und bald im ernsthaften, bald im komischen, ja selbst im satyrischen Gewande erscheinen kann, je nachdem die vorherrschende Stimmung der Gefühle des Dichters in derselben sich ankündigt. Im Besondern kann jede einzelne poetische Epistel unter eine der drei Hauptgattungen der Dichtkunst gebracht werden. Denn bilden die reinen individuellen Gefühle des Dichters den Stoff der poetischen Epistel; so gehört sie zur lyrischen Form. Versinnlicht sie bestimmte allgemeine Wahrheiten und Ideen der Vernunft unter der ästhetischen Hülle; so schließt sie sich an die didactische Form an. Schildert sie endlich Individuen, Verhältnisse des Lebens und Thatsachen der Geschichte unter einer idealisirten Umgebung; so ist sie Untergattung der epischen Form. — Die Wahl des Sylbenmaases hängt von dem sichern Tacte des Dichters ab, und muß dem darzustellenden Stoffe entsprechen; doch ist das in den ältern deutschen Episteln gewöhnliche Alexandrinische Sylbenmaas, wegen seiner Unbehülfslichkeit, veraltet.

## 63.

## Beispiele der poetischen Epistel.

1) von Heinr. Anshelm v. Ziegler und Kliphausen († 1690).

Aus Th. 1. seiner: „Heldenliebe der Schrift alten Testaments“ — (abgekürzt).

David an Bathseba.

Was Brand und Centnerpein aus Mund und Herzen  
presset;

Das wirft der schwache Kiel an ein geringes Blatt.

Was meinen matten Geist kaum Seufzer hohlen läßt,  
Das suchet Klee und Trost in Jebus holder Stadt.  
Ich bin nicht, der ich bin, noch der ich bin gewesen;  
Ich will nicht, was ich weiß, ich weiß nicht, was mir fehlt.  
Man wird in Israel von meiner Thorheit lesen,  
Wo dieses Thorheit heißt, was auch die Weisen quält.  
Im Feuer such' ich Eis, und Schatten bei der Sonnen,  
Bei Dornen Lust und Schlaf, bei Flammen fühle Lust,  
Des Geistes süße Nuth hat einen Riß gewonnen,  
Der nicht zu heilen ist, bis Bathseba mich ruft.  
Es starret Kiel und Hand, es schämt sich das Herze  
Zu sagen, was mein Aug' im Garten hat erblickt.  
Wodurch im Hui erlosch der Weisheit helle Kerze,  
Wodurch Verstand und Geist mir selber wird entrückt.  
Wiewohl ein König darf hier etwas freier schreiben,  
Und einer Fürstenhand ist etwas mehr erlaubt.  
Ich schreibe, was dir nicht kann mehr verborgen bleiben,  
Was mir die Ruhe stört, was Heil und Leben raubt.

Der Sonnen helles Rad lief nach dem blauen Westen,  
Und senkte sich bereits in Thetis grünen Schoos;  
Man hörte voller Lust in den belaubten Nesten  
Die Sängerin der Nacht, als David sich entschloß,  
Auf der erhöhten Burg sich einsam zu ergötzen.  
Er setzte seinen Fuß auf das gewohnte Dach.  
Es ließe keine Lust sich dieser gleiche schätzen,  
Die Aug' und Herz ergötzt. Dort lief ein Silberbach  
Durch das bekleete Thal, und spielte mit den Wellen;  
Hier war ein grünes Thal mit Rosen überstreut.  
Man hörte hier und da die Schäferhunde bellen,  
Der Hirten Feldgeschrei bei brauner Abendzeit.  
Der Sonnen letztes Gold bezog die bunten Matten,  
Und der entfernte Berg gab einen Widerschein.  
Der Bäume dickes Laub warf einen langen Schatten,  
Man trieb das müde Vieh auf allen Straßen ein.





Loß dir des Mannes Grimm nur nicht im Wege stehen;  
 Im Brennen sieht man nicht, im Lieben ist man blind.  
 Zudem so will ich ihn durch meine Hand erhöhen,  
 Daß er zur Dankbarkeit mir Frau und Liebe gönnt.  
 Man muß verbotne Brunst nur an dem Pöbel strafen;  
 Gefrönten ist Gesetz und Lieben unterthan.  
 Ein Hirte braucht zur Kost das beste von den Schafen,  
 Und bei dem Fürsten gilt nicht ein gemeiner Wahn.  
 Es ist mein Harfenspiel durch deine Hand verstimmt,  
 Die Saiten sind entzwei, ich such' ein neues Spiel,  
 Das voller Anmuth dort im Marmorkasten schwimmt,  
 Der Wollust süßer Ton beseelet Geist und Kiel.  
 Komm Bathseba, mein Licht! Komm Bathseba, mein  
 Leben!

Mein Lager soll der Brunn, ich deine Quelle seyn.  
 Es kann dich dieses Bad einst auf den Thron erheben.  
 Komm, komm, und gieb sofort den zarten Willen drein.

## 2) von Demselben.

### Bathseba an David. (abgekürzt)

Kein Blich erhellet mehr die schattenreichen Wälder,  
 Als mich, Durchlauchtigster, dein Schreiben hat beschämt.  
 Es rannte Scham und Blut durch meiner Wangen Felder.  
 Gewiß, ich habe mich zu Tode fast gegrämt.  
 Ich weiß nicht, ob ich werd' ein förmlich's Wort ersinnen;  
 Es irret Kiel und Hand, es zittert Arm und Fuß.  
 Es will die Dinte nicht, so wie sie sollte, rinne,  
 Weil ich mich allzusehr vor David schämen muß.  
 Hat meinen Seelenbau der Fürst entblößt gesehen?  
 Hab ich ihm, wie er schreibt, Brust, Schoos und Haut  
 entdeckt?  
 O Himmel! ach wie wird, wie soll mir nun geschehen?  
 Gewiß, dies Centnerwort hat mich in Tod erschreckt.

Jedoch ich kann mich nicht so, wie ich soll, verstellen;  
 Mein Ungehorsam wär' ein nur verstellter Zwang,  
 Es mag von mir die Welt ein schlimmes Urtheil fällen,  
 So sag ich doch: ich bin durch dich vor Liebe krank.  
 Wer ungehorsam ist, wenn Fürstenaugen winken,  
 Der weiß nicht, was ein Prinz, und was Verhängniß ist.  
 Er weiß den Göttertrank der Wollust nicht zu trinken,  
 Wenn uns ein Heldenmund auf Brust und Wangen küßt.  
 Ich wünsche dir durch mich ein doppeltes Vergnügen;  
 Ich wünsche, daß mein Leib auch Perl und Schwan  
 beschämt.

Kann dieser nur mit Lust in Davids Armen liegen,  
 So hat sich Bathseba vergebens nur geirrt.  
 So bald der Abend wird Burg, Stadt und Feld bedecken,  
 So mach' ich Leib und Geist von Kleid und Sorgen los.  
 Alsdann wird Aug' und Fuß sich nach der Höhe strecken,  
 Und meine Gaben sind die Frucht der glatten Schoos.

### 3) von Christian Gryphius († 1706):

Der Tempel der keuschen Liebe,  
 an Herrn \* \* Hochzeitstage. (abgekürzt)

Ich saß, geehrter Freund, und wollte dieses Fest,  
 Das deine Liebe krönt, mit freier Hand bedienen;  
 Doch weil mich Phöbus nur Cypressen pflanzen läßt,  
 So konnte keine Blum' auf meinem Pindus grünen.  
 Ich griff die Saiten an; doch war kein Freudenhall,  
 Kein angenehmer Ton, kein Brautlied zu verfassen.  
 Es schien, als wollte mich der stete Trauerschall,  
 Nach dem ich singen muß, nichts Schönes singen lassen;  
 Bis mir ein feltner Trieb in Herz und Augen fiel,  
 Den ich, vertrauter Freund, dir jetzt entdecken will.

Ich war, ich weiß nicht wo, doch gänzlich außer mir,  
 In einer andern Welt, auf angenehmen Höhen;

Und sah das schönste Schloß von Jaspis und Porphyrr,  
 In einem Cedernhain vor meinen Augen stehen.  
 Was weiland Rom, Athen und Babel groß gemacht,  
 War hier weit trefflicher und edler vorgestellt,  
 Weil reiche Lieblichkeit und wundervolle Pracht  
 Sich zu der seltenen Kunst und Zierlichkeit gesellet.  
 Das Auge ward entzückt; die Sinne stimmten ein,  
 Und schlossen, dieses Werk muß mehr als menschlich seyn.

Indem ich aber noch an diesem Wunderbau,  
 Der unvergleichlich war, mich freudenvoll ergötze;  
 So hör' ich eine Stimm': Auf, Sterblicher, komm, schau,  
 Wie hoch des Himmels Gunst die reinen Seelen schätze;  
 Halt aber Augen, Hand, Herz, Ohr' und Zunge rein,  
 Und zieh dich völlig ab von Venus geilem Triebe;  
 Hier glänzt ein göttliches Licht, ein Engelgleicher Schein;  
 Hier ist, mit einem Wort, der Tempel keuscher  
 Liebe.

Komm, lerne, daß die Welt und ihr bethörter Bahn  
 Nicht, wie der Himmel will, die Liebe treiben kann.

Damit bewegte sich das diamantne Thor;  
 Die Niegel sprangen ab; ich kam in einen Garten,  
 Der überirdisch war; hier wurden Aug' und Ohr  
 Mit höchster Lust erquickt; die hundertfachen Arten  
 Des schönsten Rosenstocks vermählten ihren Glanz  
 Mit Nelken, Lilien, Violett und Jasminen.  
 Hier stand kein flüchtiger, kein welker Blumenkranz;  
 Die sanfte Frühlingsluft war voller Seraphinen;  
 Die stimmten einen Ton mit Händ' und Lippen an,  
 Dem sich kein Lautenspiel des Orpheus gleichen kann.

Nachdem ich mich genug an diesem Ort erquickt;  
 So hieß ein Seraphin mich, über mein Verhoffen,  
 Noch etwas weiter gehn; wie ward ich hier entzückt;  
 Ich fand, o schönster Blick! den Tempel selber offen.  
 Dritter Theil.



Dies ist des Himmels Schluß. Hiermit verschwand das  
Licht,  
Der Tempel und Altar mit allen Wunderschätzen.  
Ich aber dachte bald, dies liebliche Gesicht  
Dir, werther Herzensfreund, wohlmeinend aufzusetzen,  
Versichert: Trifft der Wunsch nach meinem Willen ein;  
So werd' ich ein Prophet, nicht ein Poete seyn!

4) vom Freih. v. Cronegg († 1758).

Er schrieb, wenige Tage vor seinem Tode, auf sei-  
nem Krankenbette, an einen Freund:

Wann sich ein Keimer untersteht,  
Und deines Croneggs Asche schmäh't;  
So sey dein Amt, sein Herz zu rächen!  
Hier liegt ein Jüngling, kannst du sprechen,  
Der seines Lebens kurze Zeit  
Unschuld'ger Mäusen Scherz geweiht.  
Hätt' ihm die Patze läng'res Leben  
Und wen'ger Flüchtigkeit gegeben;  
So würden seine Schriften rein,  
Und kritisch ausgebessert seyn.  
Die Nachwelt wird ihn zwar nicht nennen;  
Und dies erträgt er ohne Schmerz:  
Doch sollte sie sein Herz recht kennen,  
So schäkte sie gewiß sein Herz.

5) von Blumauer († 1798).

Brief eines strengen Vaters an seinen  
Sohn

Ein strenger Vater schrieb an seinen Sohn:  
„Durch gegenwärt'gen Postillon  
Erhältst du einen Beutel, wohlbespielt  
Mit Thalern, den dir — ohne daß ich's weiß —

Hier deine liebe Mutter schicket.

Nach einem Monat hohlt, wenn du mit Fleiß

Und mit mehr Emsigkeit studirest,

Mit meiner Stutte unsre Magd dich ab.

Besteige sie, sie geht den besten Trab;

Doch hüte dich, daß du sie nicht forcirest.

Von dir ist übrigens die Sage allgemein,

Du könnest nicht ein Wort Latein

Bis Dato sprechen oder schreiben.

Ich sagt' es dir ja immerhin:

Du bist und bleibst ein Eselstopf! „Ich bin

Dein treuer Vater:

Hans von Eiben.“

6) von Karl Wilh. Justi.

An Engelschall. (abgekürzt)

O selig, wem nach Nacht und Stürmen

Entschleiert Gottes Sonne lacht,

Die Wogen sich nun minder thürmen,

Und Ruhe mit dem Tag erwacht:

Doch dreimal selig, wer mit Bonne

Sein Tagewerk vollendet denkt,

Und der entwölkten Abendsonne

Den frohen Blick des Dankes schenkt!

Erkenne dich in diesem Bilde,

Und lächle der Vergangenheit!

Schau froher hin in die Gefilde

Der Zukunft — deine Rosenzeit.

Nun blühet Friede deinen Tagen,

Sie fließen sanft und kummerlos;

Denn Edelsinn und Weisheit tragen

Dich lächelnd in Fortuna's Schoos.

Mir aber hätte nicht vergebens

Ein Genius den Kelch des Lebens.

Gemischt aus Vermuth und aus Weisheit,  
 Um weis' und stilllich gut zu seyn;  
 Und wähnt' ich einsam oft zu gehn;  
 Verlassen, ohne Schutz und Licht;

So führt' er mich doch angesehen, (7

Und gab dem Herzen Zuversicht.

Wohl blühten, Trauer, mir hienieden

Auch Rosen — unsrer Jugend Bahn —

Doch öfter, ach, war mir's beschieden,

Zu wallen auf der Dornenbahn.

Hold schwebst du nun im bleichen, blassen  
 Helldüstere Vergangenheit,

Um meinen Geist! Ein Lustgefilde

Scheint mir das Thal der Jugendzeit,

Es hebt mein Geist sich mit der Sonne,

Wenn sie, vom Wolkenflor enthüllt,

Mit neuem Glanz und Himmelswonnen

Die ganze weite Schöpfung füllt!

So mahlt sich deinen Seherblicken, mit

Freund, nach der kurzen Winternacht,

Die Welt in ungeheurer Pracht,

Wann einst dein Auge, ganz Entzücken,

Beim Urbild' aller Schönheit weilt.

Und hast du spät das Ziel ereilt,

Dann siehst du deinen Engel winken, (8

Der dich in Gottes Eden führt,

Wo deine Seele, tief gerührt,

Wird aus der Lebensquelle trinken?

Auch mir ruft einst mein Engel zu,

Wann meiner Freunde Zähren fließen,

Und sanft sich meine Augen schließen,

Wie Blumen in der Abendruh;

Die bange Wehmuth, spricht er, schweige!



Du, trockne deine Thränen ab;  
Am Hügel steht der Wanderstab,  
Und wird zum Rosenzweige!

7) von v. Thümmel († 1817).

Der Liebhaber an seine junge Geliebte, mit der er schon einige Zeit versprochen war.

Du übertreibst, o Freundin meiner Jugend,  
Den Reiz der Schaam und Sittsamkeit,  
Und in dem Fieber deiner Jugend  
Betrügst du dich um Glück und Zeit.  
Wie lange willst du noch, wie lange  
Das treuste Band der Ehe fliehn,  
Und mir zur Qual im kurzen Uebergange  
Vom Fräulein bis zur Frau — verziehn?  
Du hörst mich nicht? Geliebteste! so höre  
Doch deiner ersten Mutter Rath;  
Sie, die das Maas der jungfräulichen Ehre  
Am richtigsten gemessen hat.  
Als sie der Herr, mit jedem Reiz umgeben,  
Der dich jetzt schmückt, ins Leben rief,  
Bewahrte sie dies jungfräuliche Leben  
So lange nur, als Adam — schlief.

8) von Liedge.

An Rosalia. (Bruchstück)

— — O Freundin, glaub' an diese Lehre:  
Die Tugend ist sich gleich. Du bist  
So groß, so gut in deiner Sphäre,  
Wenn du sie bis zur kleinsten Leere  
Ganz ausfüllst, wie der Seraph ist,  
Der freilich eine größere Sphäre,  
Jedoch mit Sonnenflügeln mißt.

Halbherzigkeit ist augenblicklich,  
Ist nur ein Ton, nicht Melodie;  
Nicht Eine Tugend, Harmonie  
Der Tugenden macht glücklich.

Hier liegt die Kunst, die jeder nennt,  
Die hochgepriesne Kunst, zu leben.  
Das Leben ist ein Instrument,  
Von Gott uns in die Hand gegeben;  
Von ihm zu Wahrheit und Verstand  
Ganz rein gestimmt; nur, Harmonieen  
Für Geist und Herz, daraus zu ziehen,  
Das überließ er unsrer Hand.  
Da leiert freilich mancher Stümper  
An Geist und Herzen, unserm Ohr  
Sein unmelodisches Geklimper  
Nicht ohne eignes Bravo vor.  
Wie lieblich hallt aus Orfedenland  
Die edle Harmonie herüber,  
Die Sophronistus Sohn verstand!  
Wie, Freundin, oder hörst du lieber  
Den Mann von Nazareth, den Mann,  
Der für die Tugend starb? Wohlan!  
Ich folge dir zur Felsenhöhle,  
Wo dieser Göttermuth entschlief,  
Der aus der größten Menschenseele  
Der Tugend Harmonieen rief,  
Ein Leben rief, das durch die Stürme  
Des Schicksals so harmonisch floss,  
So friedlich, wie es in dem Schirme  
Der Zöllnerhütte sich ergoß.  
Ein Geist so hell, ein Herz, vom Stanbe  
Der Pilgerschaft so unbefreut,  
Bereinen sich zur Gütlichkeit,  
An die ich voller Nahrung glaube.

Und dieser Geist, der sich geweiht  
Im Lebensstral der Wahrheit sonnte,  
Ist ein Gestirn, das hell und schön  
Hervortritt, um am Horizonte  
Der Menschheit herrlich aufzugehn.  
Der edle Mann lebt nie vergebens;  
Er geht einst, hemmt sich hier sein Lauf,  
Nach Sonnenuntergang des Lebens,  
Als ein Gestirn der Nachwelt auf.  
O blicke zu dem Mann des Strebens,  
Mit stiller Andacht blick' hinauf!  
Wir sehn ihn unter seinen Freunden,  
Ganz Friede, tragende Geduld;  
Dort steht er mitten unter Feinden,  
Groß, wie der Sieg; sanft, wie die Huld.  
Hier predigt er. Mit welcher Weihung  
Reißt seiner Lehre Geist und Sinn  
Zur Wahrheit seiner Tugend hin!  
Dort spricht er göttliche Verzeihung  
Herab auf eine Sünderin.  
Hier stillt er thränenvolle Klagen,  
Und dort verschmäht er einen Thron.  
Wer ist der Mann, um für den Lohn  
Der Wahrheit Alles das zu tragen?  
Er sagt es selbst — ein Menschensohn,  
Der, weil er anders war und glaubte,  
Als ihm des Wahnes Täuschungsspiel  
Zu glauben und zu seyn erlaubte,  
Zum Opfer seiner Wahrheit fiel.  
Er geht, mit ruhiger Erhebung  
Zum Himmel, den er selbst sich gab,  
Den dunkeln Todesweg hinab;  
Sein letztes Athmen spricht Vergebung  
Auf seine Peiniger herab.

Er fühlt sein Wert. Durch das Getümmel  
 Der Feind' und durch die Todesnacht  
 Drängt dies Gefühl mit Göttermacht,  
 Und strömt in sein: Es ist vollbracht!  
 Den fürchterlich errungenen Himmel.  
 O dieser Zauber hält uns fest;  
 Durchglüht uns, wie ein mildes Feuer;  
 Er reißt uns fort, daß ihren Schleier  
 Die Seel' im Fluge fallen läßt,  
 Und wie in einer Engelsfeier,  
 Wo unter ihr die Sorge wütht,  
 Die nahende Vergött'ung fählt.

### 9) von Müchler.

#### Liebesbrief eines Sprachmeisters.

Mein, es genügt dir nicht ein Brief im Substantiv;  
 Verschönern möcht' ich ihn durch manches Adjectiv;  
 Zu schwach ertönt mein Lied von deinem Nom'nativ,  
 Denn meine Muse steht, ach, stets im Genitiv,  
 Und niemals war für mich Apollo ein Dativ;  
 O, Holde, sey für mich nie ein Accusativ!  
 Taub blieb der Musengott bei meinem Vocativ,  
 Und immer steh' ich nur bei ihm im Ablativ.  
 Nimm meine Huldigung; denn sie ist positiv,  
 Und meine Zärtlichkeit kennt keinen Comp'rativ;  
 Bis zu des Lebens Ziel bleibt sie superlativ.  
 Welch Glück, erschiene sie dir recht indicativ.  
 Stell' auf die Probe sie durch den Imperativ,  
 Sie übertrifft gewiß den höchsten Optativ.  
 In meinem Herzen bleibt die Lieb' infinitiv;  
 Und hiermit schließ' dein Knecht in Demuth seinen Brief.

Geister, Thatsachen u. s. w.) zwar als besondere Glieder des Ganzen mit Bestimmtheit erkannt, zugleich aber auch nach ihrem Verhältnisse zu dem mit hoher Lebendigkeit und Kraft gehaltenen und durchgeführten ästhetischen Ganzen versinnlicht werden. (So v. Schiller die Götter Griechenlands, Man so die Inseln der Seligen, v. Matthiesson Ellysium, Jean Paul viele Naturgemähle, Träume u. a.)

Wenn nun auch die einzelne dichterische Schilderung, je nachdem sie entweder die Versinnlichung unmittelbarer Gefühle, oder die Versinnlichung von Gefühlen enthält, die bald durch Ideen der Vernunft, bald durch Thatsachen der Vergangenheit, bald durch Stoffe aus der Mythologie und Geisterwelt veranlaßt werden, entweder der lyrischen, oder der didactischen, oder der epischen Form der Dichtkunst angehört; so kann doch, eben wegen der großen Verschiedenheit des Ursprungs und der Anregung der individuellen Gefühle, welche der dichterischen Schilderung zum Grunde liegen, diese höchst vielseitige dichterische Form nur in der Ergänzungs-klasse dichterischer Formen aufgeführt werden.

## 65.

## Beispiele derselben.

1) von Jacob Schwieger († nach 1665).  
(Aus s. geharnschten Venus, die er Hamb. 1660 unter dem Namen: Silidor der Dorfferer, herausgab.)

Es ist ein Ort in düsterer Nacht,  
Wo Pech und blauer Schwefel brennet,  
Deß hohler Schlund nie wird erkannt,  
Als wenn ein Bliß ihn heiter macht;

Mit Schlamm und schwarzen Wasserwagen  
Ist sein verfluchter Sitz umzogen.

Megara denkt da Martern aus  
Mit ihren Schwestern, denen Schlangen  
Um die vergift' ten Schläfen hangen;  
Dort ist die Grausamkeit zu Haus;  
Dort wohnet Neid und Widerwillen,  
Man höret da des Cerbers Brüllen.

Sxions Marterrad ist da,  
Und Tantalus, zum Durst verbannet;  
Der Tityus steht ausgespannet,  
Und wünscht, sein Ende wäre nah.  
Dort sind die ausgehöhlten Fässer-  
In Lethens dunklem Todgewässer.

Zu dieser Höhlen ist bestimmt,  
Wer mit der zarten Liebe spottet.  
Wer gegen Amor auf sich rottet,  
Und wilder Venus Waffen nimmt,  
Treibt mit Verliebten Scherz und Possen,  
Wird hier in Ketten eingeschlossen.

Hingegen ist ein grünes Thal,  
Wo die beblühten Wese fühlen;  
Hier höret man von Saitenspielen,  
Von Lust und Freuden ohne Zahl;  
Die Felder blühn in bunten Nelken  
Und Rosen, welche nie verwelken.

Hier wehet eine Zimmetluft;  
Man höret hier ohn' Ende schallen  
Den Schlag der muntern Nachtigallen;  
Hier ist kein Frost, kein Nebelduft;  
Kein Blitz, kein Donnerschlag, noch Regen,  
Zieht schwarzen Wolken hier entgegen.

Hier ist ein milder Liebesstreit;  
 Das junge Volk spielt mit Jungfrauen  
 Auf Elis bunten Silberauen;  
 Scherz, Liebe, Lust und Fröhlichkeit,  
 Vergnügung, Ruh und süßes Lachen  
 Verkürzt ihr unaufhörlich's Wachen.

Wohl dem, der sich der Lieb' ergiebt!  
 Der wird, bekrönt mit Myrthenkränzen,  
 Genießen dieses kurzen Lenzen;  
 Wohl dem, der keusch und treulich liebt!  
 Ihn wird mit Sieg, Triumph und Singen  
 Der bleiche Charon überbringen.

2) von Georg Schottel († 1676).

(Bruchstück aus „der nunmehr hinsterbenden  
 Nymphen Germaniae elendesten Todes-  
 flage“, Braunschw. 1640. 4., wo er die Geister  
 der teutschen Vorfahren redend einführt.)

— Soll dieses Teutschland seyn? So würden sie  
 wohl sagen,  
 Das alte Vaterland, worinnen wir geschlagen  
 Und donnergleich erlegt, wer nur kam übern Rhein?  
 Hie ist das Land ja nicht; es kann gewiß nicht seyn.  
 Es muß sein Scytherland, der Tartaren Gebiete,  
 Ein Land voll Grimmigkeit, erfüllt mit Höllen Wüte.  
 Es ist die Barbarei, da wilde Drachen seyn.  
 Sie speien Feuer, auf daß sie selbst sich äschern ein.  
 Nein, es muß Teutschland seyn! Die Sternen uns nicht  
 trügen.  
 Der Rhein und Elb' ist hie; die Luft selbst kann nicht lügen.  
 Der blau schwarz dicke Harz; schaut, hie ist noch der Ort,  
 Da Varus biß ins Gras. Die Donau läuft noch fort.  
 Hier wurden von der See die Leiber angetrieben,

Nachdem der Römer Volk samt tausend Schiffen blieben,  
 Hier hielt Germanicus! Dort floh hin der Edein!  
 Der Menschenwürger auch, der Cäsar, zog hier hin!  
 Es ist das Land, da wir geboren und erzogen,  
 Und mit der ersten Milch die Tugendlust gesogen.  
 Es wird ohn Zweifel seyn von Grund auf umgetehrt.  
 Wir sehens überall verwüstet und verheert,  
 Der Gallier Gesind, das sehen wir bei Haufen.  
 Dort tritt ein Wälscher her. Schau, wie sie herrisch laufen  
 Die Spanier, recht aus Troß! Hier zieht ein Schotte an;  
 Ein Schwede und ein Finn steht dort beim Engelsmann.  
 Ein Unstern böser Art muß haben dir geleuchtet;  
 Ein giftig reicher Thau hat durch und durch befeuchtet  
 Dich, liebstes Vaterland; bist du nun so veracht,  
 Erbettelst Recht und Schutz vom Glück und fremder Macht!

3) von v. Hoffmannswaldau († 1679).  
 Lobrede auf das liebwertheste Frauenzim-  
 mer. (Bruchstück)

Hochwerthes Jungfernvoll, ihr holden Anmuths-Sonnen,  
 Ihr auserwählter Schmuck, der Haus und Gassen ziert.  
 Wer ist so steinern, der euch nicht hat liegengewonnen?  
 Und welchen habt ihr nicht mit Fesseln heimgeführt?  
 Wer ist so kühn, der darf vor eure Augen treten,  
 Wenn ihr die Waaren habt der Schönheit ausgelegt?  
 Wer will euch, Liebste, nicht als einen Gott anbeten;  
 Weil ihr das Bildniß seyd, das Venus selbst geprägt.  
 Jedoch ich will nur blos ein Theil von dem berühren,  
 Mit welchem die Natur euch herrlich hat versehen.  
 Der Sinnen Schiff soll mich in solche Länder führen,  
 Wo auf der See voll Milch nur Liebeswinde wehn.  
 Die Brüste sind mein Zweck, die schönen Marmorballen,  
 Auf welchen Amor ihm ein Lustschloß hat gebaut;  
 Die durch das Athemspiel sich heben und auch fallen,



Auf die der Sonne Gold wohlriechend Ambra thaut;  
 Sie sind ein Paradies, in welchem Aepfel reifen,  
 Nach deren süßer Kost jedweder Adam lechzt,  
 Zwei Felsen, um die stets des Zephyrs Winde pfeifen,  
 Ein Garten schöner Tracht, wo die Vergnügung wächst;  
 Ein überirdisch Bild, dem alle opfern müssen,  
 Ein ausgeputzt Altar, vor dem die Welt sich beugt;  
 Ein krystalliner Quell, aus welchem Ströme fließen,  
 Davon die Süßigkeit den Nektar übersteigt.  
 Sie sind zwei Schwestern, die in Einem Bette schlafen,  
 Davon die eine doch die andre feinmal drückt;  
 Zwei Kammern, welche voll von blanken Liebeswaffen,  
 Aus denen Cyprisor die goldnen Pfeile schießt.  
 Sie sind ein zäher Leim, woran die Sinne kleben;  
 Ein Feuer, welches macht die kältesten Herzen warm;  
 Ein Bezoar, der auch Entseelten giebt das Leben;  
 Ein solcher Schatz, vor dem das Reichthum selbst ist arm.  
 Ein kräftigs Himmelsbrod, das die Verliebten schmecken;  
 Ein Alabasterhaus, so mit Rubinen prahlt;  
 Ein süßer Honigseim, den matte Seelen lecken;  
 Ein Himmel, wo das Heer der Liebessterne strahlt;  
 Ein scharf geschliffen Schwert, das tiefe Wunden hauet,  
 Ein Rosenstrauch, der auch im Winter Rosen bringt;  
 Ein Meer, worauf man der Sirenen Kräfte schauet,  
 Von denen das Gesäng bis in die Seele dringt.  
 Sie sind ein Schneegebirg, in welchem Funken glimmen,  
 Davon der härteste Stahl wie weiches Wachs zerfleußt;  
 Ein wasserreicher Teich, darinnen Fische schwimmen,  
 Davon sich sattfam ein verliebter Magen speist.  
 Sie sind der Jugend Lust, und aller Kurzweil Bunder,  
 Ein Kranz, in welchem man die Keuschheitsblume sieht;  
 Sie kürzen Langezeit, und stiften eitel Wunder,  
 Weil beides Glut und Schnee auf ihrem Throne blüht.  
 Sie sind ein Blasebalg, ein Feuer aufzufachen,

Das durch kein Mittel nicht kann werden ausgelöscht.  
 Zwei Beete, wo Rubin und Marmel Hochzeit machen,  
 Wo süße Mandelmilch der Rosen Scharlach wäscht.  
 Ein werthes Heiligthum, das keusche Lippen küssen,  
 Vor dem sich Herz und Knie in tiefster Demuth neigt;  
 Ein Meer, aus dem sich Lust und Lieblichkeit ergießen;  
 Ein Bergwerk, dessen Grund zwei Demantsteine zeigt. u. s. w.

4) von v. Lohenstein († 1683).

Siegesfranz der auf dem Schauplaze der  
 Liebe streitenden Röthe. (abgekürzt)

Schwarz.

Ihr Schwestern, unser Glanz führt in sich Anmuths-  
 quellen,

Nährt Zunder reiner Brunst, hat Dele süßer Blut.

Doch können wir uns nicht in gleichen Reihen stellen;

Der steht der Vorzug zu, die größte Wunder thut.

Welch Richter soll nun nicht für mich sein Urtheil fällen?

Mein Stral zermalmet Erz, macht brennend Eis und Blut.

Wenn kalte Seelen soll'n der Liebe Wirkung fühlen,

Muß mein liebäugelnd Bliß aus meinen Wolken spielen.

Weiß.

Kein düstrer Schatten gleicht sich hellen Sonnenstralen;

Mein Glanz tilgt deinen Dunst, mein Schimmer deine

Nacht.

Der schöne Himmel muß mit meinem Silber prahlen;

Schau, wie die weiße See mit meinen Perlen lacht.

Marziß und Lilie muß den Schoos der Erde mahlen;

Was schön ist in der Welt, wird weiß ans Licht gebracht.

Aus der versprühten Milch der Juno mußten werden

Die Milchstraß' im Gestirn, und Lilien auf der Erden.

Roth.

Gebt Schwestern mir den Preis im holden Liebestriege;

Der Liebe Blut läßt sich in Schnee nicht hüllen ein.

Dritter Theil.

Die Purpurnuschel war der Venus erste Wiege;  
 Cupido muß gesäugt mit rothen Flammen seyn.  
 Selbst die Natur steckt aus Merkmale meiner Siege,  
 Des Himmels Garten blümt der Sterne rother Schein.  
 Mit Rosen prangt die Welt, das Wasser mit Korallen,  
 Wenn alle drei verliebt einander woll'n gefallen.

#### Schwarz.

Sagt, wie ihr dort und da geborgte Farben nehmet;  
 Wenn ihr entfärbt seyd, scheint mein nie erbleichend Licht.  
 Der Schnee erblaßt vor mir, die Röthe steht beschämt,  
 Wenn ein verliebter Stral aus schwarzen Augen bricht.  
 Aus diesen Wolken wird der Liebe Blik gesämet;  
 Es fährt aus heller Luft, aus Regenbogen nicht.  
 Der Liebe Zeughaus ist in diese Nacht gebauet,  
 Wo man mehr Sonnenschein, als nicht am Tage, schauet.

#### Weiß.

Wenn meine Lilien gleich nicht woll'n den Rosen weichen,  
 Da, wo die Braut von sich der Liebe Samen streut;  
 So muß mein Silber doch nur vor der Röth' erbleichen,  
 Wo ihren reinen Geist der süße Trieb erfreut.  
 Jedoch ich werde noch des Ruhmes Zweck erreichen,  
 Wenn, süßes Paar, mein Trieb euch noch was Lust verleihet.  
 Weil sich mein Schnee nicht wird von euern Gliedern  
 trennen,  
 Wird süßer Liebesreiz in euern Herzen brennen.

#### Roth.

Kommt, Schwestern, kränzet mich mit Ros- und Myr-  
 then-Zweigen;  
 Komm, Venus, opfere den goldnen Apfel mir.  
 Weil meine Flamme muß die Liebesfackel zeugen;  
 So zieht ihr Nymphen mich jetzt allen Farben für.  
 Es kann die keusche Braut nicht meinen Trieb ver-  
 schweigen,  
 Der Wangen Röthe mahlt den Liebsten ab in ihr.

Ja morgen wird die Braut durch Schamröth' uns entdecken,  
Daß starke Liebestraft im Rothen müsse stecken.

5) von Joh. Nic. Götz († 1781).

### Die Welt.

Die Welt gleicht einer Opera,  
Wo jeder, der sich fühlt,  
Nach seiner lieben Leidenschaft  
Des Lebens Rolle spielt.  
Der Eine steigt die Bühn' hinauf  
Mit einem Schäferstab;  
Ein Andrer, mit dem Marschallsstab,  
Sinkt, ohne Kopf, herab.  
Wir armer guter Pöbel stehn  
Verachtet, doch in Ruh,  
Vor dieser Bühne, gähnen oft,  
Und sehn der Frage zu.  
Die Kosten freilich zahlen wir  
Fürs ganze Opernhaus;  
Doch lachen wir, mißrath' das Spiel,  
Zulezt die Spieler aus.

6) von Gotter († 1797).

### Die Neuvermählte an ihrem Hochzeitballe.

Leicht schwebt durch die Reihen, die staunend sich trennen,  
Leicht schwebt sie am Arme des Liebenden hin,  
Gott Hymens jüngste Priesterin.  
Raum wagen's die Mädchen, sie Schwester zu nennen;  
Mit forschenden Blicken und träuterem Sinn  
Umarmen die Weiber die neue Geweihte;  
Die Männer beneiden dem Sieger die Beute;  
Den Jünglingen drängen, im Taumel der Lust,  
Sich Seufzer der Sehnsucht aus klopfender Brast.

So feiert, im Schauspiel, das Jauchzen der Menge,  
 Bewillkommenen Tänze, begrüßen Gesänge  
 Ein glückliches Paar, im entscheidenden Act.  
 O schwebt, von gefühlvollen Zeugen umgeben,  
 So leicht und harmonisch auf Blumen durchs Leben;  
 Den Ton gebe Freundschaft, und Liebe den Tact!

7) von Schubart († 1791).

### Die Messiade.

Willst du dich auf gen Himmel schwingen,  
 Und hören, was die Engel singen,  
 Und hören, was Jehova spricht;  
 So lies dies himmlische Gedicht!

Willst du den Mittler hangen sehen,  
 Ach, auf des Schädelberges Höhen,  
 Mit jammerbleichem Angesicht;  
 So lies dies christliche Gedicht!

Willst du in Glut und Schwefelmeeren  
 Das Brüllen der Satane hören,  
 Gedrückt vom Fluch und vom Gericht;  
 So lies dies schreckliche Gedicht!

Willst du gesalbte Männer, Frauen,  
 Und Mädchen, gleich den Engeln, schauen,  
 Getreu der gottgeweihten Pflicht;  
 So lies dies heilige Gedicht!

Willst du, bei Harmonie der Sphären,  
 Die teutsche Sprache donnern hören  
 Mit fellsensplitterndem Gewicht;  
 So lies dies Vaterlandsgedicht!

Willst du in süßen Sympathieen,  
 Voll Ahnung jenes Lebens, glühen,  
 Und wünschen, daß dein Auge bricht;  
 So lies dies göttliche Gedicht!

## 8) von Jean Paul.

— Die Pyrenäen ruhten groß, halb in Nächte, halb in Tage gekleidet, um uns, und bückten sich nicht, wie der veraltende Mensch, vor der Zeit, sondern erhoben sich ewig, und ich fühlte, warum die Alten die Gebirge für Giganten hielten. Die Häupter der Berge trugen Kränze und Ketten von Rosen aus Wolken gemacht. Aber so oft sich Sterne aus dem leeren tiefen Aethermeere herausdrängten, und aus den blauen Wolken glänzten; so erblickten Rosen an den Bergen und fielen ab. Nur das Mittagshorn schaute, wie ein höherer Geist, lange der tiefen einsamen Sonne nach und glühte entzückt. Ein tieferes Amphitheater aus blühenden Citronenbäumen zog uns mit Wohlgerüchen auf die eingehüllte Erde zurück, und machte aus ihr ein dunkles Paradies. Und die Nachtigallen wachten in den Rosenhecken am Wasser auf, und zogen mit den Tönen ihres kleinen Herzens tief in das große menschliche. Und glimmende Johanniskwürmchen schweiften um sie von Rose zu Rose; und im spiegelnden Wasser schwebten nur fliegende Goldkörner über gelbe Blumen. — Aber da wir gen Himmel sahen, schimmerten schon alle Sterne, und die Gebirge trugen, statt der Rosenketten, ausgelschte Regenbogen, und der Riese unter den Pyrenäen war statt der Rosen mit Sternen gekrönt. — O müßte dann nicht jeder entzückten Seele seyn, als falle von der gedrückten Brust die irdische Lust, als gebe uns die Erde aus ihrem Mutterarme reif in die Vaterarme des unendlichen Genius, — als sey das leichte Leben verweht? — Wir kamen uns wie Unsterbliche, und erhabener vor; wir wäbnten, das Sprechen über die Unsterblichkeit habe bei uns den Anfang der unsrigen bedeutet.

## 9) von Dehlenschläger.

## Johannes in der Wüste.

Fort, fort, ihr Otterngezüchte, fort!  
 Berpestet mit Nebeln nicht die heilige Luft!  
 Fort! Suchet im Moore den Wohnungsort!  
 Nistet tief, tief in der Felsenluft!  
 Aber fort, daß der Blüthenduft  
 Samenschwanger befruchte den Ort.  
 Flieht, gehorcht meinem Wort.

In euern Nebeln nistet nur Laster und Tod;  
 Ihr verschleiert das steigende Morgenroth,  
 Erstickt, wie Herodes, die Kindelein,  
 Damit der Heiland nicht soll gedeihn.  
 Aber er gedeiht! ich künd' es euch an.  
 Fort! daß er wachsen und blühen kann!

Brauset, ihr Eichen, und schüttelt das lockige Haar.  
 Krachet tief in die mächtigen Wurzeln hinein;  
 Laut will ich zornig im Winde schrein,  
 Damit das Gesindel verzage gar.

Es sterbe, was nicht befördert des Lebens Heil.  
 An Baumes Wurzel lieget das Beil,  
 Und welcher Baum der nicht gedeiht —  
 Den hau' ich um und werf' ihn weit;  
 Weit, ohn' alle Barmherzigkeit!

Fort vom Ort!  
 Ihr Schlangen, ihr Molch', ihr Kröten!  
 Bald wird Sonne die Luft erwärmen, erröthen,  
 Becken im Waldsgrün unzählige Flöten,  
 Euch mit euern Dünsten tödten.  
 Darum flieht  
 Weit vom Gebiet.  
 Fort, gehorcht des Zornes Lied!

## 10) von Ludw. Tieck.

## Bruchstück aus der „Frühlingsreise.“

— Nie vergißt der Frühling wieder zu kommen,  
Wenn Störche ziehn, wenn Schwalben auf der Wiese sind.  
Raum ist dem Winter die Herrschaft genommen;  
So erwacht und lächelt das goldne Kind.

Dann sucht er sein Spielzeug wieder zusammen,  
Das der alte Winter verlegt und verstört;  
Er puzt den Wald mit grünen Flammen,  
Der Nachtigall er die Lieder lehrt.  
Er rührt den Obstbaum mit röthlicher Hand;  
Er klettert hinauf die Aprikosenwand;  
Wie Schnee die Blüthe noch vor dem Blatt ausdringt;  
Er schüttelt froh das Köpfchen, daß ihm die Arbeit gelingt.

Dann geht er, und schläft im waldigen Grund,  
Und haucht den Athem aus, den süßen;  
Um seinen zarten rothen Mund  
Im Grase Biol' und Erdbeer sprießen.  
Wie röthlich und bläulich lacht  
Das Thal, wann er erwacht!

In den verschloßnen Garten  
Steigt er über's Gitter in Eil,  
Mag auf den Schlüssel nicht warten;  
Ihm ist keine Wand zu steil.

Er räumt den Schnee aus dem Wege,  
Er schneidet das Burbaum-Gehege,  
Und feiert auch am Abend nicht;  
Er schaufelt und arbeitet im Mondenlicht.

Dann ruft er: wo säumen die Spielkameraden,  
Daß sie so lange in der Erde bleiben?  
Ich habe sie alle eingeladen,  
Mit ihnen die fröhliche Zeit zu vertreiben.



Die Lilie kommt und reicht die weißen Finger;  
 Die Tulpe steht mit dickem Kopfschuß da;  
 Die Rose tritt bescheiden nah,  
 Aurtelchen und alle Blumen, vornehm und geringer.

Der bunte Teppich ist nun gestickt:  
 Die Liebe tritt aus Jasminlauben hervor.  
 Da danken die Menschen, da jauchzt der Vögel ganzes Chor;  
 Denn alle fühlen sich beglückt.

Dann küßt der Frühling die zarten Blumenwangen,  
 Und scheidet und sagt: ich muß nun gehn;  
 Da sterben sie alle an süßem Verlangen,  
 Daß sie mit welken Häuption stehn.

Der Frühling spricht: Vollendet ist mein Thun,  
 Ich habe schon die Schwalben herbestellt,  
 Sie tragen mich in eine andre Welt;  
 Ich will in Indiens duftenden Gefilden ruhn.

Ich bin zu klein, das Obst zu pflücken,  
 Den Stock der schweren Traube zu entkleiden,  
 Mit der Sense das goldene Korn zu schneiden;  
 Dazu will ich den Herbst euch schicken.

Ich liebe das Spielen, bin nur ein Kind,  
 Und nicht zur ernsten Arbeit gesinnt;  
 Doch wenn ihr des Winters überdrüssig seyd,  
 Dann komm' ich zurück zu eurer Freud',  
 Die Blumen, die Vögel, nehm' ich mit mir,  
 Wann ihr erntet und keltert, was sollen sie hier?  
 Ade! Ade! ist die Liebe nur da,  
 So bleibt euch der Frühling ewiglich nah!

### 11) von Schink.

#### T y r a n n e n t o d.

Das Angesicht vom Schrecken bleich,  
 Von Nacht das Aug' umgeben,

Lag ein Tyrann in kaltem Schwets,  
Und rang mit Tod und Leben.  
Starr stand das Hofgesind' um ihn,  
Still, wie des Grabes Höhle.  
Er aber zuckte, röchelte,  
Und sträubend floh die Seele.

Als sie empor fuhr, schwebt' auf sie  
Mit blutigem Gefieder  
Aus düstern, nächtlichem Gewölbe  
Ein Todesengel nieder.  
Dem hochgeschwungenen Schwert entfuhr  
Ein ganzes Meer von Flammen.  
„Mir nach — erscholl des Rächers Ruf —  
Und höre dich verdammen!“

Sie folgte. Abermals rief's laut:  
„Hier weile! Dir vorüber  
Gehn deines Lebens Thaten jetzt,  
Sieh, und verzweifle drüber.  
Der Spiegel der Vergangenheit  
Sinkt deinen Augen nieder,  
Und jede That des Unrechts kehrt  
In dein Gedächtniß wieder!“

Also geschah's. Geschändeter,  
Erwürgter Unschuld Jammer;  
Entweihete Mysterien  
In stiller Tugend Kammer;  
Hier eine Kindesmörderin,  
Dort, zugesellt den Todten,  
Ein überschmachtet treues Weib  
Umschwebten den Despoten.

Dann sah er sich auf seinem Thron,  
Und an des Thrones Füßen  
Ein bleiches ausgemergelt Volk

Für seine Prachtsucht büßen.  
 Er trank der Unterthanen Fleiß  
 Aus funkelnden Pokalen,  
 Fraß seines Landes fettes Mark  
 Bei seinen Königsmahlen!

Sah ein unendlich Leichenfeld  
 Im ungerechten Kriege;  
 Vernahm des Elends Angstgeschrei  
 Bei jedem seiner Siege;  
 Geheul um ihn, und Ströme Bluts,  
 Und Schädel, halb gebrochen,  
 Wollt' er entfliehn, und stürzt', und sank  
 Bleich unter Todtentknochen.

„Verdammt, rief jeder Schädel laut.  
 Fluch, rauschte jede Welle  
 Des Blutstroms um ihn, Ungeheu'r!  
 Hinab, hinab zur Hölle!“  
 Er stürzt, umzischt vom Rächerschwert,  
 Umblickt von seinen Flammen;  
 Und alle Knochen rasselten  
 Hoch über ihm zusammen!

## 66.

## d) Die Parabel und Paramythie \*).

Die Parabel enthält die Darstellung einer Handlung, die das Sinnbild einer höhern Wahrheit der Vernunft oder eines sittlichen Grundsatzes

---

\*) Die Allegorie und Vision, die, als selbstständige dichterische Ganze betrachtet, auch hier aufgeführt werden konnten, sind bereits, in der Lehre von den Tropen, Th. 1. S. 461 und 465 theoretisch und practisch erläutert worden.

in sich einschließt, unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. So wie das Gleichniß aus einer fortgesetzten und durchgebildeten Vergleichung entsteht; so die Parabel aus einem völlig durchgebildeten Gleichnisse. Sie trägt den Charakter des Epischen, weil sie eine Handlung in den Mittelpunkt der Darstellung stellt; allein sie ist auch der didactischen und lyrischen Dichtkunst nahe verwandt, weil sie die Handlung nicht ihrer selbst wegen, wie der epische Dichter, sondern als Versinnlichung einer Vernunftwahrheit oder eines ewig gültigen Grundsatzes der Sittlichkeit, unter der bildlichen Hülle darstellt, und weil dieser von der selbstthätigen Einbildungskraft bewirkten freien Versinnlichung eine hohe Bewegung des Gefühlsvermögens zum Grunde liegt, ohne welche die Parabel überhaupt nicht das Gepräge der Dichtkunst tragen könnte. Dadurch unterscheidet sich denn auch die Parabel wesentlich von der Allegorie und der Fabel. Denn die Allegorie (Th. 1. S. 461) nennt den eigentlichen Gegenstand, der versinnlicht werden soll, nicht selbst, sondern läßt ihn unter einem ihm völlig entsprechenden Bilde erscheinen; auch ist es nur zufällig, wenn die Allegorie eine Vernunftwahrheit oder einen sittlichen Grundsatz versinnlicht, weil sie auf gleiche Weise auch das Gegenbild von etwas Mythischen, Geschichtlichen u. s. w. ästhetisch vollendet aufstellen kann. Noch bestimmter unterscheidet sich die Parabel von der Fabel (S. 49.), deren eigenthümlicher Charakter auf der Versinnlichung menschlicher Handlungen und Zustände in dem, der menschlichen Freiheit verwandten, Kreise des Instinkts beruht.

Die Paramythie, von Herder mit diesem Namen belegt, und (in s. zerstreuten Blättern)

in vielen gelungenen Formen ausgeprägt, enthält die ästhetisch vollendete Darstellung eines Individuums, einer Begebenheit, oder einer Handlung, die den orientalischen oder griechischen Mythen des Alterthums angehören, mit einer modernen Deutung und Beziehung. Die Paramythie hat durchgehends eine epische Unterlage; allein gewöhnlich waltet in ihr der Ton des Gefühls noch stärker vor, als in der Parabel.

Beiden, der Parabel und Paramythie, ist es wesentlich, daß ihr Ausdruck natürlich, einfach und ungekünstelt sey, damit auch der Verstand und das Gefühl des Volkes und der Jugend den gemeinten Gegenstand, oder die versinnlichte Wahrheit, unter der sinnbildlichen Hülle sogleich wiedererkenne, und diese, vermittelt der vollendeten ästhetischen Form, einen desto tiefern Eindruck auf das Gefühlsvermögen hervorbringe.

## 67.

## Beispiele der Parabel und Paramythie.

## a) der Parabel.

## 1) von Krummacher.

## Der Blinde.

Ein Blinder stand mit aufgerichtetem Haupte in den Stralen der milden Frühlingssonne. Ihre Wärme durchströmte seine Glieder, und ihr Glanz senkte sich auf die dunkeln Globen seines Angesichts, das er unverwandt ihr darbot.

O du unbegreifliches Lichtmeer! rief er aus, du Wunder der allmächtigen Hand, die dich erschuf, und auf deiner herrlichen Bahn dich leitet. Aus dir strömet ewige

Fülle, Leben und Wärme, und nie verfliehet deine Kraft!  
Wie groß muß der seyn, der dich gebildet hat!

So sprach der blinde Mann. Seine Rede vernahm  
ein Anderer, der neben ihm stand. Und es befremdeten  
ihn die Worte des Blinden. Deshalb begann er und  
fragte: Wie kannst du das Gesehn des Tages bewun-  
dern, und siehest es nicht?

Da antwortete der Blinde und sprach: Eben darum,  
mein Freund. Seit das Licht meiner Augen verdunkelt  
und der Glanz der Sonne mir verschlossen ward, nahm  
ich sie in meine Seele auf! Jedes Gefühl ihrer Nähe  
läßt sie in mir selbst aufgehen, und ihren Glanz in  
meinem Innern leuchten. Ihr aber schauet sie nur, wie  
alles, was ihr täglich sehet, mit leiblichem Auge!

## 2) von Hamann.

### Frage und Antwort.

„Wie kommt's doch, daß von allen Blumen, die  
Auf Feld und Ager blühn, so wenig nur  
Den Wohlgeruch, den süßen Duft uns weihn,  
Der dieses Weilchen hier so werth uns macht?  
Sie trinken alle doch denselben Thau,  
Denselben Stral der Sonne und des Mond's;  
Sie sprossen alle ja aus Einem Schoos,  
Und Eine Mutter ist es, die sie nährt!“ —

So sprach der Jüngling zu dem weisen Mann.

„Wie kommt's, mein Sohn, erwiedert der, daß von  
Den Menschen nicht ein Jeder Wohlgeruch  
Zum Himmel schickt durch edle, gute That?  
Hat die Natur doch Keinen je veräußt!  
Es leuchtet Jedem ja die Sonne mild,  
Und milder noch der Mond. Für Jeden schmückt  
Die Erde sich mit goldner Frucht. Es wölbt

Für Jeden sich der blaue Aether, weht  
 Mit kräft'gem Lebenshauch um seine Stirn.  
 Es flimmert Jedem doch der Stern des Rechts,  
 Und Jedem schallt die Stimme des Gefühls!"

## b) der Paramythie.

### 1) von v. Herder.

#### Der sterbende Schwan.

„Muß ich allein denn stumm und gefanglos seyn?  
 sprach seufzend der stille Schwan zu sich, und badete  
 sich im stillen Glanze der schönsten Abendröthe; beinahe  
 ich allein im ganzen Reiche der gefiederten Schaaren.  
 Zwar der schnatternden Gans und der gluckenden Henne  
 und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimmen  
 nicht; aber dir, o sanfte Philomele, beneide ich sie,  
 wenn ich, wie festgehalten durch dieselbe, langsamer  
 meine Wellen ziehe, und mich im Abglanze des Himmels  
 trunken verweile. — Wie wollte ich dich singen, gol-  
 dene Abendsonne! dein schönes Licht und meine Selig-  
 keit singen, mich in den Spiegel deines Rosenantlitzes  
 niedertauchen und sterben.“

Entzückt tauchte der Schwan nieder, und kaum  
 hob er sich aus den Wellen wieder empor, als eine leuch-  
 tende Gestalt, die am Ufer stand, ihn freundlich zu sich  
 lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgensonne,  
 der schöne Phöbus. „Reusches, liebliches Wesen, sprach  
 er, die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner  
 verschwiegenen Brust nährtest, und sie konnte dir nicht  
 eher gewährt werden.“

Kaum hatte er das Wort gesagt; so berührte er den  
 Schwan mit seiner Leier, und stimmte auf ihr den Ton  
 der Unsterblichen an. Entzückend durchdrang der Ton  
 den Vogel Apollo's, und aufgelöst und ergossen sang

er in die Satten des Gottes der Schönheit, dantbar froh besingend die schöne Sonne, den glänzenden See, und sein unschuldiges seliges Leben. Sanft, wie seine Gestalt, war das harmonische Lied; lange Wellen zog er daher in süßen entschlummernden Tönen, bis er sich — im Elysiun wieder fand, am Fuße des Apollo in seiner wahren himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der sanft seine Glieder auflösete; denn er hatte den Ton der Unsterblichen gehört, und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dantbar schmiegte er sich an den Fuß Apollo's und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, die sich in süßem Gesange ihm nach zu Tode geklaget. Die Göttin der Unschuld nahm beide zu ihren Lieblingen an; das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet.

Gedulde dich, stilles, hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen konntest, giebt dir der Augenblick deines Todes!

## 2) von v. Herder.

### Die Sterne.

Müde und matt war Daniel von seinen Gesichten der Zukunft, die ihm so oft seine Kraft genommen, und ihn mit Schauder erfüllet hatten; als endlich Einer aus dem Rathe der Wächter zu ihm sprach: „Gehe hit, Daniel, und ruhe, bis das Ende komme, daß du aufstehest in deinem Theile am Ende der Tage!“

Gelassen hörte Daniel das räthselhafte Wort und sprach zu dem Manne, der neben ihm stand: „Weinest du, Herr, daß diese Gebeine werden wieder grünen?“ Und der himmlische Bote nahm ihn bei der Hand, und zeigte ihm den Himmel voll leuchtender Sterne. „Viele,



sprach er, so unter der Erde schlafen, werden erwachen; die Lehrer aber werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, so viel zum Guten gewirkt haben, wie die unvergänglichen Sterne.“ — Er sprach, und berührte ihn mit seiner Rechte, und Daniel entschlief unter dem Anblicke des Himmels und seiner hellleuchtenden ewigen Sterne.

## 68.

## e) Der Dialog und Monolog.

Obgleich der Dialog und Monolog nach ihrer Abwechselung und Aufeinanderfolge, und beide durchgeführt nach dem Gesetze der Form, eine Grundbedingung der äußern Ankündigung der dramatischen Dichtkunst sind; so beschränken sie sich doch keinesweges allein auf die dramatische Form. Sie können eben so in die epische, wie in die didactische und lyrische Dichtkunst abwechselnd eingelegt werden, um eine höhere Mannigfaltigkeit der Form und ein verstärkteres Interesse an derselben zu vermitteln; sie können auch zur ästhetischen Selbstständigkeit erhoben und als größere, für sich bestehende Kunstformen, durchgeführt werden. Nach dieser ästhetischen Durchführung und Gestaltung unterscheiden sie sich völlig von der bloß mündlichen Unterhaltung; und je nachdem durch sie entweder unmittelbare Gefühle, oder Ideen und Wahrheiten der Vernunft, oder wichtige Vorgänge des menschlichen Lebens versinnlicht werden, nähern sie sich bald mehr der lyrischen, bald mehr der didactischen, bald mehr der epischen Dichtkunst.

Erscheint der Dialog als eine selbstständige Kunstform; so wird durch ihn entweder eine

reichere Mannigfaltigkeit, Schattirung und Abwechslung im Tone und Ausdrücke derselben Gefühle, oder die Versinnlichung gewisser einander entgegengesetzter Gefühle, Wahrheiten oder Thatfachen (die Versinnlichung eines ästhetisch durchgeführten Antagonismus) beabsichtigt und bewirkt, weil die Verschiedenheit und der Contrast dieser Gefühle, Wahrheiten und Thatfachen durch ihre Gegeneinanderstellung am bestimmtesten vergegenwärtigt wird.

So wie aber die poetische Epistel gegen den zum Sprachgebiete der Prosa gehörenden Brief sich verhält; so verhält sich auch der ästhetische Dialog zum gewöhnlichen Gespräche bei der mündlichen Unterhaltung. Je specieller nämlich der prosaische Brief und die mündliche Unterhaltung sind; desto mehr entsprechen sie ihrem Zwecke. Dagegen stellen die poetische Epistel und der ästhetische Dialog idealisirte Menschen auf, die namentlich im Dialoge als Repräsentanten der gesammten Menschheit, oder doch als Repräsentanten einzelner Gattungen, Klassen und Stände derselben geschildert werden. Daher kann der Dialog eben so das Gefühl der Liebe, nach seiner verschiedenartigen Ankündigung in den beiden Geschlechtern der Menschengattung, wie den Kampf zweier einander entgegengesetzten (religiösen oder politischen) Ansichten und Systeme darstellen, so, daß die schöpferische Einbildungskraft des Dichters besonders an der glücklichen Erfindung, gelungenen Haltung und erschöpfenden gegenseitigen Stellung und Durchführung der Eigenthümlichkeit der einander entgegengesetzten Individuen und Charaktere, nach der Ankündigung ihrer Gefühle, Grundsätze, Ansichten und Meinungen, erkannt wird. Ob nun gleich

durch die ästhetische Versinnlichung dieses Antagonismus menschlicher Gefühle, Grundsätze und Handlungen das gemischte Gefühl der Lust und Unlust in dem Anschauenden angeregt und unterhalten wird; so soll sich doch dasselbe, in dem Augenblicke der Vollendung der Form, durch die an die Stelle dieses Antagonismus getretene Harmonie, in ein siegendes Gefühl der Lust auflösen.

Der Monolog, als eine selbstständige ästhetische Form, beruht auf der Versinnlichung und vollendeten Durchführung eines stark angeregten Gefühls, oder einer mächtig emporstrebenden Leidenschaft. Denn nur eine hohe Bewegung des Gefühls- oder des Bestrebungsvermögens kann den Zustand bewirken, daß der Mensch, der allein ist, durch lautes Sprechen sein inneres subjectives Leben gleichsam objectivisirt, weil er der Sprache bedarf, um dem Dränge und Kampfe in seinem Innern Luft zu machen. — Ob nun gleich auch jedes Gebet als ein in sich vollendeter Monolog betrachtet werden kann (und Reinhard, Zollikofer, Marezoll u. a. treffliche Gebete in diesem Sinne aufgestellt haben, die aber zunächst zur Sprache der Beredsamkeit gehören); so findet sich doch der Monolog am häufigsten in der dramatischen Dichtkunst, wo derselbe, sobald ihn die schöpferische Kraft des Dichters an den rechten Ort versetzt und zur ästhetischen Gediegenheit erhebt, von hoher psychologischer und dramatischer Wirkung ist. (Viele Idyllen Geßners gehören in den Kreis der Monologe. Unter den neuern Tragikern sind die Monologe Schillers in den Räubern, im Fiesko, im Wallenstein, in der Jungfrau von Orleans, — Goethe's, Müllers u. a. allgemein bekannt.)

69.

## Beispiele des Dialogs und Monologs.

## a) des Dialogs.

## 1) von Rosegarten († 1818).

## Das Geständniß.

Theon und Theano.

Theano.

Weg ist sie, Gottes Sonne! Wohlthun müde,  
 Und wie die Tugend ruhig, schlief sie ein.  
 O wiegte diese Ruh, o lullte dieser Friede  
 Mich in den langen Schlummer ein!

Theon.

Schön sank sie hin, die Starke, Hohe, Große,  
 Und steigt bald wieder schimmernder empor.  
 So blüht Theano einst aus der Verwesung Schoosse  
 Verschönert und verjüngt herdor.

Theano.

Wie glüht der Westen! Theon steh, wie wallen  
 Die rothen Fluten um der Sonne Grab!  
 Es regnet Rosen, Theon; Diamanten fallen  
 Aus jenem Duftgewölk' herab.

Theon.

Und regnen einstens diese Rosen, fallen  
 Des Thaues Perlen einst auf meinen Stein;  
 Wird auch Theano wohl zu Theons Hügel wallen  
 Und Blumen auf den stillen streun?

Theano.

Wie sagst du, Theon? — Ach die klare Bläue,  
 Die, wie ein wogend Lichtmeer, uns umschwillt!  
 Wie diese laute Flut, wie diese Füll' und Freue  
 Des matten Herzens Lethjen stillt!

Theon.

Dies matte Herz lechzt, Beste, nach dem Lande,  
Wo das Verhängniß sich der Lieb' erbarmt;  
Wo alles Zwanges los, und ledig aller Bande  
Sich selig Seel' und Seel' umarmt.

Theano.

Siehst du den regen Punct hoch in den Lüften?  
Hörst du der Lerche wirbelnd Abendlied?  
Jetzt schweigt sie, kreist herab auf thauberauschte Tristen,  
Und sinkt ins hochbegraste Ried!

Theon.

Die Glückliche! Sie lebt ein seligs Leben.  
Ihr kürzt den Tag, die süße Harmonie;  
Die süßre Nacht verwallt ihr zephyrleicht und eben  
Am Busen der geliebten Sie.

Theano.

Zurück du Rascher! Worde nicht das Weilchen,  
Von Thau und Düsten schwer hinabgedrückt!  
Verstreue deinen Duft, verblühe, frommes Weilchen,  
Von meinem Finger ungepflückt.

Theon.

Du wolltest Florens Lieblingskind verachten?  
Mißgönnen wolltest ihm den Stolz, die Lust,  
Sein Leben auszublühn, sein Daseyn auszuschmachten  
An eines Engels reiner Brust?

Theano.

Wie meinst du, Theon? — Theon, welche Frische!  
In Amboina's Würzen schwebt die Lust!  
Die kleebeblünte Flur, die thaubesprenkten Büsche,  
Sie träufeln Balsam, strömen Duft.

Theon.

Es ist der Liebe Hauch, der um uns säuselt,  
Es ist der Liebe Athem, der uns kühl,

Der Liebe Lispel ist's, der deine Locken kräuselt,  
Und fächelnd um die Wangen spielt!

Theano.

Ja wohl ist's Abglanz einer ew'gen Güte,  
Die in den rothen Wolken dort sich mahlt.  
Wohl ist es Kraft und Huld, die uns aus jeder Blüthe,  
Aus jedem Halm entgegen stralt!

Theon.

Und die mir stralt in dieser Wangenblüte,  
In dieser Augen himmelblauem Licht;  
O wandellose Huld, o anspruchslose Güte,  
Die jedem dieser Zug' entspricht!

Theano.

Ja schön bist du, du unsers Lebens Wiege  
Und einstens unser Grab! — Ach wenn ich nun  
An deiner kalten Brust, du gute Mutter, liege;  
So laß mich schuldlos an dir ruhn!

Theon.

Ja schön ist unser Stern im Frühlingsgrüne.  
Doch schöner ist ein menschlich Angesicht,  
Wann leise aus jedem Zug', und laut aus jeder Miene  
Der Seele hohe Schönheit spricht.  
Die Flur erschließt sich lauen Regengüssen,  
Der Blume Kelch dem jungen Morgenlicht;  
So fühlt zu solcher Huld mein Herz sich hingerissen,  
Und liebt' gern und — darf es nicht.

Theano.

Und darf nicht, Theon? — Wonne, Theon, Wonne!  
Sie schlägt die Sängern, die Nachtigall!  
Entzücken, das mich schwilt, bist du noch Erdenwonne?  
Bist du nicht Eden, sel'ges Thal?

Theon.

Ja Eden ist es. Wo du weilst, ist Eden,  
Und wo du lächelst, blüht Elysium.

Ach lächle nicht so hold; dein Lächeln täuscht den Blöden,  
Und wandelt ihn zum Helden um.

Horch, wie sie stödet! Weckt kein leises Sehnen,  
Kein süßes Ahnen dieser Ton in dir?

Du wendest dich? du weinst? Was deuten diese Thränen,  
Was weissagt dies Erblassen mir?

Nein, länger, länger duld' ichs nicht. Zu brechen  
Droht dieses Herz, zurückgedrängt in sich —  
Laß, theure Seele, laß das große Wort mich sprechen:  
Theano, ach, ich liebe dich!

## 2) von v. Schiller.

### Brutus und Cäsar.

#### Brutus.

Gey, willkommen, friedliches Gefilde,  
Nimm den letzten aller Römer auf.  
Von Philippi, wo die Mordschlacht brüllte,  
Schleicht mein gramgebeugter Lauf.  
Cassius, wo bist du? — Rom verloren?  
Hingewürgt mein brüderliches Heer?  
Meine Zuflucht zu des Todes Thoren!  
Keine Welt für Brutus mehr!

#### Cäsar.

Wer mit Schritten eines Niebesiegten  
Wandert dort vom Felsenhang? —  
Ha! wenn meine Augen mir nicht lügten,  
Das ist eines Römers Gang! —  
Eifersohn, von wannen deine Kelse?  
Steht sie noch die Siebenhügelstadt?  
Oft geweinet hab' ich um die Waise,  
Daß sie nimmer einen Cäsar hat!

#### Brutus.

Ha! du mit der drei und zwanzigfachen Wunde!  
Wer rief, Todter, dich ans Licht?

Schaudre rückwärts zu des Orkus Schlunde,  
 Stolz der Weiner! — triumphire nicht!  
 Auf Philippi's eisernem Altare  
 Raucht der Freiheit letztes Opferblut;  
 Rom verröthelt über Brutus Wahn,  
 Brutus geht zum Minos — Kreuch in deine Flut!

Cäsar.

O, ein Todesstoß von Brutus Schwerte;  
 Auch da — Brutus — du?  
 Sohn, es war dein Vater — Sohn — die Erde  
 War' gefallen dir als Erbe zu.  
 Geh — du bist der größte Römer worden,  
 Da in Vaters Brust dein Eisen drang;  
 Geh, — du weißt's nun, was an Lethe's Strande  
 Mich noch bannte; —  
 Schwarzer Schiffer, stoß vom Lande!

Brutus.

Vater, halt — im ganzen Sonnenreiche  
 Hab' ich Einen nur gekannt,  
 Der dem großen Cäsar gleiche;  
 Diesen Einen hast du Sohn genannt.  
 Nur ein Cäsar mochte Rom verderben;  
 Nur nicht Brutus möchte Cäsar stehn!  
 Brutus will Tyrannengut nicht erben.  
 Wo ein Brutus lebt, muß Cäsar sterben;  
 Geh du linkwärts, laß mich rechtwärts gehn!

### b) des Monologs.

von Heydenreich († 1801).

Lebewohl an die Jugend. (abgekürzt)

Sie ist verschwunden die blühende Zeit des Lebens,  
 die Periode des Frohsinns und harmloser Heiterkeit. —  
 Welche unvergeßliche, genussvolle Stunden hat sie mir



gewährt! Stunden, nach denen noch im späten Alter dieses Herz sich zurücksehnen wird.

Wie war alles um mich her so lachend und heiter! Welches schöne Bündniß knüpfte der Zauber der Hoffnung zwischen Gegenwart und Zukunft! Mit Freude begrüßte der Jüngling den Morgen, und mit lieblichen Schwärmereien sagte er dem sinkenden Tage das Lebewohl.

Jetzt bin ich Mann, und sehe zurück in das verschwundene Gefilde der Vergangenheit; die Erinnerung stellt mir ihre Scenen mit lebhaften Zügen dar. Es war der wichtigste Zeitraum des Lebens, der Zeitraum, von welchem das Glück der übrigen Lebensalter am meisten abhängt; der Zeitraum, in welchem der Mensch eine Richtung bekommt, die ihn meistens sein ganzes irdisches Daseyn hindurch begleitet.

Dichter, ihr nennt die Jugend einen Traum; aber sie ist es nur zum Theil. Träume sind die Freuden des Jünglings; aber keine Träume seine Thaten. O diese Thaten haben ein ewiges unveränderliches Daseyn im sittlichen Reiche; sie verschwinden nicht, bekommen durch keinen Zauber der Phantasie und Erinnerung eine andere Gestalt; ihre Verwandlung ist auch für die Allmacht eines Gottes nicht möglich.

Habe ich dich oft entweiht, edle Blüthenzeit des Lebens; was kann ich mehr, als mit Reue an deine Grenze knien, und mit Thränen mir selbst die Tilgung jedes Fleckens schwören, der die Menschheit herabwürdigt. Kann ich mehr, als mit Vorsätzen, in der Laufbahn der Männlichkeit fortschreiten, fest und innig genug, um mir das Leben unerträglich zu machen, wann ich sie je verlasse? —

Lebe denn wohl, holder Morgen des Lebens! Schweb mir oft vor im Bilde der Erinnerung, und führe die beseligende Hoffnung mit dir, daß jenseits des Grabes

dem Erweckten eine Jugend aufdämmert, schöner noch, als diese. —

## 70.

## f) Die Satyre.

Da das Satyrische, als ästhetische Eigenschaft, bereits (Th. 1. S. 413) unter den untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form aufgeführt und mit zwei Beispielen belegt worden ist; so muß hier der Satyre als einer selbstständigen dichterischen Form gedacht werden, deren ästhetischer Charakter auf der Verbindung derjenigen Merkmale, an welchen das Satyrische als Eigenschaft des Schönen erkannt wird, zur vollendeten Einheit der Form beruht. Die Satyre enthält nämlich die Versinnlichung des Contrastes, in welchem gewisse bestimmte Unvollkommenheiten der intellectuellen und sittlichen Welt zu den höchsten Idealen des Wahren, Schönen und Guten stehen, unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. Da jedes Ideal höher steht, als die Wirklichkeit; so muß schon an sich die Wirklichkeit, bei dem Zusammenhalten mit dem Ideale, jedesmal verlieren; noch mehr aber, wenn die dichterisch geschilderte Wirklichkeit einen reichhaltigen Stoff in Hinsicht der Verirrungen des menschlichen Verstandes oder der menschlichen Freiheit darbietet. Nothwendig muß die Versinnlichung des hoch über den Kreisen des menschlichen Lebens stehenden Ideals ein Gefühl der Lust, so wie die Ankündigung der menschlichen Verirrungen von diesem Ideale ein Gefühl der Unlust anregen und lebendig erhalten, bis dieses gemischte Gefühl der Lust und Unlust zuletzt, im

Augenblicke der Vollendung der ästhetischen Form, bei dem entschiedenen Siege des Ideals über alles Unvollkommene, Beschränkte und Unsittliche, das im Contraste mit dem Ideale in der Wirklichkeit erscheint, in einem Uebergewichte des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust endigt. — Soll die Satyre diese Wirkung hervorbringen; so muß der Stoff derselben ästhetisch darstellbar seyn, und die Form als vollendete Einheit erscheinen. Es ist aber nicht jede Unvollkommenheit der intellectuellen Welt, und nicht jede Verirrung der sittlichen Freiheit ästhetisch darstellbar, obgleich die letztern dem Gebiete der philosophischen Sittenlehre angehören; vielmehr sind nur diejenigen Unvollkommenheiten und Verirrungen des Menschen ein ästhetischer Stoff für die Satyre, welche von dem Dichter zur Einheit der Form erhoben werden, und das Anwogen des Gefühls der Lust und der Unlust gegen einander bewirken können. Da dies bei dem Pasquill nicht möglich ist; so wird das Pasquill ganz von der Satyre ausgeschlossen. Eben so wird die persönliche Satyre nur selten gelingen, und Liscov's Satyren stehen deshalb im Ganzen so tief, weil sie fast durchgehends persönlich waren. Der dichterische Gehalt der Satyre beruht vielmehr darauf, daß sie im Allgemeinen den Abstand der Wirklichkeit von dem Ideale versinnlicht, und die entarteten Individuen, Stände und Klassen des menschlichen Geschlechts, meistens unter angenommenen Namen, nach ihren Fehlern schildert, und dadurch als Vertreter der beeinträchtigten Rechte der Sittlichkeit erscheint. — Dem Tone nach kann die Satyre bald strafend, bald lachend seyn, je nachdem sie den Gegensatz des Ideals und der Wirklichkeit entwe-

der mit der Geißel des bitteren Ernstes, oder mit der Geißel des schneidenden Spottes hervorhebt; auch wird die Satyre unter beiden Ankündigungen das gemischte Gefühl der Lust und der Unlust, und zuletzt den völligen Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust bewirken, sobald die schöpferische Kraft des Dichters sie zur Einheit und ästhetischen Vollendung der Form erhob.

## 71.

## Beispiele der Satyre.

## 1) von Rachel († 1669).

## Probe einer bösen Sieben. (abgekürzt)

Nichts Bessers, als ein Weib, ist, wie mich dünkt,  
auf Erden;

Auch kann nicht Bößers, als ein Weib, gefunden werden.

Sie trägt beiderlei, Kreuz, Unglück, Glück und Heil,

Milch, Honig, Gift und Gall in ihrem Busen feil,

Und hat in einer Hand, gleichwie die Kinder pflegen,

Zu spielen Pinkewink, Lust, Leben, Fried' und Regen,

Und in der andern Hand Jorn, Tod, Gluck, Haß und Zank.

Ach, solches Pinkewink bringt Schmerz sein Lebelang.

Wer diese Hand ergreift; der kriegt nicht nur die Hände,

Ja vielmehr Haus und Hof voll Kreuz und voll Elende.

Was sag' ich Haus und Hof? Es muß was Mehrers seyn,

Ist doch die ganze Welt vor Weiberjorn zu klein.

Wann der, wie oft geschieht, hat überhand genommen;

So soll der Teufel selbst aus seiner Hölle kommen,

Und hohlen jedermann, auf den sie zornig sind,

Hund, Kaze, Kuh und Kalb, Knecht, Magd, Mann

und das Kind.

Da hebt das ganze Haus vom Reifen an zu saufen,

Als wie die wüsten Wind' im wilden Meere brausen.  
 Ihr Rachen thut sich auf, wirft Feuer aus und Gift;  
 Die Zähne beißen sich, die braune Zunge kist,  
 Die donnert, hagelt, flucht, läßt nichts sonst von sich  
 spüren,

Und machet ein Geschrei, als zwanzig Bauern führen.  
 Sie hüpfst, sie rennt, sie springt, als wie ein rasend Pferd,  
 Ist gleich die Sach' oftmals nicht eines Dreiers werth.  
 Wenns hoch kommt, ist die Kas' ihr in den Topf gekrochen,  
 Und hat den Topf geleck't und ungefähr zerbrochen;  
 Die Köchin hat das Fleisch versalzen und verwürzt,  
 Auch ist der Essigkrug beim Ofen umgestürzt.

Wann nun der frommen Frau die Bosheit ist vergangen;  
 So kommt ihr wieder an ein Sehnen und Verlangen  
 Nach Hoffahrt. Ist dies nicht, spricht sie, die neueste Tracht?  
 Man hat sie nur jekund aus Frankreich mitgebracht,  
 Mein herzer Mann, seht doch, wie schön steht der die Mütze;  
 Mein Herzensmännchen seht, wie hübsch ist diese Spitze.  
 Mein Rock ist hier ganz kahl, ich muß mich drinnen schämen!  
 Was werd' ich immermehr für Farbe wieder nehmen?  
 Roth, grün, blau, gelb und schwarz, die sind gar zu gemein;  
 Wenn ich was haben soll, so hab' ichs gern allein.  
 Dem armen Mann wird bang. Er sitzt dort, wie auf  
 Kohlen;

Was hilfts? Sie läßt nicht ab, er muß den Beutel hohlen.  
 Ob er sich noch so sehr mit vielen Worten wehrt;  
 So muß er geben her, so viel sie nur begehrt.  
 Nun Beutel, ei, ei, ei; jetzt wirst du müssen schwitzen;  
 Gieb Geld zur neuen Pracht; gieb Geld zur Mütz' und  
 Spitzen,

Gieb ganz her, was du hast, die Frau hält stürmisch an;  
 Ach gieb, gieb bald! sollt' auch der letzte Heller dran.  
 Wann nur der Kaufmann hat das Geld; so sitzt die Doctz,  
 Und sperrt sich, prangt und prahlt in ihrem bunten Rode.

Das Maul wacht endlich auf, will auch versorget seyn:  
 Wo ist das beste Bier? wo ist der beste Wein?  
 O Mann, seyd doch nicht so ein arger Pfennigdrucker;  
 Gebt Geld! ich hätte gern Citronen, Wein und Zucker.  
 Mir ist fürwahr nicht wohl, mir schaudert gar die Haut;  
 Ich aß zuvor zu viel fett Fleisch und Sauertraut.  
 Geh Magd, und laß mir stracks ein gut paar Kuchen backen.  
 Der arme Mann sitzt dort, und klauet sich im Nacken.  
 Doch wann er freundlich ist; so krieget er den Rand  
 Vom Kuchen, und was sonst daran ist abgebrannt.  
 Dies alles ging noch hin, als: Banketiren, trinken,  
 Auch keisen, wenn sie nur den Hund nicht ließe hinken.  
 Bald blüht das Kieh, bald kräht ein junger stolzer Hahn;  
 Es find't sich auch wohl oft ein Kammercapellan,  
 Der sich mit dieser Frau fein Tag und Nacht ergötzet,  
 Wodurch dem armen Mann ein Horn wird aufgesetzt,  
 Und ihm in seinem Hut zehn Krempen machet ein;  
 Doch muß der gute Mann damit zufrieden seyn.  
 Dies ist die Probe nun an einer bösen Sieben,  
 Wie sie auf der Capell der Laster abgetrieben!

## 2) von Benj. Neufirch († 1729).

### Auf einen neuen Doctor. (abgekürzt)

Zum öftern hab' ich schon der Thorheit nachgedacht,  
 Warum die kluge Welt erkaufte Narren macht,  
 Und jüngst hat ein Athen, wo große Männer leben,  
 Dir dummen Eselskopf den Doctorhut gegeben.  
 Du bist kein Philosoph; als Weiser thätest du  
 Dies andern, was du willst, das man dir selber thu;  
 Du würdest deine Frau nicht, wie der Teufel, plagen,  
 Und, wie ein Lumpenhund, dich mit den Mägden schlagen.  
 Du bist kein Weltmann nicht; dieweil du nicht verstehst,  
 Warum du deiner Frau zur linken Seite gehst;

Das heißt: du sollst dein Weib nicht treiben, sondern  
führen,

Und sie mit Höflichkeit, nicht mit Gewalt regieren.

Du bist kein Medicus; sonst nähmst du in der Pein  
Ein treibendes Klystier für deine Würmer ein.

So hast du auch nicht viel in Gottes Wort vergessen;  
Sonst würdest du dein Thun nach dem Gewissen messen.

Du bist auch kein Jurist; denn wer das Recht erklärt,  
Der weiß wohl, daß das Weib nicht einen Mann ernährt,

Und daß, soll eine Frau der Haushaltung befehlen,

Man ihr die Krüge nicht muß aus der Kammer stehlen.

Was Henker bist du denn? — Ein Narr, der nichts  
gelernt;

Ein Flegel, der nur drischt, was Andre eingeernt.

Und gleichwohl bist du doch ein großer Doctor worden?

Erhabner Eselkopf, man kommt nicht in den Orden,

Wo man bei dieser Zeit nicht Künste mit sich bringt,

Und, wenn die Kunst gebricht, von großer Zahlung singt.

Wie geht es denn nun zu? — Das Geld hat dich er-  
hoben;

Das Geld, das dir, wie Roth, oft in der Hand ver-  
stoben,

Das deines Vaters Fleiß mit vieler Müh gehegt,

Und du schon, eh er starb, mit Schanden angelegt.

Drum fängst du nach der Zeit dich endlich an zu grämen,

Und dachtest, ich muß mir nur ein liebes Weibchen nehmen,

Die, weil ich armer Schelm in Büchern nichts gethan,

Und alles Geld verschluckt, mich noch erhalten kann.

Das Glück war dir hold, du wurdest angenommen;

Dein Titel hat ein Weib, nicht aber du bekommen.

Nun hast du, was du willst; du lebst, wie dir's gefällt,

Die Frau ernähret dich, ihr Vater schafft dir Geld;

Die Braten müssen dir fast in die Gurgel fliegen.

Du kannst den ganzen Tag im Bette schnarchend liegen.

Du bist mehr Raß' und Aff', als einem Menschen gleich,  
 Die Lippen hängen dir, die Wangen werden bleich,  
 Dein Kinn ist zugespitzt, gleichwie die Bauernhüte,  
 Die Nase kommt mir vor, wie eine Krämertüte,  
 In welche man ein Pfund Rosinen schütten kann.  
 Dein Gang ist abgeschmackt, und jedes Wort zeigt an,  
 Daß du ein garstigs Thier in deinem Busen trägest,  
 Und dennoch brummest du, wenn du dich schlafen legest;  
 Du brummest, wann du wachst; du brummest, wann  
 du stehst;

Du brummest, wann du frisst; du brummest, wann du  
 gehst.

Ihr Musen, was habt ihr in euerm Rath gedacht,  
 Als ihr ein solches Thier zu einem Doctor macht?  
 Ach, hört doch einmal auf der Erde vorzulügen,  
 Sonst wird der beste Mann kein schönes Weibchen kriegen.

### 3) von Rabener († 1771).

#### Ein Traum von den Beschäftigungen der abgeschiedenen Seelen. (abgekürzt)

— Mir träumte, ich sey gestorben. Ich sah den  
 Körper, von dem sich meine Seele getrennt hatte, mit  
 eben der Gleichgültigkeit liegen, mit welcher man eine  
 abgelegte Redoutenmaske ansieht. Ich werde nicht gern  
 sehen, wenn mir jemand hierin widersprechen, und läug-  
 nen wollte, daß eine Seele ihren Körper so gleichgültig  
 ansehen könnte. Bei mir ist dies gar nicht unwahr-  
 scheinlich, besonders da mein Körper eben nicht so ge-  
 baut gewesen, daß er mich zu einer merklichen Eigen-  
 liebe bewogen hätte. Ich berufe mich hierin auf den  
 guten Geschmack meiner verstorbenen Frau, welche in  
 ihrem Leben viele Körper gekannt hat, in deren Um-  
 gange sie weit mehr Annehmliches und Artiges zu finden



vermeinte, als bei mir. Ich verlange also, daß man wenigstens meiner Frau glaube, wenn auch mein Zeugniß verdächtig seyn sollte. In Sachen, welche die Körper und Menschengesichter angehen, kann man dem Ausspruche solcher Frauenzimmer, wie mein liebes Weib war, sicher trauen; in andern Dingen hingegen, welche den Verstand betreffen, bin ich gar wohl zufrieden, daß man gründliche Beweise fordere.

Sobald ich meinen erblaßten Körper vor mir sah; so eilte ich zu meinem Schreibepulte. Das habe ich gedacht, wird die erbitterte Chloris aus Nachbegierde rufen; die mürrischen Gelehrten werfen uns beständig den Nachttisch vor, und vielmals begehen sie doch vor ihrem Schreibepulte eben diejenigen Schwachheiten, welche man an uns vor unserm Nachttische kaum wahrnehmen wird. Mit ihrer Feder und Dinte treiben sie mehr Eitelkeiten, als wir mit unsrer Schminke und mit dem Brenneisen. In ihren Schriften bewundern sie vielmals ihre prächtige Größe und gelehrte Schönheit mehr, und doch mit weniger Gewißheit, als wir uns in Spiegeln. Ihre Eigenliebe, ihr Stolz, ihre Begierde, Andern zu gefallen, ihre Eifersucht — —

Es ist alles wahr, Chloris; aber jetzt will ich weiter erzählen. Auf meinem Pulte lag der Entwurf zu einer Schrift, welchen ich noch am Abende vorher zu Papiere gebracht hatte. Ich wollte mich mit aller der Hitze, welche mir und vielen Gelehrten so natürlich ist, der Feder bemächtigen, um zum Troste meiner kritischen Mitbrüder diese wichtige Schrift zu Stande zu bringen. Allein, wie groß war mein Entsetzen, da meine abgeschiedene Seele, als ein Geist, nicht vermögend war, die Feder aufzuheben, noch weniger aber zu schreiben! Siebenmal, und noch siebenmal bemühte ich mich, zu schreiben; aber allemal umsonst. Ich schlug die Hände

über dem Kopfe zusammen, und bedauerte wegen dieses unerseßlichen Verlustes meiner entworfenen Schrift den Verleger, mein Vaterland, die Nachwelt; ja ich würde sagen, daß ich mich selbst bedauert hätte, wenn es unter uns Gelehrten eingeführt wäre, in diesem Punkte offenerzig zu seyn. Genug, ich sah, daß es mit meiner Gelehrsamkeit aus war, weil ich nicht mehr schreiben konnte. Das Einzige, was ich zu meiner Beruhigung that, war, daß ich zum Bücherschrante eilte, und mit einer recht väterlichen Zärtlichkeit alle diejenigen Bücher übersah, welche durch meine unermüdeten Hände ihr Daseyn erhalten hatten.

Vielleicht würde ich in dieser Stellung noch lange geblieben seyn, wenn ich nicht das freudige Schrecken wahrgenommen hätte, welches meine ungeduldigen Erben überfiel. Sie eilten so hungrig zu meinem Bette, als wenn ein Raub auszuthellen wäre. Ist er todt? ist er auch wirklich todt? schrien sie. Ja, endlich einmal ist er im Ernste todt. Geschwind schickt nach dem Sarge, daß wir ihn unter die Erde bringen, — antwortete ein Better von mir, und eine Ruhme, welche durch mein Absterben alle diejenigen Tugenden zu erben hoffte, welche gewisse gründliche Liebhaber bei ihr züthier vergebens gesucht, und ihr um deswillen die Freiheit zu ihrem großen Verdrusse nicht geraubt hatten. Diese Ruhme vergoß viele Thränen, und seufzte mit lauter Stimme: Der ehrliche Better! Tröste ihn Gott! Es ist ihm recht wohl! Wir wollen ihm seine Ruhe gönnen!

Dieses war die Lösung zum Plündern. Den ersten Sturm hatte meine Geldcasse auszustehen. Meinen Meisern und meinem Geräthe ging es eben so. Bis hieher hatte ich meinen Erben ganz gelassen zugehört. Als ich aber merkte, daß es über meine Papiere hergehen sollte; so fing ich an zu zittern. Alles ward aufs sorgfältigste

Dritter Theil. 30

durchgesucht. Gegen alle Briefe, in denen die Worte standen: leiſte gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe, hatten ſie eine andächtige Ehrfurcht. Endlich traf die Reihe meine gelehrten Concepte, welches mich recht wüthend machte. Ich eilte voll Verzweiflung hinzu, ſie zu vertheidigen. Vielleicht aber würde ich dennoch unvermögend geweſen ſeyn, wenn nicht meiner Schweſter Sohn, ein Meiſter von ſieben freien Künſten, wider ſeinen Willen mir beigekommen, und das ganze Paket unter den Tiſch geworfen hätte, mit der Verſicherung: es ſey nur Maculatur. Der Ignorant!

Als meine Erben noch mit dieſer Hausſuchung beſchäftigt waren, merkte ich einen Haufen von Bedienten, welche im Namen ihrer Herrſchaften ein gewiſſes Compliment herſagen mußten, das ſie das herzliche Beileid nannten. Die Bekümmerniß über meinen Tod mochte in der ganzen Stadt gleich ſtark und allgemein ſeyn; denn ihre Formulare endigten ſich alle mit den Worten: daß der Himmel den betrübten Hinterlaſſenen dieſen empfindlichen Verluſt durch anderweltige Glückfälle reichlich erſetzen möchte!

Nunmehr ward alles zu meiner Beerdigung veranſtaltet. Man eilte damit ganz ungewöhnlich, und gab Geld über Geld, mich aus dem Hauſe zu bringen. Dieſes geſchah unter einer anſehnlichen Begleitung.

Man brachte meinen Körper in die Kirche, mit Beobachtung aller der kläglichen Gebräuche, ſo diejenigen verdienen, welche ein rühmliches Ende nehmen und Mittel hinterlaſſen. Zuletzt trat noch ein Redner auf, welchem meine Erben in einem verſiegelten Päckchen vorher alle meine Tugenden begreiflich gemacht hatten. So zufrieden ich jederzeit in meinem Leben mit mir ſelbſt geweſen bin; ſo zweifelhaft war ich doch bei dieſer Lob- und Trauerrede, ob ich es auch wirklich ſey, welchen er

meine. Ich sah mich in der ganzen Kirche um, in der Meinung, vielleicht noch eine andere Leiche zu finden, auf welche alle diese Lobeserhebungen gehen sollten; ich fand aber dergleichen nirgends, und merkte, daß ich es selbst im ganzen Ernste seyn mußte. Er nannte mich einen großen, berühmten, gründlich gelehrten Mann, eine Stütze der Wissenschaften, seinen Mäcenaten. Und das mochte noch gehen. Für zwölf Ducaten war es eben nicht zu viel. Endlich aber machte er es zu arg. Er schwor, und er schwor mit einer solchen Heftigkeit, daß er ganz braun im Gesichte ward; er schwor, sage ich, daß ich zwar ein großer Gelehrter, aber noch ein größerer Menschenfreund, ein starker Beförderer der schönen Künste und Wissenschaften, aber noch ein weit stärkerer Vertheidiger der Wittwen und Waisen gewesen wäre. Meine vergnügte und beglückte Ehe sey eine sichtbare Vergeltung dieser seltenen Tugenden gewesen. „Dreschet hervor! rief er, brechet aus eurer Gruft hervor, ihr vermoderten Gebeine der weiland hochedelgebohrnen Frauen, Frauen“ — Himmel, wie erschrock ich, daß er meine verstorbene Frau citirte. Ich floh, ohne mich umzusehen. Ich floh vor Angst zur Kirche hinaus, und aus Furcht, die hochedelgebohrnen Gebeine möchten mir nachkommen, schwang ich mich in die Höhe. — —

#### 4) von Joh. Dan. Falk.

Jeremiade des ehrwürdigen Vaters Joseph Hyacinth Ignatius. (abgefürzt)

Mein lang verhaltner Groll bricht endlich aus!  
 Leer ist der Tempel, voll das Opernhaus;  
 Kein Fürst vertauscht mit frommem Pilgerstabe  
 Sein Diadem, und wallt zum heiligen Grabe.  
 Der Schloßbarbier scherzt über Salomo's

Enthaltſamkeit, und über Jericho's  
 Kriegsexpedition und alte Mauern;  
 Ihm wiehern Beifall halbherauschte Bauern.  
 O was erleb' ich noch für Herzeleid!  
 Irrglaube herrſcht im Lande weit und breit.  
 Wem liegt noch was an ſeinem Seelenheile?  
 Nur ſelten labt mich eine Wildpretſteule,  
 Ein Eberſkopf, vom Schloßhof oder Amt  
 Mir zugeſandt im ſauern Predigtamt.  
 Wer kümmert ſich um Gott und ſeine Diener?  
 Vor Zeiten weckte mich der Gänſ' und Hühner  
 Geſchnatter oft noch vor dem Morgenroth;  
 Jetzt in Gehöſt' und Stall iſt alles todt.  
 Und präparir' ich mich aus der Poſtille,  
 Stört mich nicht mehr das liebliche, Gebrülle.

• Beglückter Mann, der feſt am Glauben hält!  
 Groß iſt ſein Erbtheil ſchon in dieſer Welt.  
 Voll Demuth nimmt er den Verſtand gefangen;  
 Ihn quält kein Zweifel, roth ſind ſeine Wangen;  
 Sanft iſt ſein Morgenschlaf und friſch ſein Blut,  
 Er lieſt nur wenig, und verdauet gut.  
 Der Atheiſt wälzt ſchlaflos ſich im Bette,  
 Und grübelt, und vertrocknet zum Skelette.  
 Uns tränkt der Herr mit ſeinem Segensborn,  
 Giebt unſern Bäumen Obſt, dem Acker Korn,  
 Giebt unſerm Tiſche Fleiſch, dem Becher Trauben,  
 Dem Bett' — ihr wißt wohl was — dem Geiſte Glauben.  
 Selbſt David war ja nicht von Schwachheit rein;  
 Wie? und ich Staub, ich Wurm, ich ſollt' es ſeyn?  
 Die Liebe lauſcht am Thron' und am Altare;  
 Ich war erſt dreißig, Klärchen ſechszehn Jahre.  
 Ihr Vater ſtarb, ich nahm mich ihrer an.  
 Und welcher Pfarrherr hätt' es nicht gethan?  
 Die ſanftgewölbte Bruſt, die ſchwarzen Haare,

Der Rosenmund — vor seinem Stufenjahre,  
Wen ließe wohl ein solch Madonnchen kalt?  
Und wie gesagt, ich war erst dreißig alt:  
Da trat die holde Dirn' herein ins Zimmer,  
Mit einer Anmuth, ich vergeß' es nimmer,  
Bot sie mir guten Tag, vor Schüchternheit  
Erröthend. Ich sprang gleich voll Freundlichkeit  
Entgegen ihr. — Mit sanftgebognem Nacken  
Trat sie zurück. Ich kniff sie in die Backen.  
Sie pflückt' am Schürzchen, sah zur Erde hin.  
Lieb Klärchen, werde meine Schaffnerin,  
So hat ich sie, mit lauten Herzensschlägen;  
Mein schönes Klärchen hatte nichts dagegen.  
Den Sonntag nickt' ich ihr blos freundlich zu.  
Den Montag hieß ich sie vertraulich Du.  
Den Dienstag küßt' ich sie. Roth sah sie nieder;  
Die Mittwoch küßte sie mich zärtlich wieder.  
Den Donnerstag drang sie auf einen Schür;  
Ich schenkt' ihr Freitags eine Perlenschnur;  
Sonnabends wagt' ich kleine Schäkereien,  
Allein sie weint', und wollt' um Hülfe schreien.  
Drob ward ich Sonntags etwas aufgebracht.  
Es war gerade tief um Mitternacht,  
Da zog ein Wetter auf; ich lag im Bette.  
Es blitzt; drauf knarrt die Thür; im Nachcorsette,  
Ein Lämpchen in der Hand — zwölf mocht' es seyn —  
Schlüpft sie, gleich einer Heiligen, herein.  
Herr Pater, sprach das holde Kind mit Zittern:  
Ich bin nicht gern allein bei Ungewittern;  
Ich hab' euch wach geglaubt, verzeiht! — Ich bot  
Ihr liebeich meine Hand; sie ward blutroth  
Und sträubte sich. Ich zog sie sanft herüber;  
Die Lamp' erlosch, der Donner ging vorüber.  
Der Mond schien hell; sie seufzte zärtlich, ach!

Der Geist war willig, doch das Fleisch war schwach.  
 Neun Monden drauf that Klärchen eine Reise;  
 Denn kurz — es ging ihr nach der Weiber Weise.  
 Indessen stieß kein Beichtkind sich daran.  
 Ich blieb ein unbescholtner, heil'ger Mann.  
 Nun wuchs mein Muth; nun ward ich täglich freier;  
 Mein Dorf gab Stoff zu süßem Abenteuer,  
 Und manches giftiges und faul Geschwätz,  
 Ihr Brüder, muß der Lehrer im Geseß  
 Um Christi und der Kirche willen leiden.  
 Deisterei macht Alt und Jung zu Heiden.

O heil'ger Nepomuk, Dominicus,  
 O Augustin, o Sanct Ignatius,  
 Laßt eure Söhne Gnade vor euch finden!  
 Schützt uns den Glauben — und die fetten Pfründen!  
 O dreimal heil'ge Inquisition,  
 Bist du auf ewig unsrer Erd' entfloh'n?  
 O holde Himmelstochter, steig' hernieder!  
 Bau' die in Schutt zerfall'nen Klöster wieder!  
 Gebenedeite, komm' im Blutgewand,  
 Mit Beil und Folterzang' in deiner Hand!  
 Furchtbare Glaubensbräucherin, erschein',  
 Und Asche, Todtenschädel und Gebein.  
 Bezeichne deinen Schritt. O welch ein Schimmer!  
 Du steigst herab. Ein klägliches Gewimmer  
 Tönt aus den Grüften der Gewürgten hohl,  
 Und dumpf entgegen dir, von Pol zu Pol.  
 Wohin ich schau, da schlagen knatternd Flammen  
 Rund über Kegerleichname zusammen.  
 Triumph! hier wird der Gottesläugner Kant,  
 Dort Pred'ger Zöllner in Berlin verbrannt.  
 Hier schleppt man Maimon aus der Synagoge;  
 Dort bebt am Holzstoß Trapp der Pädagoge.  
 Mit ihnen lodert manch verruchtes Buch

Empor, dem Herrn ein lieblicher Geruch,  
 Vertilgt auf ewig sind die Menschenrechte;  
 Wohin ich schau', Bartholomäusnächte.  
 Herr, Schizach wird beim Papst Historicus,  
 Und hat den Vortritt beim Pantoffeltuß.  
 Von Predigtstößen schwißt nun Dresß' an Presse;  
 Statt Mara psalmodir' ich eine Messe.  
 Der heil'ge Vater herrscht vom Tajoström  
 Bis an den Rhein. Nun wimmelt es in Rom  
 Von Indianern, Galliern und Polen,  
 Die sich Reliquien und Abtaß hohlen. —  
 O Augustin, o heil'ger Busenbaum,  
 Gewähr' Erhörung diesem schönen Traum!

## 72.

## g) Die Parodie und Travestirung.

Obgleich die Parodie und Travestirung als selbstständige ästhetische Ganze sich anfündigen, und auch als solche beurtheilt werden; so unterscheiden sie sich doch von allen andern dichterischen Formen dadurch, daß sie ein bereits vorhandenes dichterisches Kunstwerk mit einem ernsthaften Charakter voraussetzen, und ihr ästhetischer Treffpunkt und Gehalt von dem Verhältnisse abhängt, in welches sie, als spätere Kunstwerke, in dieser bereits vorhandenen Kunstform treten. Soll aber die Parodie und Travestirung von ästhetischer Wirkung seyn; so muß das parodirte oder travestirte Kunstwerk sowohl nach seiner Grundidee, als nach seiner Haltung und Durchführung, ja selbst nach vielen einzelnen Stellen und Ausdrücken so bekannt seyn, daß der Leser der Parodie und Travestirung sogleich dasselbe sich vergegenwärtigt. Denn eben diese stillschwei-



gende Vergleichung beider Kunstformen durch die Einbildungskraft vermittelt das hohe Interesse an der Parodie und Travestirung, sobald nämlich beide in ästhetischer Hinsicht als vollendete Formen sich ankündigen. —

Bei mancher äußern Verwandtschaft, sind Parodie und Travestirung doch, ihrem Wesen und Charakter nach, von einander verschieden. In der Parodie wird der Gegenstand des ernsthaften dichterischen Kunstwerkes verändert, aber der Mechanismus und der Ton der dichterischen Form beibehalten, so daß unter dieser nur wenig veränderten äußern Hülle und Einkleidung ein andrer Stoff dargestellt und zur Selbstständigkeit der Form erhoben wird. Ob nun gleich die Parodie auch für den, der den verglichenen Gegenstand nicht kennt, als ein für sich bestehendes dichterisches Kunstwerk ästhetischen Werth behaupten muß; so beruht doch das eigentliche Wohlgefallen an dem dichterischen Charakter der Parodie auf der stillschweigenden Vergleichung beider Kunstwerke, und auf der Gleichstellung beider in Hinsicht ihres ästhetischen Gehalts. Der von dem Dichter der Parodie gewählte Gegenstand kann aber entweder wieder ein ernsthafter, oder er kann ein komischer und ironisch gehaltener Stoff seyn, sobald er nur ein glücklich getroffenes und durchgeführtes Gegenbild von dem Gegenstande ist, dem frühern Kunstwerke enthält. Im Gegensatz der Parodie behält die Travestirung den Gegenstand des ernsthaften Kunstwerks bei, verändert aber, durch die Verwandlung der ernsthaften Form in eine komische, dessen Darstellung und Durchführung so, daß, durch die ästhetische Vollendung dieser neuen komischen Form, der bis dahin bloß ernsthaft

geschilderte Gegenstand selbst, vermittelst der neuen Einkleidung und Versinnlichung, als ein komischer Stoff erscheint, der Lachen erregt, und durch dessen sinnlich vollendete Darstellung ein reines Gefühl der Lust bewirkt und erhalten wird.

Die Zahl der Parodien ist in der deutschen Literatur weit größer, als die Zahl der Travestirungen, obgleich nur wenige Parodien, in dem aufgestellten Sinne, zu den durchgängig gelungenen gerechnet werden können. In dramatischer Hinsicht ist *Mahlmanns Herodes vor Bethlehem* eine sehr treffende Parodie von *Koheue's Hussiten vor Naumburg*. Unter den Travestirungen der Deutschen behauptet, bei vielen einzelnen Verbothen und metrischen Härten, *Blumauers* (nicht vollendete) travestirte *Aeneis* doch den Charakter des Hochkomischen und vieler gelungenen Schilderungen. *Koheue* travestirte selbst sein Trauerspiel *Octavia*. Ungleich tiefer in ästhetischer Hinsicht stehen die travestirte *Jungfrau von Orleans*, so wie der travestirte *Hamlet* und *Nathan der Weise*.

Wenn manche Theoretiker im Allgemeinen gegen alle Parodien und Travestirungen sich erklärten, weil durch sie ein gefeiertes Kunstwerk in den Kreis des Lächerlichen gezogen würde, und dadurch an seinem ästhetischen Werthe verlore; so beweiset eine solche Behauptung zu viel. Denn der psychologische Grund des Wohlgefallens an der Parodie und Travestirung ist der Grund des Wohlgefallens am Komischen und Lächerlichen überhaupt, und also an sich in der menschlichen Natur gegründet, und keineswegs verwerflich. Selbst das ernsthafteste Kunstwerk, das parodirt und travestirt wird, kann an sich dadurch nicht verlieren, weil ihm ein selbststän-

diger ästhetischer Werth und Charakter zukommt, und weil nur ein vollendetes, und ein in der Nationalliteratur entweder hoch stehendes, oder doch allgemein bekanntes, Kunstwerk mit Erfolg parodirt und travestirt werden kann. Denn blos in dem einzigen Falle dürfte das parodirte und travestirte Kunstwerk an ästhetischem Werthe verlieren, wenn die Parodie und Travestirung als Kunstform höher stände, und dadurch das ältere Kunstwerk gleichsam verdrängte, oder doch tief in Schatten stellte. Wird aber ein an sich unvollendetes und nur mittelmäßiges Kunstwerk parodirt und travestirt; so hindert dadurch der Dichter der Parodie und Travestirung selbst die beabsichtigte ästhetische Wirkung, wenn auch seine Kunstform ästhetisch höher stände, als die parodirte und travestirte. Denn nur dann würde die Vergleichung der Parodie und Travestirung mit einem solchen früher vorhandenen parodirten und travestirten Kunstwerke ein reines Wohlgefallen gewähren, wenn der Dichter eben die ästhetische Unvollkommenheit der ältern Kunstform zum Treffpunkte seiner Parodie oder Travestirung gemacht, und diese Unvollkommenheit mit siegreichem Erfolge innerhalb seiner neugeschaffenen dichterischen Form versinnlicht hätte. — Abgesehen daher von vielen unreifen und misslungenen Parodien und Travestirungen, gewähren die, welche in gelungenen Parodien und Travestirungen neue dichterische Formen ins Daseyn rufen und zur ästhetischen Einheit erheben, dem Kreise der Nationalliteratur eine wahre Bereicherung und Erweiterung.

73.

## Beispiele derselben.

## a) Parodien.

## 1) von Bittermann.

## Ein Wort, eins von Schillers drei Worten.

Ein Wort verkünd' ich euch inhaltschwer,  
 Es geht von Munde zu Munde.  
 Zwar stammet es nur von außen her,  
 Das Herz giebt nicht davon Kunde.  
 Und doch regiert es die ganze Welt  
 Mit allgewaltiger Macht — das Geld.

Es tastet des Menschen Freiheit an;  
 Es drohet sogar der Tugend;  
 Umringt mit Sorgen und Gramen den Mann,  
 Verleitet die liebe Jugend;  
 Verbittert das Leben, erschweret den Tod,  
 Ein reger Zunder unendlicher Noth.

Des einzigen Wortes bedarf es nur,  
 Um alle Verbrechen zu kennen,  
 Um alles Elend, das Mutter Natur  
 Nicht schuf, auf einmal zu nennen.  
 Ein Wort — ein einziges Wort: das Geld,  
 Begreift das Unheil der ganzen Welt.

So ist es, so bleibt es, wie es war  
 Auf diesem Ringe voll Schmerzen!  
 Nur walte nie das Wort, voll Gefahr  
 Allherrschend in euren Herzen.  
 Der Mensch verliert seinen ganzen Werth,  
 Sobald sein Herz das Geld begehrt!

Der Völker Liebe schirmet ihre Rechte  
Bei drohender Gefahr;  
Denn Undank wohnt nur im feigen Knechte,  
Der niemals Bürger war.

Vergebens tobt der Herr Feudalphilister;  
Denn Fürst und Volk sind wach;  
Und hülfsen ihm der Rutuf und sein Rüster,  
Er wäre doch zu schwach!

Wohl manche Länder zum Exempel haben  
Ein Ding, sieht aus wie Stand,  
Ist's aber nicht; — mit solchen Bettlergaben  
Beglückt man kein Land.

Wann Fürstenrecht und Bürgerrecht sich einet,  
Nur dann gedeiht der Staat;  
Wo man nicht sä't und nur zu säen scheint,  
Da reifet keine Saat.

So wollen wir's am Rheine nimmer halten,  
Auch unsre Fürsten nicht;  
Bei uns soll Recht und Bürgerfreiheit walten; —  
Nur Recht gebahr die Pflicht.

Am Rhein, am Rhein gedeihen gute Stände;  
Da herrscht Gesetz allein;  
Da schwingt die Willkühr keine Feuerbrände;  
Gesegnet sey der Rhein!

#### 4) von Müchler.

Trinklied (aus dem Weinkeller).  
Parodie auf: In diesen heiligen Hallen &c.

In dieses Kellers Hallen  
Weiß man vom Durste nicht;  
Ein frohes Lied zu lassen,

Ist jedes Zechers Pflicht;  
 Hier leert er manchen Schoppen aus,  
 Und wanket dann berauscht nach Haus.

In diesen kühlen Mauern  
 Kauft jeder Wein für Geld,  
 Bald süßen und bald sauern,  
 Wie jedem es gefällt.  
 Doch trinkt er nicht vom besten Wein,  
 Verdient er nicht, hier Gast zu seyn.

5) von einem Ungenannten.

Freudenlied der Jünger Lavaters in Bremen 1787 \*).

Parodie auf das alte Kirchenlied: Wie schön leucht' uns der Morgenstern ic.

Wie schön leucht' uns von Zürich her  
 Der Wunderthäter Lavater,  
 Mit seinen Geistesgaben!  
 Sein neues Evangelium  
 Hat uns bezaubert um und um,  
 Thut blöde Seelen laben.  
 Wunder,  
 Zunder  
 Zum Magismus,  
 Prophetismus,

---

\*) Lavater befand sich im Jahre 1787 in Bremen, wo er zum Mysticismus und selbst zum Katholicismus sich hinzuneigen schien. — Bekanntlich parodirte selbst Semler das Lavater'sche Gedicht vom Jahre 1785: Empfindungen eines Protestanten in einer katholischen Kirche: „Der kennt noch nicht dich Jesus Christus, wer deinen Schatten nur entehrt“ ic.

Zauberturen

Zeigen seines Fingers Spuren.

Was war das für ein Freudenschein,  
Als er trat mitten zu uns ein,  
Die Jünger hier zu grüßen!  
Im liebetrunkenen Genuß  
Kam Herz und Seele zum Erguß,  
In Eins mit ihm zu fließen.

Kinder,

Sünder,

Matadoren,

Weise Thoren,

Groß und Kleine

Taumelten, als wie vom Weine.

Da ward mit sonderlicher Ehr',  
Als wenn's der Dalailama wär,  
Dem theuern Gast hofiret.  
Das Institut, das große Faß  
Man ihm zu zeigen nicht vergaß,  
Und was nur Bremen zieret.

Damen,

Ramen,

Wo er weilte,

Wo er eilte,

Ihm entgegen,

Bettelten um Ruß und Segen.

Mit Segen und mit neuer Lehr'  
Die Kirchen, Häuser, Gassen er  
Thät mildreich überschwemmen.  
Gleich wie Papst Pius thät in Wien,  
Also agiren sah man ihn  
In unserm lieben Bremen.  
Leise,

Weise,  
 Im Gedränge  
 Von der Menge  
 Hinzuschreiten,  
 Thät man ihm zur Demüth deuten.

b) Bruchstück aus Blumners travestirter Aeneide.

(Der geflüchtete Aeneas wird durch einen, von der Juno veranlaßten, Sturm nach Afrika verschlagen.)

— — Herr Zeus saß — salva venia —

So eben frisch und munter  
 Auf seinem Leibstuhl, und da sah  
 Er auf die Welt herunter;  
 Denn das war ja der Augenblick,  
 An dem er mit der Menschen Glück  
 Sich abzugeben pflegte.

Frau Venus kam, und machte da  
 Dem Donnerer Visite;  
 Denn da versagte der Papa  
 Ihr niemals eine Bitte. —  
 „Ach, Herr Papa, so fing sie an,  
 Was hat mein Sohn euch denn gethan,  
 Daß ihr so sehr ihn hudekt?“

„Er soll, nicht wahr, ich merk' es schon,  
 Italien nicht finden?  
 Verspricht ihr mir nicht selbst, er soll  
 Noch Roms Triregnum gründen?  
 Und weil ihr da des Leibes pflegt,  
 Geht euer Weibchen her, und neckt  
 Mir meinen armen Jungen.“

Der Alte schnitt ein Bocksgesicht,  
 Und küßt' ihr sanft die Wange:



„Mein Kind, bekümmre dich nur nicht,  
Mir ist für ihn nicht bange.

Wird nicht dein Sohn der Großpapa  
Der Datarie und Curia;  
So heiß mich einen Schlingel!“

„Und daß du so gerade hier  
Mich triffst, soll dich nicht reuen;  
Ich will auf meinem Dreifuß dir  
Ein Vischen prophezeien:  
Gieb Acht! Für's erste baut dein Sohn  
In Latium sich einen Thron,  
Und stiftet die Lateiner.“

„Hierauf kommt Romulus, und den  
Wird eine Wölfin säugen.  
Drum wird er einen mächtigen  
Instinkt zum Rauben zeigen.  
Das wird ein Kerl nach meinem Schlag,  
Der schiebt die halbe Welt in Sack,  
Und schenkt sie seinen Römern.“

„Nach diesem wird ein Reich entstehn,  
Das hat nicht Weib, noch Kinder,  
Und dennoch wird die Welt es sehn;  
Es dauert drum nicht minder.  
Ja, was noch weit unglaublicher,  
Es wird sich, wie das Sternenheer  
Am Firmament, vermehren.“

„Der aber dieses Reich regiert,  
Wird sehr die Welt kuranzen;  
Ein jeder fromme König wird  
Nach seiner Pfeife tanzen.  
Er hält von andrer Leute Geld  
Ein großes Kriegsheer, und die Welt  
Küßt ihm dafür den Stiefel.“

Dritter Theil.

„Ihn werden Völker auf den Knie'n  
 Wie einen Gott verehren.  
 Thut's einer nicht; so wird er ihn  
 Durch Feuer Mores lehren.  
 Auch trägt er einen größern Hut,  
 Als ich, und blizt sogar; — doch thut  
 Sein Blitzen wenig Schaden.“

„Weil nun die Welt gewohnt schon ist,  
 Von Rom zu dependiren;  
 So wird, so lang man Füße küßt,  
 Dieß Reich nicht expiriren.  
 Der Römer Herrschsucht — kurz und gut —  
 Steckt nun einmal in ihrem Blut.  
 So les' ich in den Sternen.“ —

„Was deinem Sohne heut geschah,  
 Soll nicht mehr arriviren;  
 Er soll sich jetzt in Afrika  
 Ein Bischen divertiren.  
 Merkur! geh nach Karthago hin,  
 Und sag: ich ließ der Königin  
 Den Mann recommandiren.“ —

## 74.

## h) Der Roman, das Märchen und die Novelle.

Wenn der ästhetische Charakter des Romans nach der Mehrheit von Romanen bestimmt werden sollte, die seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, in Teutschland verbreitet wurden; so würde allerdings der dichterische Gehalt desselben nicht hoch anzuschlagen seyn. Denn unter der Unzahl von Romanen in der teutschen Literatur sind es im Ganzen

nur wenige, die wirklich das dichterische Gepräge an sich tragen, und unter der vollendeten Einheit einer ästhetischen Form sich ankündigen. Zu diesem ästhetischen Charakter des Romans darf übrigens Metrum und Reim nicht gerechnet werden, weil sonst alle Romane, die des Sylbenmaases und Reimes ermangeln, von dem Kreise dichterischer Formen ausgeschlossen werden müßten. Eben so wenig darf man den dichterischen Charakter des Romans nach den ältesten Formen desselben auf deutschem Boden bestimmen; denn diese waren, in der zweiten Hälfte und gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, theils prosaische Umarbeitungen früherer epischer Gedichte; theils Darstellungen, die aus den Ereignissen der Zeit und des deutschen Volkes selbst hervorgingen; theils Erzählungen, die den unverkennbaren Stempel ihres ausländischen Ursprungs verrathen. Selbst die Behandlung der eigentlichen Geschichte war in jenen Zeiten nicht selten reichhaltig mit Mythen und Fabeln ausgestattet, so daß, unter diesen Verbrämungen, der unterscheidende Charakter zwischen Geschichte und Roman nicht streng festgehalten ward. Zu den ältesten romantischen Darstellungen in deutscher Sprache gehören die Melusine, die Magelone, und der Kaiser Octavianus, welche, mit Einschluß des Tristan, des Flos und der Blauflos, und mehrerer anderer, im sechszehnten Jahrhunderte unter dem Titel: das Buch der Liebe (zu Frankfurt am Main, 1587 in Folio) zusammengedruckt wurden. Eben so gehört zu den volksthümlichen Romanen des funfzehnten Jahrhunderts der Till Eulenspiegel, der wahrscheinlich zuerst niederdeutsch geschrieben, dann aber ins Hochdeutsche übersetzt, und vielfach bearbeitet ward. Noch ent-

fernter von dem Ideale einer ästhetisch vollendeten Dichtung waren in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die überspannten Romane des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig: seine durchlauchtigste Syrerin Aramena, und seine römische Octavia, so wie die asiatische Banise des Heinrichs Anselm von Ziegler und Kliphausen. Nur der Anfang des ersten Buches dieser asiatischen Banise stehe hier als Beleg, wie in jener Zeit der Charakter des Romans aufgefaßt und gehalten ward.

„Blik, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des Himmels, zerschmettere die Pracht deiner goldbedeckten Thürme, und die Rache der Götter verzehre alle Besitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauses befördert, oder nicht solchen nach äußerstem Vermögen, auch mit Darsetzung ihres Blutes, gebührend verhindert haben. Wollten die Götter, es könnten meine Augen zu donnerschwangern Wolken, und diese meine Thränen zu grausamen Sündfluten werden. Ich wollte mit tausend Keulen, als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zorns, nach dem Herzen des vermaledeiten Bluthundes werfen, und dessen gewiß nicht verfehlen; ja es sollte alsobald dieser Tyrann, sammt seinem Götter- und Menschenverhassten Anhange, überschwemmt und hingerrissen werden, daß nichts als ein verächtliches Andenken übrig bliebe. Doch ach, wie irre ich? was rede ich? Sollte wohl solche Rache ohne Unterschied und ohne einiges Bedenken vollzogen werden? Wo bliebe dann die überirdische Banise? um derentwillen einig und allein der Himmel noch die abscheulichste Strafe über Pegu zurück hält, und welche das gütige Verhängniß noch sonder Zweifel von dem ganzen kaiserlichen Stamme wird übrig, ach wer weiß, ob nicht in der Hand eines

grausamen Besitzers, gelassen haben, um so viel mehr die geschlagenen Gemüther der fast entseelten treuen Unterthanen wieder aufzurichten, und zu erinnern: es sey noch ein Stern vorhanden, welcher leicht wiederum zu einer Sonne werden könnte, wenn man ihm aus seiner jetzigen Finsterniß zu seinem vorigen Glanze verhülfe. Auf derowegen Prinz von Ava; erinnere dich desjenigen, womit du Banisen verpflichtet bist, und wisse, daß du die glückselige Besizung einer so himmlischen Schönheit nicht eher würdig genießen kannst, du habest dich denn durch wirkliche Rache an ihren Feinden sattfam um sie verdient gemacht. Ach aber, was schwärmst du noch weiter, unglückseliger Prinz! Erinnerst du dich nicht, daß du zwar ein König vom Stande, doch nicht vom Lande bist?" u. s. w.

Der Roman jener Zeit stand übrigens eben so weit von dem Ideale des Romans ab, wie überhaupt der Charakter der Dichtkunst jenes Zeitalters von den Forderungen des Gesetzes der Form an jedes vollendete dichterische Erzeugniß; auch ward diesem Mangel weder durch den vielgelesenen *Simplicissimus* des Samuel Grifenson, der unter dem Namen Schleifheim von Sulzfort auftrat, noch durch die vielen, dem brittischen Robinson des Daniels de Foe nachgebildeten, Robinsonaden, noch durch Schnabels vielgepriesene Insel Felsenburg, und durch ähnliche Romane des angehenden achtzehnten Jahrhunderts abgeholfen. Erst als seit dem Jahre 1740 die teutsche Sprache, und namentlich die teutsche Dichtkunst einen Riesenschritt vorwärts that, erhielt die Nationalliteratur unsers Volkes allmählig Romane, die einen echten dichterischen Charakter trugen, wenn gleich — bei der weit verbreiteten Lesesucht unter allen Ständen — des Mittelgutes

und der schlechten Waare aus dieser Gattung von Kunstformen weit mehr zu Tage gefördert ward, als der gehaltvollen Werke. Deshalb darf aber auch die Theorie des Romans nicht von den unvollkommenen, sondern nur von den gelungenen und vollendeten Formen aus dieser Gattung von Kunstwerken abgeleitet werden. Nach diesen beruht der Charakter des Romans auf der idealischen Darstellung der menschlichen Gattung, so wie der Schicksale und der gegenseitigen Verhältnisse und Beziehungen ihrer Individuen auf einander, nach allen möglichen Aeußerungen der menschlichen Freiheit, und nach allen möglichen Schattirungen des öffentlichen, häuslichen und individuellen Lebens, unter der Bedingung, daß der aus den Ankündigungen, Schicksalen und Handlungen dieser Individuen hervorgehende Stoff unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form dargestellt werden könne. Die Stoffe des Romans können daher eben so gut aus der wirklichen, wie aus der idealischen Welt entlehnt werden; der Romanendichter darf die Individuen, Thatfachen und Handlungen im Kreise der Geschichte nach ästhetischen Gesetzen gestalten, und einen ästhetischen Causalzusammenhang vermitteln, der von dem geschichtlichen völlig sich entfernt; denn ihn bindet nicht, wie den Geschichtsschreiber, das Gesetz der geschichtlichen Wahrheit, sondern das Gesetz der Form. Er hat seine Aufgabe gelöst, und dichterisch über den von ihm behandelten Stoff geboten, sobald er dem Gesetze der Form Genüge leistet, d. h. sobald er einen Stoff auswählt und gestaltet, der an sich ästhetisch darstellbar ist, und der durch seine schöpferische Einbildungskraft zur vollendeten Einheit der

Form erhoben wird. Er ist daher in der Wahl des Stoffes aus beiden Kreisen des Wirklichen und Möglichen nur durch die ästhetische Darstellbarkeit dieses Stoffes beschränkt. Die Zeichnung, Haltung und Durchführung der aufgestellten Charaktere, die Gruppierung der Begebenheiten, die Vertheilung von Licht und Schatten, die Farbengebung in den einzelnen Theilen, die Verwicklung und Entwicklung des Knotens gegen einander, und die Durchführung des Ganzen zur Bewirkung eines Gesamteindrucks auf das Gefühlsvermögen, sind die Bedingungen, an deren Erfüllung die ästhetische Vollendung der Form des Romans erkannt wird.

## 75.

## F o r t s e t z u n g.

Der Roman gehört zur Ergänzungsklasse dichterischer Formen, weil, nach den gelungenen Erzeugnissen in dem Kreise romantischer Dichtungen, drei Hauptgattungen unterschieden werden müssen, je nachdem entweder die Hauptperson in dem romantischen Ganzen sich ankündigt, oder ein bestimmter Grundton des Gefühls in demselben vorherrscht: der lyrische Roman, der didactische Roman, und der epische Roman.

Zu den lyrischen Romanen gehören alle diejenigen, welche ausschließend die Darstellung und Versinnlichung von Gefühlen nach allen ihren Schattirungen, besonders aber des Gefühls der Liebe — sey es nun die höhere platonische, oder die veredelte sinnliche Liebe, überhaupt die Ankündigungen der Geschlechts-, der Altern-, Kindes-, Gatten-

Geschwister = und Freundesliebe — enthalten, so daß die dargestellten Individuen und Handlungen an diesem gemeinsamen Ausdrucke der Gefühle erkannt werden. Romane dieser Art verdienen, sobald ihre ästhetische Form vollendet ist, wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Ausdrucke der höchsten und reinsten individuellen Gefühle in den einzelnen Erzeugnissen der lyrischen Form der Dichtkunst, die Benennung: *lyrische Romane*. Zu ihnen gehören die idealisirten Schilderungen hoher Leidenschaft, die vollendeten Familiengemälde, und alle sogenannte sentimentale Romane (z. B. *Werthers Leiden*; *Siegwart*; *Sophiens Reise von Hermes*; *Ewalds Rosenmonde*; *Heinse's Ardinghello*; viele Romane von Jean Paul, La Fontaine u. a.).

Im Gegensatze des lyrischen Romans, hat der didactische Roman die Aufgabe, den Menschen, wie er seyn soll, und das menschliche Leben überhaupt nach seiner idealischen Haltung und Ankündigung darzustellen. Er will so wenig, wie das Lehrgedicht, im eigentlichen Sinne belehren, und den Verstand durch Mittheilung von Begriffen aufklären; allein die im Dichter aufgeregten Gefühle veranlassen seine Einbildungskraft, ein Ideal des Menschen und des Lebens zu zeichnen, wie sie in der Wirklichkeit nicht getroffen werden, um, nach diesem Vorbilde, die Wirklichkeit zu gestalten, das menschliche Leben von seinen Unvollkommenheiten, Beschwerden und von den Folgen der Verirrungen der menschlichen Freiheit zu befreien, und die ganze Denkart und Handlungsweise der Menschen zu einer Höhe hinaufzuläutern, die ihrer sittlichen Würde entspricht. So wie nun die Schöpfung, Haltung und Durchführung solcher idealisirter menschlicher Charaktere



der Einbildungskraft bloß nach ihrem Zusammenhange mit dem tief bewegten Gefühlsvermögen möglich ist; so wird auch die vollendete Einheit eines didactischen Romans wieder tief auf das Gefühlsvermögen wirken, und ein reines Wohlgefallen an der gediegenen dichterischen Form vermitteln. (Zu den didactischen Romanen rechnen wir: den Grandison, die Clarissa, Wielands Agathon, Fr. Heint. Jacobi's Woldemar, Meyers Dynastie, Engels Lorenz Stark u. a.)

Der epische Roman endlich beruht auf der Darstellung von Individuen, Ereignissen und Handlungen unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. Bei dem epischen Romane müssen aber mehrere Untergattungen unterschieden werden. Denn er kann, wenn er einen Helden im Kampfe mit seinem widrigen Schicksale schildert, und ihn zuletzt entweder über dasselbe siegen, oder demselben unterliegen läßt, so nahe an den Epos grenzen, daß beinahe bloß der Abgang des Metrums den epischen Roman von dem eigentlichen Epos unterscheidet. (So z. B. Klingers Raphael de Aquilas und sein Giafar der Barmecide; Schillers Geisterseher u. a.) Er kann ferner große und gefeierte Individuen des Alterthums oder der neuern Zeit idealisirt darstellen, und ihnen, unter der ästhetischen Form, viele psychologische Ansichten abgewinnen. (So z. B. Hallers Alfred; Fesslers Marc Aurel, sein Attila, Matthias Corvinus; — Karl der Große u. a.) Er kann aber auch bisweilen nur eine ins Große gesponnene Erzählung von Ereignissen des gewöhnlichen Lebens unter einem ernsthaften oder komischen Gewande seyn (z. B. Müllers Siegfried von Lindenberg; Anton Wallis [Heyne]

Amathonte, Corane, das Lamm unter den Wölfen; Musäus physiognomische Reisen; viele Romane von Friedr. Laun [Schulz] u. a.). Er kann endlich unter der humoristisch-satyrischen Einflebung sich ankündigen (z. B. Hippels Lebensläufe nach aufsteigender Linie; Moldmanns Aufklärung in Abyssinien, und die Papiere des Etatsraths von Schafkopf von Knigge; Jean Pauls Fibels Leben, der Komet; Hoffmanns Elixiere des Teufels u. a.)

## 76.

## S c h l u ß.

Zu dem Kreise des Romans gehören auch das Märchen und die Novelle.

Der unterscheidende Charakter des Märchens beruht theils auf der völligen Erdichtung des Stoffes, ohne denselben entweder ganz oder theilweise aus den Begebenheiten der Wirklichkeit zu entlehnen und dichterisch zu gestalten; theils auf der Einmischung überirdischer Wesen in die Verwicklung und Entwicklung der ästhetisch durchgeführten und zur Einheit der Form erhobenen Handlung. So wie der epische, und theilweise selbst der dramatische Dichter höhere Kräfte und Wesen mit dem Kreise der Menschheit in Verbindung und Wechselwirkung bringen darf; so auch der Dichter des Romans, der dabei, wie der epische und dramatische Dichter, nur an das Gesetz des ästhetischen Causalzusammenhanges gebunden ist, weil der thatsächlich unerklärbare Zusammenhang zwischen der Geisterwelt und der Welt freier Wesen zu dem unermesslichen Gebiete des Möglichen gehört, über welches der Dichter, unter der Bedingung der ästhetischen Dar-

stellbarkeit des Stoffes, eben so frei, wie über den Kreis des Wirklichen gebietet. Die reichste Quelle und die ansprechendste Form des Märchens ist das sogenannte Volksmärchen, wo der Stoff der Darstellung aus dem einheimischen Sagenkreise des vaterländischen Volkes entlehnt ist.

Die Novelle ist an sich ein abgekürzter Roman, oft selbst im metrischen Gewande. In dem Worte selbst liegt kein, seinem Wesen nach von der allgemeinen Bezeichnung des Romans abweichender, Begriff; allein nach den ästhetischen Erzeugnissen zu urtheilen, die unter dem Namen der Novelle sich ankündigen, verstehen die Dichter derselben solche romantische, bald kürzere, bald längere, Erzählungen, in welchen die dargestellten Individuen unter sehr verschiedenartigen Verhältnissen des Lebens und nach einem oft räthselhaften Gange ihres Schicksals erscheinen. Wenn die Erfinder der Novellen, die Spanier und Italiener, zunächst unter diesem Namen scherzhafte Liebesabenteuer schilderten; so haben die Deutschen diesen Namen im weiteren Sinne gebraucht, und nicht selten ernsthafte und sentimentale Kunstformen unter dieselbe Bezeichnung gebracht.

## 77.

## i) Das Sinngedicht und Epigramm.

Die Benennung und Form des Epigramms ist griechischen Ursprungs; es enthielt eine sinnvolle kurze Ueberschrift oder Aufschrift auf Tempeln, Gebäuden, Kunstwerken u. s. w. — In der neuern Dichtkunst beruht der Charakter des Epigramms auf der Versinnlichung eines hervorstechenden Gedankens, in der möglichst kleinsten, aber ästhetisch voll-

endeten Form der Darstellung. Nur Ein Gedanke darf in dem Epigramme herrschen; dies sey nun ein in Worte gekleidetes Gefühl; oder ein von der Einbildungskraft und dem Wize hervorgehobener Begriff; oder ein bestimmt bezeichnetes Individuum oder Ereigniß. Dieser Gedanke muß aber hervorstechend (frappant) seyn, und vermittelst der Form versinnlicht, so wie durch die ästhetische Vollendung der Form dem Gefühle so nahe gebracht werden, daß im Bewußtseyn ein unmittelbares Wohlgefallen an der Einheit der ästhetisch vollendeten Form sich ankündigt. Zugleich muß die Form des Epigramms, so weit es der darzustellende Gedanke verstatet, die möglichst kleinste seyn, weil der Eine im Epigramme herrschende Gedanke seine Kraft und Wirkung bei einer weitem Ausführung verlieren würde. Endlich muß der ästhetische Treffpunkt (Pointe) im Epigramm, wo möglich, auf den Schluß fallen, so wie Lessing die ästhetische Vollkommenheit des Epigramms in zwei Punkte: Erwartung und Aufschluß setze. Das Epigramm gehört zu den gemischten dichterischen Formen, weil sein Stoff eben so gut individuelle Gefühle, wie Begriffe des Verstandes, und einzelne Handlungen und Thatsachen versinnlichen kann.

Man unterscheidet, nicht ohne Grund, zwischen dem eigentlichen Sinngedichte, und dem Epigramme im engeren Sinne. In dem eigentlichen Sinngedichte wird ein sinnvoller Gedanke anschaulich, neu, kurz und treffend dargestellt, ohne die bestimmte Absicht, dadurch zu loben oder zu tadeln. Dagegen erscheint im Epigramme, im engeren Sinne, Ein Gedanke, der, als Ausdruck des Wizes, entweder loben, oder tadeln, oder im

Allgemeinen spotten soll. Das lobende Epigramm enthält das verdiente, und durch die Thätigkeit der Einbildungskraft ästhetisch versinnlichte, Lob eines Individuums, oder einer Handlung und That-sache. Das tadelnde Epigramm vergegenwärtigt, unter der Einheit einer vollendeten Form, bald die intellectuellen ästhetischen Mängel, Irrthümer und Thorheiten, bald die sittlichen Fehler, Verirrungen und Gebrechen der Menschen. Nicht selten ist es durch bitteren Witz gewürzt, und heißt auch das Strafgedicht. Das spottende Epigramm endlich enthält den Ausdruck eines leichten, mit Gewandtheit dargestellten, Wizes über irgend einen Gegenstand, den man von seiner schwachen Seite ergreift.

## 78.

## Beispiele des Sinngedichts und Epigramms.

## a) des Sinngedichts.

## 1) von v. Logau († 1655).

## Hoffnung und Geduld.

Hoffnung ist ein fester Stab,  
Und Geduld ein Reifekleid,  
Da man mit, durch Welt und Grab,  
Wandert in die Ewigkeit.

## 2) von Heydenreich († 1801).

## Das Leben, ein Traum.

Brüder, ein Traum ist unser kurzes Leben,  
Aber ein Traum von großer wahrer Bedeutung.  
Prüfe dein Leben, und du siehst prophetisch  
Vor dir die Zukunft!

## 3) von Conz.

## Die Bewährung.

Der Demant wird nur an dem Demant hell;  
 Der große Geist nur an dem Großen groß;  
 Das reine Herz bewährt sich nur am Reinen.

## 4) von J. Geo. Jacobi († 1814).

Grabchrift zweier Schwestern, welche im blühend-  
 sten Alter bald nach einander starben.

Sie flochten unschuldsvoll am Kranz der Jugendfreude;  
 Da ließ ein Engel sie die bessern Kränze sehn,  
 Ließ seine Frühlingspalme wehn;  
 Und sie umarmten sich. „Komm Schwester,“ sagten beide,  
 „Der Engel winkt uns, heimzugehn!“

## 5) von v. Schiller († 1805).

## Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! dir ist ein unendlicher Raum  
 noch die Wiege;  
 Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

## 6) von Pfeffel († 1809).

## Das Epheu.

Seht diesen Eichenstamm; gestürzt vom Ungeßüm  
 Des Wettersturms, liegt er im traurigen Gefilde;  
 Um ihn schlang Epheu sich, und fiel und starb mit ihm.  
 O Freundschaft! dich erkennt mein Herz in diesem Bilde!

## 7) von Klamor Schmidt († 1824).

An die sterbende Agathe, als sie sagte: „Wir sehen  
 uns zum letztenmale!“

Dein Gott so groß! dein Geist so schön!  
 Wie könnten wir zum letztenmal uns sehn!

## 8) von Klinkicht († 180.).

Mit der Zeit fortgehen.

Fortgehst du mit der Zeit? Wie wenig thust du dann!  
Der Weise geht der Zeit voran.

## 9) von Mnioch.

Philosophieen und Philosophie.

Wie es den Philosophieen ergehen wird? — Nun Freund,  
sie gehen  
Um die Philosophie — diese doch dreht sich um sich.

## 10) von einem Ungenannten.

Friedrich der Einzige.

Auch Friedrich führt im Göttersaale

Sein Genius zu Lethe's Schale.

Nein, sprach der hohe Schatten, die

Trinkt nur ein Nero, Friedrich nie!

## β) des Epigramms.

## 1) von Flemming († 1640).

Grabchrift eines Hundes.

Die Diebe fuhr ich an, die Buhler ließ ich ein;  
So konnten Herr und Frau mit mir zufrieden seyn.

## 2) von v. Logau († 1655).

Die Freundschaft, die der Wein gemacht,  
Wirkt, wie der Wein, nur eine Nacht.

## 3) von Christian Gryphius († 1706).

Sieben Eigenschaften des Prügels.

Daß die Hunde sich verlieren,  
Narren sich als klug aufführen,

Kinder etwas Gutes fassen,  
 Schläfer von dem Schlaf ablassen,  
 Müßiggänger Fleiß erzeugen,  
 Eitle Prahler stille schweigen,  
 Säuser nicht stets trunken bleiben —  
 Ist dem Prügel zuzuschreiben.

4) von Wernike († um 1720).

Segen eines Bischoffs.

Ein Bauer nahm den Hut nicht ab,  
 Als man dem Volk den Segen gab.  
 Wie nun der Bischoff dieses schaute,  
 Und mit der Kirchenbuß' ihm draute;  
 So sagt er: Ist der Segen gut;  
 So geht er wohl durch meinen Hut.

5) von Wernike.

Römische Beichtbuße.

Es fand sein zartes Weib ein Ehemann in Gefahr,  
 Und wollte, weil es so zu Rom gebräuchlich war,  
 Aus großer Liebe sich bequemen,  
 Die Rutenstreich' ihr abzunehmen,  
 Die in der Beicht' ein Mönch ihr heilig auferlegte.  
 Als nun der Pater ihm den Rücken lustig segte;  
 So rief sein Weib: Haut zu, Herr Pater, denn ich bin  
 Gar eine große Sünderin.

6) von Lessing († 1781).

An Einen.

Du schmähest mich hinterrücks? Das soll mich wenig  
 tranken.  
 Du lobst mich ins Gesicht? Das will ich dir gedenken!



## 7) von Lessing.

Auf einen Brand zu \*\*.

Ein Hurenhaus gerieth um Mitternacht in Brand.  
Schnell sprang, zum Löschen oder Retten,  
Ein Duzend Mönche von den Betten.  
Wo waren die? Sie waren — — bei der Hand,  
Ein Hurenhaus gerieth in Brand.

## 8) von Bürger († 1794).

Die ganze Nacht hab' ich kein Auge zugethan,  
Sing Ursula am Sonntagsmorgen an.  
Nun will ich in die Predigt gehen,  
Und Wunders halber sehen,  
Ob ich nicht da ein wenig nicken kann.

## 9) von Karl Fr. Kretschmann († 1809).

Der gefundene Keim.

Längst schon suchte Mäv einen Keim auf Muse.  
Endlich kam sein Weib, und der Keim — Meduse.

## 10) von Kretschmann.

Auf Maladett, den Bucherer.

Viel Silber hat sein grauer Schopf,  
Viel Gold sein Kasten aufzuweisen;  
Die Nase Kupfer; Blei sein Kopf;  
Die Stirn viel Erz; das Herz viel Eisen.  
Kurzum, der ganze Maladett  
Ist Satans Stufenkabinett.

## 11) von Pfeffel († 1809).

Auf Radulphs Grab.

In dieser Marmorgruft  
Verwesen Radulphs kalte Reste;  
Dritter Theil.

Er war Minister — sonst verweste  
Er in der freien Luft!

12) von Haug.

Erhörung.

„Minister wär' ich nun durch Schmeichelei und Kosten,  
Ach, und Minister seyn, fällt unser Einem schwer.  
O, gieb mir, guter Gott, Verstand zu diesem Posten!“  
Da gab der gute Gott ihm einen Secretair.

13) von Buddeus († 18..).

Eigene Grabschrift, wenige Tage vor seinem Tode  
gemacht.

Ich habe geliebt, geträumt und gewacht,  
Geschertzt, getrunken, geweint und gelacht,  
Mich glücklicher oft, als ein Kaiser, gedacht;  
Auch, Gott verzeih mir's, viel Verse gemacht.  
Hier hat man mich endlich zum Schweigen gebracht,  
Bis diese stumme Gesellschaft erwacht.

14) von Herklotz.

Goldmacherei.

Im Menschenblut, versichert ein Adept,  
Kann man den echten Keim des Goldes finden.  
Hat er geglaubt, was Neues zu ergründen?  
Das ist ein altes fürstliches Recept.

15) von Weißer.

Ueber das Verbot des Bettelns in Deutsch-  
land.

Wie grausam ist's von dir, Germania,  
Das Betteln deinem Volke zu verwehren;  
So raubst du deinen besten Köpfen ja  
Das letzte Mittel, sich zu nähren.

16) von einem Ungenannten.

Raub eines Diploms.

Ach, ihm ward geraubt, worauf er Alles baut:  
Ehre, Glanz und Ruhm — kurz — seine Eselshaut.

## 17) von einem Ungenannten.

## Der Censor.

Der Herr der Welten sprach: „Auf dieser Erde  
Sei Wort und Schrift des Geistes Zeuge!“

Ein kleiner Censor sprach im Zorn: „Es werde  
Hier alles stumm, und jeder schweige!“

## 18) von einem Ungenannten.

## Katechisation.

Prediger. Wie denkst du dir das Paradies, mein Kind?  
Mädchen. Als Garten, wo verbot'ne Früchte sind.

## 19) von einem Ungenannten.

## Auf einige Romanenschreiberinnen.

Berschont mit Schriften uns, ihr lieben zarten Puppen;  
Zum mündlichen Geschwätz leihn wir euch gern das Ohr.  
Kocht, wenn's nicht anders ist, kraftlose Wassersuppen;  
Nur setzt sie uns nicht auch in euern Büchern vor.

## 20) von Bouterwek.

## Die neue Epoche.

Pfeif, o Vortrefflicher, mit uns aus Einem Loche;  
Dann machst du alle Tag' Epoche.

## 21) von v. Knyaw.

Parallele zwischen dem Zeitungsschreiber Max und  
dem Pastor Stentor.

Sie gleichen sich natürlicher und schöner,  
Als je zwei Menschen auf der Welt;  
Sie lügen beiderseits für Geld,  
Von dieser Welt lügt Max — und Stentor lügt von  
jener.

79.

k) Das Räthsel, die Charade, der Logo-  
graph, und das Anagramm.

Mehr als leichte Spiele des Wizes, die für

den Augenblick ein unmittelbares Wohlgefallen erregen, denn als tief im Gefühlsvermögen begründete dichterische Formen, müssen das Räthsel, die Charade, der Logogryph und das Anagramm betrachtet werden. Nie wird man sie mit den höhern Erzeugnissen der Iyrischen, didactischen und epischen Dichtkunst auf gleiche Linie des ästhetischen Gehalts stellen können, wenn gleich ihre Stoffe bald der einen und bald der andern dieser drei Klassen der Dichtkunst nahe verwandt sind.

Das Räthsel enthält innerhalb einer kleinen dichterischen Form die ästhetische Darstellung eines Gegenstandes, der in der Form nicht genannt, aber nach seinen gesammten wesentlichen Merkmalen genau bezeichnet wird, um an diesen angegebenen Merkmalen erkannt und errathen werden zu können.

Die Charade, oder das Sylbenräthsel, ist eine Abart des Räthsels, in welcher zuerst die einzelnen Sylben des Wortes, durch welches der nicht genannte Gegenstand bezeichnet wird, und dann das Ganze selbst nach den ihm eigenthümlichen Merkmalen in der ästhetischen Form versinnlicht werden müssen, damit man den unter der Hülle verborgenen Gegenstand errathe.

Der Logogryph, oder das Buchstabenräthsel, enthält eine ganze Kette von Räthseln, die alle auf ein Hauptwort führen, dessen Sylben einzeln darin geschildert sind, so wie dessen Buchstaben, nach ihrer Versetzung, andere Wörter bilden, die gleichfalls in dem Logogryphe bezeichnet werden.

Das Anagramm endlich, oder das Worträthsel, behauptet seine Eigenthümlichkeit dadurch, daß, nach der völligen Versetzung der Buchstaben eines Wortes, ein völlig neuer Begriff, mit einer

von der ursprünglichen Bezeichnung des Wortes wesentlich verschiedenen Bedeutung, entsteht.

## 80.

## Beispiele derselben.

## α) des Räthfels.

von Müchler.

Mein Vaterland ist nicht der kalte Norden;  
Denn ich gedeih' und reif im wärmern Süden nur.  
So lieblich ich auch bin, so zeigt doch meine Spur  
Verwüstung, Blutvergießen, Morden.

Doch schmück' ich oft des schönsten Mädchens Haar,  
Und schimmere an ihrem Hals und Busen;

Es brachte selbst ein Priester deutscher Musen

Als Weihgeschenk mir eine Ode dar.

Vor meinem Glanz muß selbst der Purpur weichen;

Der Kühnste wird durch meine Glut geschreckt;

Und wehe dem, der einmal mich geschmeckt;

Denn nichts erlöst ihn aus des Todes Reichen.

(Die Granate.)

## β) der Charade.

## 1) von einem Ungenannten.

Die erste Sylbe fällt vom Himmel;

Die zweite Sylbe steigt gen Himmel;

Das Ganze ist eine Stadt.

(Schneeberg.)

## 2) von Langbein.

Wenn Regen rauscht und Wind und Wetter weht,

Mag man sich gern zur ersten Sylbe retten.

Nur die erschreckt kein Sturm, auf deren Ruhebetten

Die zweite steht.

Zählt Mancher auch zu den vom Glück erhalt'nen Gaben

Das Eigenthum der ersten nicht;

So kann doch wohl der arme Wicht

An seiner Frau das Ganze haben.

(Hauskreuz.)

Geß nur zu sieben noch den achten zu!

Du rathst es nicht? Nimm von den achten wieder  
Drei vorn hinweg; so tönt es süße Lieder.

Nimmst du noch eins; so sind sie weiß und rund,  
Doch zu gewisser Zeit auch gelb, roth oder bunt.

(Schleier, Schleie, Leier, Eier.)

## δ) des Anagramms.

### 1) von Heyne († 1812).

Austria — vastari.

(Aus Heyne's Leben von Heeren.)

### 2) von Fr. Kind.

Drei Sylben — o geliebte Wohnung!  
Oft in der Fremde dacht' ich dein,  
Und wünschte nichts mir zur Belohnung,  
Als umgekehrt die Drei zu seyn.  
Daß man das Wort noch mehr muß lieben,  
Hat Jffland und ein Freiherr es geschrieben,  
Hat Jffland drin der teutschen Welt  
Zwei wack're Teutsche dargestellt.

(Waterhaus —

Schauspiel von Jffland;  
Der Hausvater vom Freih.  
v. Gemmingen.)



## γ) des Logogryphs.

von Friedr. Kind.

Ein Fischchen blieb an einer Angel hangen;  
 Bald ward ich selbst in einem Netz gefangen:  
 Weg war mein Herz, dahin war meine Ruh.  
 Man zog das Netz nicht zu; nein, es ward aufgeschlagen. —  
 Ich soll den Fisch, ich soll das Netz dir sagen?  
 Geh nur zu sieben noch den achten zu!

Du räthst es nicht? Nimm von den achten wieder  
 Drei vorn hinweg; so tönt es süße Lieder.  
 Nimmst du noch eins; so sind sie weiß und rund,  
 Doch zu gewisser Zeit auch gelb, roth oder bunt.

(Schleier, Schleie, Leier, Eier.)

## δ) des Anagramms.

1) von Heyne († 1812).

Austria — vastari.

(Aus Heyne's Leben von Heeren.)

2) von Fr. Kind.

Drei Sylben — o geliebte Wohnung!  
 Oft in der Fremde dacht' ich dein,  
 Und wünschte nichts mir zur Belohnung,  
 Als umgekehrt die Drei zu seyn.  
 Daß man das Wort noch mehr muß lieben,  
 Hat Jffland und ein Freiherr es geschrieben,  
 Hat Jffland drin der deutschen Welt  
 Zwei wack're Deutsche dargestellt.

(Watterhaus —

Schauspiel von Jffland;  
 Der Hausvater vom Freih.  
 v. Gemmingen.)

Ende des dritten Theiles.

---







UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 01485 1706

A 733,056 DUPL





A 733,056 DUPL

